This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

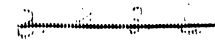
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 965,625

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.



838
G6
1889
B6

Goethes Gespräche.

3118 45

Herausgeber

Woldemar Freiherr von Biedermann.

---

3. Band:

1811—1818.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

Inhalt.

		Seite
519.	1811 (?). Über „Aus meinem Leben“	1
520.	1811, Mitte Januar (?). Mit Charl. v. Schiller	1
521.	1811, 20. Januar. Mit Riemer	2
522.	1811, 10. März. Mit Riemer	3
523.	1811, 30. März. Mit Riemer	3
524.	1811, April oder Mai (?). Mit Charl. v. Schiller	3
525.	1811, 3. Mai. Mit Sulpiz Boisserée	4
526.	1811, 4. Mai. Mit Boisserée	6
527.	1811, 6. Mai. Mit Boisserée u. a.	9
528.	1811, 7. Mai. Mit Boisserée	10
529.	1811, 8. Mai. Mit Boisserée	12
530.	1811, 9. Mai. Mit Boisserée	14
531.	1811, 10. Mai. Mit Boisserée	15
532.	1811, 11. Mai. Mit Boisserée am Hof	16
533.	1811, 12. Mai. Mit Boisserée	18
534.	1811, 16. Mai. Mit Riemer	19
535.	1811, 24. Mai. Mit Riemer	19
536.	1811, 29. Mai. Mit Riemer	20
537.	1811, 2. Juni. Mit Riemer	20
538.	1811, Juni (?). Mit Riemer	20
539.	1811, 20. Juni. Mit Riemer	21
540.	1811, 27. Juni. Mit Riemer	21
541.	1811, 29. Juni. Mit Riemer	22
542.	1811, 4. Juli. Mit Charl. v. Schiller und Caroline v. Wolzogen	22

Seite

543. 1811, 7. Juli. Mit Riemer 23
544. 1811, 9. Juli. Mit Riemer 24
545. 1811, 20. Juli. Mit Riemer 24
546. 1811, 30. Juli. Mit Charl. v. Schiller 24
547. 1811, Juli (?). Mit Riemer 25
548. 1811, Juli (?). Mit Pauline Gotter 25
549. 1811, 1. Auguſt. Mit Riemer 26
550. 1811, 6. Auguſt. Mit Riemer 26
551. 1811, etwa 7. Auguſt. Mit Legationsſecretär Lefebure. 26
552. 1811, erſte Hälfte September. Mit Bettine von Arnim geb. Brentano 28
553. 1811, 5. October. Mit Wilh. Dorow 29
554. 1811, 3. November. Mit Henriette v. Knebel . . . 31
555. 1811. Mit Riemer 31
556. 1811, 11. December. Mit Riemer 32
557. 1811, 21. December. Mit Riemer 32
558. 1811, 28. December. Mit Riemer 33
559. 1811, 29. December. Mit Riemer 33
560. 1811 (?). Mit A. Genaſt 33
561. 1812, Anfang (?). Über Calderon's „Der ſtandhafte Prinz“ 35
562. 1812, nach Mitte Januar. Mit Charl. v. Schiller . 35
563. 1812, 9. Februar. Mit Charlotte v. Schiller und Tinette v. Reitzenſtein 37
564. 1812, Anfang April (?). Über Schelling's „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen“ (von Jacobi). 38
565. 1812, Juli. Mit Friedrich Graf zu Stolberg . . . 38
566. 1812, Mitte September (?). Mit Luden 39
567. 1812, 23. October. Mit Frdr. v. Müller 44
568. 1812, November. Mit Riemer 46
569. 1812, Ende November. Mit v. Knebel 47
570. 1812, 12. December. Mit Riemer 49
571. 1812, 16. December. Mit v. Müller 49
572. 1813, 25. Januar. Mit Riemer 51
573. 1813, 25. Januar. Mit Falk 52
574. 1813, 1. Februar. Mit Riemer 74

Seite

575. 1813, Februar. Mit Luise Seidler 74
576. 1813, um 22. April. Bei Gottfried Körner . . . 76
577. 1813, April (?). Mit Sara Baronin v. Grottfuß geb. Meyer 77
578. 1813, 24. April. Im Hause Gerhard's v. Kügelgen. 77
579. 1813, um 24. April. Mit der Familie v. Kügelgen. 80
580. 1813, 7. Juni. Mit Riemer 81
581. 1813, Juli. Mit Frz. v. Schwanenfeld 81
582. 1813, Juli (?). Mit Stephan Schütze 88
583. 1813, 21. Juli. Mit Riemer 91
584. 1813, Ende October. Mit Frdr. Bar. de la Motte Fouqué 91
585. 1813, 26. October. Mit Riemer 95
586. 1813, 14. November. Mit Riemer 95
587. 1813, 20. November. Mit Riemer 96
588. 1813, 24. November. Mit Dietr. Georg Kiefer . . 96
589. 1813, 24. November. Mit Riemer 96
590. 1813, November. Mit Luden 97
591. 1813, 30. November. Mit Bar. de la Motte Fouqué. 108
592. 1813, Ende November oder Anfang December. Mit Luise Seidler 109
593. 1813, 2. December. Mit Bar. de la Motte Fouqué. 110
594. 1813, kurz nach 2. December. Mit Bar. de la Motte Fouqué 116
595. 1813, zwischen 5. und 21. December. Mit Frdr. Rochlitz und dessen Familie 117
596. 1813, 24. December (?). Mit Riemer 121
597. 1813, Ende December. Mit Eduard Genast . . . 121
598. 1813, (?). Mit Arthur Schopenhauer 122
599. 1814, 5. Januar Mit Riemer 123
600. 1814, 13. Februar. Mit Riemer 123
601. 1814, 26. März. Mit Riemer 124
602. 1814, 27. März und nahebei 125
603. 1814, März. Mit Riemer 126
604 1814, 4. April. Mit Riemer 126
605. 1814, 9. April. Mit Riemer 127

Seite
606. 1814, 16. April. Mit Riemer 127
607. 1814, 27. April. Mit Riemer 128
608. 1814, 3. Mai. Mit Riemer 128
609. 1814, 19. Mai. Mit Riemer 128
610. 1814, 29. Mai. Bei Goethe in Berka 129
611. 1814, 30. Mai. Bei Goethe in Berka 130
612. 1814, Mai (?). Mit Karl Eberwein 132
613. 1814, 9. Juni. In Berka 134
614. 1814, Mitte Juni. Mit Frdr. Aug. Wolf 135
615. 1814, 22. Juli. Mit Riemer 138
616. 1814, Auguſt. Mit Philippine Lade 138
617. 1814, 8. Auguſt. Mit . . . de l'Aspée 140
618. 1814, 9. Auguſt. In de l'Aspée's Schule 141
619. 1814, Auguſt. Mit de l'Aspée's Schülerinnen . . 142
620. 1814, zwiſchen 24. September und 9. October. In Heidelberg 144
621. 1814, 10. October. Über Georg Moller 159
622. 1814, zwiſchen 20. und 25. October. Mit K. Cäſar v. Leonhard 160
623. 1814, Ende (?). Mit E. Genaſt 166
624. 1814 (?). Mit Guſtav Moltke 168
625. 1815, Januar (?). Bei den Proben der „Zenobia" von Calderon 169
626. 1815, 15. Januar. Über „Zenobia" 172
627. 1815, 18. April. Mit v. Müller und Meyer . . . 173
628. 1815, 12. Mai. Mit v. Müller und Heinrich Karl Friedrich Peucer 177
629. 1815, Mai (?). Über den „Rehbock" von Kotzebue . 180
630. 1815, 27. Juli. Bei Rector Fochem 180
631. 1815, 2. Auguſt. Mit S. Boiſſerée 182
632. 1815, 3. Auguſt. Mit Boiſſerée 188
633. 1815, 4. Auguſt. Mit Boiſſerée 194
634. 1815, 5. Auguſt. Mit Boiſſerée 197
635. 1815, 6. (?) Auguſt. Mit Boiſſerée 200
636. 1815, 7. (?) Auguſt. Bei Goethe 201
637. 1815, 8. Auguſt. Mit Boiſſerée 205

Seite

638. 1815, 11. Auguſt. Mit Boiſſerée 209
639. 1815, 12. Auguſt. Mit Boiſſerée 213
640. 1815, 14. Auguſt. Mit Boiſſerée 214
641. 1815, 19. Auguſt. Mit Boiſſerée 215
642. 1815, 25. Auguſt. Mit Boiſſerée 216
643. 1815, 28. Auguſt. Geburtstagfeier in der Gerbermühle bei Frankfurt 216
644. 1815, 29. Auguſt. Mit Boiſſerée 218
645. 1815, 30. Auguſt. Mit Auguſt und Theodor Keſtner. 219
646. 1815, 5. September. Mit Boiſſerées 226
647. 1815, 8. September. Mit Boiſſerées 227
648. 1815, 10. September. Mit Sulp. Boiſſerée . . . 228
649. 1815, 11. September. Mit Boiſſerée 229
650. 1815, 13. September. Mit Boiſſerée 231
651. 1815, 15. September. Mit Boiſſerée 332
652. 1815, 16. September. Mit Boiſſerée 234
653. 1815, 16. September. Abend bei v. Willemers . . 234
654. 1815, 17. September. Bei v. Willemers 235
655. 1815, 18. September. Mit Boiſſerée 237
656. 1815, 19. September. Mit Boiſſerée und Moller . 237
657. 1815, 20. September. Mit Boiſſerée und Anton Thibaut 239
658. 1815, 21. September. Mittag bei Boiſſerée . . . 241
659. 1815, 23. (?) September. Mittag bei Boiſſerée . . 242
660. 1815, 29. September. In Boiſſerée's Gemäldeſammlung 242
661. 1815, letztes Drittel im September. Mit Georg Friedr. Creuzer 243
662. 1815, letztes Drittel im September. Mit Wilh. Grimm. 244
663. 1815, letztes Drittel im September. Mit Louis Grimm 245
664. 1815, 1. October. Mit Boiſſerée 245
665. 1815, 2. October. Mit Boiſſerée 246
666. 1815, 3. October. Mit Boiſſerée 246
667. 1815, 4. October. Bei K. Chriſtn. Gmelin . . . 252
668. 1815, 5. October. Mit Boiſſerée 253

Seite
669. 1815, 6. October. Mit Boisserée 254
670. 1815, 7. October. Mit Boisserée 255
671. 1815, 8. October. Mit Boisserée 256
672. 1815 (?). Mit Riemer 258
673. 1815 (?). Mit v. Knebel 259
674. 1815 (?). Mit Beate Lortzing geb. Elsermann . . 259
675. 1815 (?). Über Dur und Moll 260
676. 1815, 1815 Ende oder 1816 Anfang. Bei Aufführung von „Des Epimenides Erwachen" 261
677. 1816, zwischen 26. Januar und 11. Februar. Mit Joh. Gottfr. Schadow 262
678. 1816, 7. Februar. Mit Schadow 262
679. 1816, Mai (?). Mit E. Genast 263
680. 1816, Ende Juli oder Anfang August. Mit Frdr. Krug v. Nidda 265
681. 1816, 29. August. Mit Riemer 268
682. 1816, September und später. Mit Heinr. Franke u. a. 268
683. 1816, 8. October. Über Moritz Graf O'Donell . . 269
684. 1816, 25. October. Mit Georg Ticknor und Eduard Everett 269
685. 1816, 30. November. Mit v. Müller und Meyer . 272
686. 1816, 26. December. Mit v. Müller 272
687. 1817, Januar (?). In der Probe zum „Schutzgeist" von Kotzebue 273
688. 1817, 2. (?) Februar. Mit Julie Gräfin v. Egloffstein. 275
689. 1817, 7. Februar und vorher. Mit Franke . . . 276
690. 1817, 14. März. Mit Riemer 277
691. 1817, März. Mit A. Genast 277
692. 1817, 25. März. Mit E. Genast 278
693. 1817, Mitte April. Mit Riemer 279
694. 1817, 30. April bis 5. Mai. In der Frommann'schen Familie 281
695. 1817, Mitte (?). Mit Riemer 282
696. 1817, 22. August. Mit Riemer 282
697. 1817, zwischen 22. März und 28. August. Mit Frdr. Wilh. Krummacher 283

Seite
698. 1817. Mit Samuel Ferjentsék 285
699. 1817, 13. October. Mit v. Müller 287
700. 1817, 14. October. Mit Luise Jul. v. Lengefeld geb. v. Wurm 287
701. 1817, 20. October. Mit Victor Cousin 288
702. 1817, November. Mit Karl Aug. Varnhagen v. Ense. 291
703. 1817, November oder December. Über Wartburgfestreden 294
704. 1817, Anfang December. Mittag bei Frommanns . 294
705. 1817, gegen Mitte December. Über den Studenten Rödiger 295
706. 1817, 12. December. Mit Riemer 296
707. 1817. Mit Ferd. Joh. Wit gen. v. Dörring . . . 296
708. 1817 (?). Mit Jenaischen Burschen 297
709. 1818, 16. Februar. Mit Riemer 298
710. 1818, Februar. Mit v. Knebel 299
711. 1818, 27. Februar. Mit v. Müller und Julie Gräfin v. Egloffstein 299
712. 1818, 5. März. Mit v. Müller 300
713. 1818, 6. März. Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein. 300
714. 1818, Erste Hälfte März. Mit Julie Gräfin v. Egloffstein 302
715. 1818, Erste Hälfte März. Mit Caroline Gräfin v. Egloffstein 303
716. 1818, April. Mit Caroline Gräfin v. Egloffstein . 303
717. 1818, 29. April. In Dornburg 303
718. 1818, Anfang Juni. Mit v. Knebel u. a. . . . 311
719. 1818, Juni. Mit Riemer 312
720. 1818, 7. Juli. Mit Wilhelm Gerhard 312
721. 1818, 13. Juli. Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein 314
722. 1818, 18. Juli. Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein. 314
723. 1818, 6. August. In Gesellschaft bei Fürst Joseph Schwarzenberg 315
724. 1818, Ende (?). Über „Die Welt als Wille und Vorstellung" von Arthur Schopenhauer 316

519.

1811 (?).

Über „Aus meinem Leben".

Was Sie [Böttiger] über Goethes Leben II. sagen, stimmt fast gänzlich mit meinem [Rochlitzens] Urtheil zusammen — auch in Ansehung jener Stellen über den Katholicismus. Sie ist meiner Einsicht nach nicht einmal durchgehends wahr, und daß sie eben jetzt, eben von diesem Manne, eben so dreist und überraschend ausgesprochen worden, muß von vielen und auf Schwache von sehr üblen Folgen sein. Goethen war, wie ich gewiß weiß, schon vor dem Druck manche Vorstellung über diese Stelle gemacht worden, er hat sie alle zurückgewiesen, weil, wer einmal mit einem solchen Buche auftrete, auch alle seine Ansichten und Überzeugungen ohne Rücksicht auf irgendetwas außer der Sache selbst herausſagen müsse — jenes sei aber wirklich seine Überzeugung.

520.

1811, Mitte Januar (?).

Mit Charlotte v. Schiller.

Diese [Brüder Boisserée] hab' ich auch kennen lernen; sie sind jetzt in Heidelberg. Sie haben eine

519.

1811 (?).

Über „Aus meinem Leben".

Was Sie [Böttiger] über Goethes Leben II. sagen, stimmt fast gänzlich mit meinem [Rochlitzens] Urtheil zusammen — auch in Ansehung jener Stellen über den Katholicismus. Sie ist meiner Einsicht nach nicht einmal durchgehends wahr, und daß sie eben jetzt, eben von diesem Manne, eben so dreist und überraschend ausgesprochen worden, muß von vielen und auf Schwache von sehr üblen Folgen sein. Goethen war, wie ich gewiß weiß, schon vor dem Druck manche Vorstellung über diese Stelle gemacht worden, er hat sie alle zurückgewiesen, weil, wer einmal mit einem solchen Buche auftrete, auch alle seine Ansichten und Überzeugungen ohne Rücksicht auf irgendetwas außer der Sache selbst herausſagen müsse — jenes sei aber wirklich seine Überzeugung.

520.

1811, Mitte Januar (?).

Mit Charlotte v. Schiller.

Diese [Brüder Boisserée] hab' ich auch kennen lernen; sie sind jetzt in Heidelberg. Sie haben eine

ganze Sammlung Madonnenbilder vom Anfang der Schulen und kaufen, was sie können, und sammeln in dieser Idee fort, die Fortschritte der Kunst zu beurkunden. Diese wollten herkommen mit ihren Schätzen, und der Meister [Goethe] hat durch Minister Reinhard, dessen Theilnehmer sie bei seinem Gut [Apollinarisberg] sind, diese Herkunft (unter uns gesagt) nicht zustande bringen lassen. Er erzählt' es mir, der Meister nämlich, und freut sich darüber. Da sagte ich: mir ist's auch nicht unlieb; denn ich bin auch entübrigt, diesen Herren eine Artigkeit zu erzeigen. Da entgegnete der Meister: „Liebes Kind! Eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich schon. Da nehmt Ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Colonialwaaren und setzt die Fremden da herum und glaubt alles gethan zu haben, während wir andern wirklich artig sein müssen."

521.

1811, 20. Januar.

Mit Riemer.

„Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches; z. B. die Wirkung, daß ein Mensch getödtet worden, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse."

522.

1811, 10. März.

Mit Riemer.

„Der Egoist“ sollte ein Roman werden, dessen Motive Goethe mir erzählte den 10. März 1811. Der Sinn war: daß die Meisterschaft für Egoismus gelte. Er hat wenigstens diesen Gedanken aufbewahrt in Bd. XLIX, 74 [Maximen und Reflexionen, III. Abtheilung].

523.

1811, 30. März.

Mit Riemer.

Abends „Schweizerfamilie“; spielte Demoiselle **** „wie eine, die den furor uterinus hat und das Heimweh dazu, entzückte aber alle Männer.“

524.

1811, April oder Mai (?).

Mit Charlotte v. Schiller.

Unser Meister [Goethe] ist wohl jetzt, doch hatte er den Katarrh. Er ist heiter und freundlich und besucht Frau v. Stein alle Morgen. Über Karl [v. Schiller] hat er sich recht gefreut und mir so viel Gutes gesagt. Er spricht recht mit Behagen von ihm und freut sich, daß unsre Söhne keine falschen Ansprüche haben und

mit Ernſt und Eifer ihrer Bildung nachſtreben, und daß wir ſie ſo erzogen haben, daß ſie nur den Werth ihrer Väter fühlen, um ihnen nachzuſtreben und nicht, darauf zu ruhen und ſich zu ſtützen. — Vor 14 Tagen war er bei der Hoheit [Großfürſtin Maria Paulowna] zum Thee und hat mit Ihrer Frau Mutter [Herzogin Luiſe] ſo intereſſant geſprochen, und ich hörte und ſprach auch mit, weil mich der gute Zufall, wie ſie vom Tarok aufſtand, ihr nahe brachte. Er hat über ſeine Lieblingsideen, Bildung und Entſtehung der Erde, geſprochen und prächtige Sachen geſagt.

525.

1811, 3. Mai.

Mit Sulpiz Boiſſerée.

Ich komme eben von Goethe, der mich recht kalt und ſteif empfing; ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, ſeine Ordensbänder am Rock; die Anrede war ſo ſteif vornehm, als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße; „recht ſchön!“ ſagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferſtichweſen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Cotta und alle die äußern Dinge. „Ja, ja! ſchön! hem, hem!“ Darauf kamen wir an das Werk ſelbſt, an das Schickſal der alten Kunſt und ihre Geſchichte. Ich hatte mir einmal

vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf; bei dem Lob der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eick, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hatte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürer's Zeitgenossen in den Niederlanden; daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst in Niederland viel edler und gefälliger, als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein. Ich war in allen Stücken so billig, wie Du [Melchior Boisserée] mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein „Ja, ja! schön! merkwürdig!" Ich gab großmüthig meine Gedanken über den Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eick zum besten, jedoch mit aller Vorsicht, zugleich aber ließ ich nicht undeutlich merken, daß man eben bei der noch ganz frischen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, seine Gedanken noch nicht gerne ausspreche; ich gab sie auch nur in allgemeinen Zügen. Das ließ er sich alles sehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard die Rede; das Gespräch führte zu unserem gemeinschaft-

lichen Besitz von Apollinarisberg, von seinen Verhältnissen zur Regierung, zu seiner Frau, sodaß ziemlich das Wesentlichste berührt wurde; das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich auf morgen zu Tisch, erinnerte mich noch zum Erbprinzen zu gehen; ich müßte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen; er wolle alles schon einleiten.

Ich kündigte ihm Cornelius' Zeichnungen an; das gefiel ihm (ich schickte sie ihm nach Tisch); ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Stil seien, aber er wurde abgerufen: es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, — recht weiß ich es nicht mehr — aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen. Als ich durch's Vorzimmer ging, sah ich ein kleines, dünnes, schwarz gekleidetes Herrchen in seidenen Strümpfen mit ganz gebücktem Rücken zu ihm hineinwandeln.

526.

1811, 4. Mai.

Mit Boisserée u. a.

Mit dem alten Herrn geht mir's vortrefflich: bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. „Da sehen Sie einmal, Meyer!" sagte er zu diesem, der auch hereinkam, „die alten Zeiten stehen

leibhaftig wieder auf." Der alte kritliche Fuchs murmelte (ganz wie Tieck ihn nachmacht, ohne die geringste Übertreibung); er mußte der Arbeit Beifall geben, konnte aber den Tadel über das auch angenommene Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung nicht verbeißen. Goethe gab das zu, ließ es aber als ganz unbedeutend liegen und lobte mehr, als ich erwartet hatte. Sogar der Blocksberg gefiel ihm; die Bewegung des Arms, wo Faust ihn der Gretchen bietet, und die Scene in Auerbachs Keller nannte er besonders gute Einfälle. Vor der Technik hatte Meyer alle Achtung, freute sich, daß der junge Mann sich so heraufgearbeitet habe. Ich gab zu verstehen, daß Cornelius sich über seinen Beifall doppelt freuen würde, weil er bei dem schlechten Licht, worin sich manche Nachahmer des Alten gesetzt, gefürchtet, diese Art allein würde ihm schon nachtheilig sein. Gäbe nun aber Goethe etwas dergleichen Lob, so wäre das umsomehr werth, weil man dabei von der höchsten Unbefangenheit überzeugt sei, und daher könne er auch mit um so besserem Nachdruck und Erfolg die wirklichen Fehler rügen.

Bei Tisch kam die Rede auf allerlei: auf Lezay, auf Reinhard; sie haben der Prinzeß Stephanie ihre Zeichnungen gezeigt; Reinhard hat mir etwas davon verrathen. Ich fragte ihn nach dem „Diego" von Kettenburg; „das ist ein Schillerus redivivus," antwortete er, „eine Stimme aus dem Grabe, ganz ohne Kraft und Mark." Je weiter wir in's Essen und

Trinken kamen, desto mehr thaute er auf. Nach Tisch wurde auf dem Flügel gespielt; ein Baron Oliva von Wien, Kapellmeister, wenn ich recht gehört, trug einiges vor; es war das kleine höfliche Männchen von Tags zuvor. In dem Musiksaal hingen Runge's Arabesken, oder symbolische allegorische Darstellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich sie aufmerksam betrachtete, griff mich in den Arm und sagte: „Was! kennen Sie das noch nicht? Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist! Zum Rasendwerden! Schön und toll zugleich." Ich antwortete: Ja, ganz wie die Beethovensche Musik, die der da spielt; wie unsere ganze Zeit. „Freilich," sagte er, „das will alles umfassen und verliert sich darüber immer in's Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im einzelnen. Da sehen Sie nur! was für Teufelszeug! und hier wieder, was da der Kerl für Anmuth und Herrlichkeit hervorgebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten; er ist schon hin. Es ist nicht anders möglich: wer so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden; da ist keine Gnade." Ich schreibe Dir dieses Gespräch nur, um Dir die Vertraulichkeit und den Eifer des alten Herrn zu schildern; Du kannst denken, daß es viel mannigfaltiger war und sehr vieles dabei wechselseitig zur Rede kam. . . . . Nachher kamen wir auf die Philosophie, auf Deutschland, auf unsere Aussichten, auf deutsche Bildung zu sprechen. Er sagte: „Sie glauben

nicht: für uns Alte ist es zum Tollwerden, wenn wir da so um uns herum die Welt müssen vermodern und in die Elemente zurückkehren sehen, daß — weiß Gott wann? — ein Neues daraus erstehe.“ Und doch, sagte ich, ist es noch der einzige Trost, daß wir Jungen, als Leichenträger, gleichsam das Bessere, was in der Pest noch übrig bleibt, die alten Schätze der Bildung, zu retten suchen und mit der Zeit, vielleicht erst in unsern Enkeln die Schulmeister und so auch die Herren der jungen Völker werden, die uns einst beherrschen sollen; alle anderen Hoffnungen und Bestrebungen sind leer. „Was Sie da aussprechen, das ist das Rechte,“ sagte er, „aber die Dinge so anzusehen, dazu gehört Charakter; denn zur Resignation gehört Charakter.“ — Es ist natürlich nicht möglich, solche Gespräche in ihrer ganzen Folge wiederzugeben, zumal nicht in der Eile, in der ich schreiben muß.

527.

1811, 6. Mai.

Mit Boisserée u. a.

Heute war ich von elf Uhr an wieder bei ihm bis spät Nachmittags. Er hatte den Baumeister Stieler gebeten, der mir ein Portefeuille mit der neugriechischen Klosterkirche von Paulinzell hier in der Nähe vorlegte; ich holte meine neugriechischen Sachen, das gefiel dem alten Herrn alles sehr wohl. Wir sprachen sehr viel

und ausschließend über das alte Bauwesen; Meyer und Riemer waren recht fleißig dabei nach ihrer Art. Das Bauwesen, besonders die Grundrisse von den kölnischen Thürmen, die zufällig zwischen den neugriechischen Kirchen gelegen, hatten die ganze Aufmerksamkeit von Goethe auf sich gezogen, und als ich fortgehen wollte, sagte er mir (was ich eben selbst fordern wollte): „Hören Sie! wir müssen die Sache einmal recht mit Ernst betreiben: ich will morgen um elf Uhr zu Ihnen kommen, daß wir einmal allein sprechen können; wir müssen die Zeit nutzen, so lange wir beisammen sind; mündlich und die Zeichnungen zur Hand versteht man sich erst recht.“ Du kannst Dir denken, daß ich nun ganz offenherzig und ehrlich mit Freuden- und Ehrenbezeugungen herausrückte, die ihm sehr angenehm sein mußten; indessen lehnte ich es ab, daß er zu mir käme: ich schicke mein großes Portefeuille morgen zu ihm.

528.

1811, 7. Mai.

Mit Boisserée.

Alle Einwendungen des Alten gegen die eigene vaterländische Erfindung der gothischen Baukunst verstummen, und alles, was er wegen dem Straßburger Münster zu sagen hatte, ließ er bald fallen. Er brummte am Dienstag, als ich bei ihm mit den Zeichnungen allein war, wie ein angeschossener Bär; man

ſah, wie er in ſich kämpfte und mit ſich zu Gericht ging, ſo Großes je verkannt zu haben.

Die Vergleichung mit dem Straßburger Münſter führte uns vor allem auf die Thürme; je tiefer wir da in die Unterſuchung kamen, deſto höher ſtieg ſein Erſtaunen. Am meiſten äußerte ſich das an der Vorhalle und ihren ungeheuern, reich gegliederten innern Pfeilern; denen hatte er in der kleinen Geſtalt des ganzen Riſſes keinen Verſtand abgewinnen können: jetzt, wo ich ſie ihm groß vorlegte und von allem Rechenſchaft gab, drangen ſie ihm die lebhafteſte Bewunderung ab, und es freute mich, daß er ſich von ſelbſt gerade hier an das dickſte, verwickeltſte Ende machte, worin ſo tiefe Schönheit und Geiſt verborgen liegt, und wozu ich noch immer ſo wenige Menſchen habe bewegen können. Da ſieht man doch, wo der rechte Sinn zu Hauſe iſt. Selbſt die ſchöne Roſe am Straßburger Münſter hat er zwar nicht aufgegeben, wiewohl das zum Theil Widerſtrebende mit den ſpitzen, dreieckigen Geſtalten des Ganzen eingeſtanden, und daß er dem großen Fenſter, als unſerer Domkirche angemeſſener, für dieſe durchaus den Vorzug einräume, wie er das runde Rad zu dem übrigen Bau von Straßburg ziemender halte.

529.

1811, 8. Mai.

Mit Boisserée.

a.

Am Mittwoch fand ich ihn Morgens im Garten; wir sprachen über Cornelius; er hatte ihm geschrieben und ihn recht gelobt, ihm aber zu verstehen gegeben, daß er bei altdeutschem Geist, Tracht u. s. w. mehr Freiheit in der Behandlung selber wünsche und hatte ihn an Dürer's Gebetbuch verwiesen. Er fragte, ob ich dem nicht Beifall gäbe? Du kannst denken, daß das ganz willig geschah, ich aber meinen Tadel über vieles andere von Dürer bündig hinzufügte. Ich bemerkte ihm dabei: er würde wohl an meiner ganzen Denkart, so sehr ich mich auch in das deutsche Alterthum vertieft, eine redliche Unbefangenheit wahrgenommen haben, und da leugne ich denn recht viele Widerwärtigkeiten von unserm handfesten Meister Dürer durchaus nicht, und wir seien über das, wie über manches andere ähnlicher Art oft mit Schlegel uneins gewesen, der bei seinem regen, eifrigen Sinn für das Bessere gerade da, wo es vergraben und verkannt ist, nie der Sünde einer ungewöhnlichen Einseitigkeit entgehen könne.

b.

Nachmittags nach Tisch saßen wir allein; er lobte recht mit aller Wärme und allem Gewicht meine Arbeit.

Ich hatte das erhebende Gefühl des Siegs einer großen, schönen Sache über die Vorurtheile eines der geistreichsten Menschen, mit dem ich in diesen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte bestehen müssen; ich hätte ihn gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit dessen Gesinnungen ich besonders durch Reinhard sehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen. Ich gewann hauptsächlich dadurch, — was auch meiner eigenen innersten Neigung und Überzeugung am gemäßesten ist — daß ich rein die Sache wirken ließ und immer nur auf die Gelegenheit bedacht war, wann ich sie am besten wirken lassen konnte; er äußerte sich auch ganz demgemäß über das Werk. „Ja, was Teufel! man weiß da, woran man sich zu halten hat: die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis in's Kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu thun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen." Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedene Freude, einen der ersten Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehen, wodurch er an sich selber untreu geworden war; es konnte keinen wohlthätigern wahren Beifall für mich geben; ich sagte ihm, wie ich es erkenne, wie hoch ich den Beifall schätze, von ihm, der diese Kunst gewissermaßen ein für allemal abgefertigt gehabt, wie sehr mich eine so ernste, wahrhafte Erkenntniß meines Strebens in der Sache entschädige, für den oft schmerzhaften, nie aber

das Herz erfreuenden, leider unentbehrlichen Beifall der großen Welt, zumeist der Fürsten, die gewöhnlich jedem Hanswurst und Schauspieler denselben schenken.

Ich sprach, wie eben meine Stimmung mir es eingab; ich weiß nicht, wie ich die Worte setzte, sie mußten meine Bewegung kundgeben; denn der Alte wurde ganz gerührt davon, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals; das Wasser stand ihm in den Augen.

530.

1811, 9. Mai.

Mit Boisserée.

Gestern aß ich wieder bei ihm — denn ich esse nun alle Tage mit ihm — und ich brachte die Rede auf die Schlegel. Er hatte sich in den ersten Tagen freundlich nach Friedrich bei mir erkundigt, über unsere Verhältnisse mit ihm, und hatte sich recht gut, aber kurz über ihn geäußert; jetzt wollte ich einmal näher wissen, wie er dachte. Da kam nun leider eine schwache Seite zum Vorschein: gemischter Neid und Stolz des furchtsamen Alters. Er schalt sie unredlich, und alles was ich mit Mäßigung, doch mit Bestimmtheit in Rücksicht Friedrichs, an den ich mich hauptsächlich hielt, dagegen wandte, diente nur dazu, um ihm Erklärungen zu entlocken, die zwar zum Theil gegründet und mit dem, was man jedem, der Schlegel nicht genauer kennt, einräumen muß, zusammenstimmen, indessen blieb eine

Menge und das Hauptsächlichste übrig, was sich lediglich auf Persönlichkeiten stützen kann. Alle kleinen Kränkungen: Novalis, das Stillschweigen von August Wilhelm über „Die natürliche Tochter" u. s. w. wurden angerechnet und jedes, worin sie die Anerkennung seines Werthes an den Tag gelegt, als Absicht ausgelegt: sie hätten ihn mehr aus Klugheit, als aus Achtung — den einzigen von den Alten — noch bestehen lassen; alles sei Absicht. Er sagte: wenn er ganz in meine Ansicht einginge, die sich bei Friedrich mit allem Schein von Unredlichkeit ganz gut vertrüge, ohne sie im geringsten zuzugeben, sei das einzige, was er da sagen könne, doch immer: wer zuviel unternimmt, muß am Ende ein Schelm werden, mag er sonst so redlich sein, wie er will. Und damit ließ ich es eben gut sein. In dem ganzen Gespräch setzte er mein Treiben mit dem Dom, als ein redliches, jenem entgegen, und ich verstand erst noch mehr, was er am Tag vorher gemeint hatte.

531.

1811, 10. Mai.

Mit Boisserée.

Heute vor Tisch haben wir die Zeichnungen wieder bei der Hand gehabt; Quaglio's Blätter waren gestern angekommen. Die Säulen sind recht schön geworden, und die Straßburger Originalrisse wurden zuerst aufgemacht. Die Augen öffnen sich dem Alten immer

mehr und mehr; wir sprachen wieder recht viel, und bei Tisch äußerte er: es sei ihm leid, daß er die Abreise nicht aufschieben könne; er sehe wohl, die Sache wolle ergründet sein und werde immer wichtiger, je mehr man hineinkomme. Er reist am Sonntag; morgen früh haben wir große Ausstellung bei Hof. Goethe will, ich soll Kupferstiche, Straßburger Originalrisse, neugriechische Gebäude — alles mit hinnehmen; um es bequem zu haben, verlangte ich, daß er Anstalten zu einer ruhigen Ausstellung treffen solle. Du [Bertram] kannst Dir denken, daß ihm das zugleich auch ganz recht ist. Und so sind denn schon Baumeister, Ebenist, Castellan und allerlei Volks bestellt, um uns morgen die Sachen vorher zu ordnen, damit der Geheimerath, Excellenz, und meine Wenigkeit unsere Erklärungen in Ruhe von uns geben und die hohen Herrschaften schönstens belehren können.

532.

1811, 11. Mai.

Mit Boisserée am Hof.

Am Samstag hatten wir unsere große Ausstellung bei Hofe. . . . . Goethe in seiner Hofuniform half mir redlich zu dieser ganzen Einrichtung mit eigener Hand und war höchst glücklich, daß die Sache sich so gut machte. Wir waren kaum mit unseren Anstalten fertig, als die Herzogin hereintrat; sie hatte ein Frühstück zurichten, auch viele Personen dazu einladen lassen.

Da kamen nach und nach die Großfürstin, mehrere Damen und einige Herren vom Hofe, worunter sich auch Wieland fand, dem ich vorgestellt wurde; dann später der Herzog mit dem Herzog von Coburg, der Erbprinz und der Prinz von Coburg, etwa 25 bis 30 Personen. Es war ein rechtes Glück, daß ich mich auf diesen Wirrwarr vorgesehen und die Zeichnungen vertheilt hatte; ich mußte unaufhörlich Red und Antwort geben, und Goethe half von seiner Seite da, wo ich nicht sein konnte, so gut, als er es vermochte; denn seine Würde machte ihn in dieser Umgebung etwas steif und vielleicht verlegen. Er nöthigte mich auch, meine neugriechischen Architekturzeichnungen und was ich sonst noch von Kupferstichen hatte, alles herauszukramen und gab den fürstlichen Personen immer kurze Winke, wie merkwürdig und wichtig das alles sei.

— — — — — — — — — — —

Cornelius' Zeichnungen, die den Beschluß gemacht, hatten allgemein gefallen; ich benutzte dies, um den Alten wegen einem öffentlichen Urtheil anzugehen, welches mir doch mit der Hauptzweck war, worauf Cornelius es angelegt. Ich ließ den alten Herrn das Gewicht seines Einflusses fühlen, und wie er dadurch den jungen Mann, der nach Italien gehen wolle, unterstützen könne. „Ja, warum nicht?" war die Antwort; „Zeigen Sie nun erst einmal die Blätter in Leipzig, vielleicht findet sich da ein Verleger, und ich will meinerseits auch gern etwas dafür thun." Ebenso be-

reitwillig zeigte er sich, als ich nach Tisch von meiner eigenen Unternehmung sprach und ihm den zweideutigen Ruf in's Gedächtniß rief, worin er sich durch Unterdrückung seiner Rede über den Straßburger Münster [von 1773, die damals in Goethes Werke nicht aufgenommen war] gesetzt habe; es stehe ihm so gut an, daß er in seinem Alter für alles von Bedeutung, sei es auch seiner bisherigen Ansicht fremd, doch immer jugendlich empfänglich geblieben, und es habe ohne Unterschied aller Welt Freude gemacht, als das noch zuletzt so schön bei den Dürer'schen Randzeichnungen offenbar geworden. Das gefiel ihm; wir kamen in ein längeres Gespräch darüber, und er versprach alles. Einige Tage vorher hatte er mir schon einmal gesagt: bei den Dürer'schen Zeichnungen habe er recht erfahren, daß es gut sei, wenn man alt würde, hätte er doch sonst den Dürer gar nicht eigentlich kennen gelernt.

Die Anwendung auf die Baukunst sprach er nicht aus, aber er hat mir in jedem Stück nur zu sehr gezeigt, wie es ihm auch hier wieder lieb war, daß er alt geworden, weil er sonst das altdeutsche Bauwesen nie recht kennen gelernt hätte.

533.

1811, 12. Mai.

Mit Boisserée.

Er [Goethe] gab mir Sonntags noch seine Rathschläge zu meinem Werk: ich sollte doch ja das kleinere

hiſtoriſche auch gleich anfangen, damit auf das erſte Heft des Doms unmittelbar dieſes folgen und ſo jenes erläutern, ſtützen, ſeine Stelle im Ganzen anzeigen könne — gerade ſo, wie ich ihm mein Vorhaben in dem erſten Brief geſchrieben habe. Über die Art zu ſchreiben und das Ganze zu behandeln konnte ich ihn nicht recht zum Sprechen bringen; er meinte, das würde ſich alles ſchon von ſelbſt finden, ich ſollte nur mein Weſen ſo forttreiben, fleißig reiſen und mich durch die Anſchauung immer tiefer in die Sache hineinſetzen, da könne ja das, worauf es eigentlich ankomme, am Ende nicht fehlen.

534.

1811, 16. Mai.

Mit Riemer.

„Sinnliche Abſtracta der Kunſt z. B. Des Grieux et Manon l'Escaut [von Prévot d'Exiles], idealiſche Abſtracta z. B. „Alarcos“ ꝛc.“

535.

1811, 24. Mai.

Mit Riemer.

„Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtiren. — Das Thier iſt von kurzer Exiſtenz. Beim Menſchen wiederholen ſich ſeine Zuſtände.“

536.

1811, 29. Mai.

Mit Riemer.

„Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, wie Stolberg mit der ***, Werner mit der ***†), so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken."

537.

1811, 2. Juni.

Mit Riemer.

Daß der größte Theil der Geschichte nichts weiter, als ein Klatsch sei, bemerkte Goethe bei Gelegenheit von Plutarch's Schrift de malignitate Herodoti.

538.

1811, Juni (?).

Mit Riemer.

a.

„Die Geschichte ist ein Mährchen im Anfang, auf ihm schwimmt ein Factum, wie auf dem Wasser, bis das Wasser verschwindet."

b.

„Zufälle nennt man in der Natur, was beim Menschen Freiheit heißen würde, nämlich Ereignisse eines Nothwendigen in Absicht der Folgen, aber willkürlich in Absicht der Zeit."

†) [Sophie v. Schardt?]

c.

„Die dramatiſchen Einheiten heißen weiter nichts, als einen großen Gehalt mit Wahrſcheinlichkeit unter wenige Perſonen austheilen und darſtellen.

So hat Racine den Gehalt des Tacitus in griechiſche Form gebracht.“

d.

„Mit thätigen Menſchen fährt man immer beſſer gegenwärtig als abweſend; denn ſie kehren entfernt meiſtens die Seite hervor, die uns entgegenſteht; in der Nähe jedoch findet ſich bald, inwiefern man ſich vereinigen kann.“

539.

1811, 20. Juni.

Mit Riemer.

„Ernſt in beſchränkter Sphäre, auf kleine enge Gegenſtände gerichtet, iſt Fanatismus oder Pedantismus. In einer gewiſſen Höhe angeſehen, erſcheint er uns lächerlich, und dies iſt in der That das beſte Mittel, uns davon herzuſtellen.“

540.

1811, 27. Juni.

Mit Riemer.

„Zu der Zeit liebt ſich's am beſten, wenn man noch denkt, daß man allein liebt und noch kein Menſch ſo geliebt hat und lieben werde.“

541.

1811, 29. Juni.

Mit Riemer.

„Über die verschiedenen Systeme bei den Insekten, wo eins das andere aufzehrt und sich ins andere verwandelt. So auch im Menschen. Im Kinde die Vernunft schon, auf eine andere Weise; dann der Verstand, bei eintretender Pubertät; dann der Ehrgeiz; dann der Nutzen; zuletzt wieder die Vernunft, aber nicht bei allen Menschen, denn viele bleiben beim Nutzen stehen."

542.

1811, 4. Juli.

Mit Charlotte v. Schiller und Caroline v. Wolzogen.

Am Sonntag Nachmittag haben wir ... in Jena .. unsern Meister [Goethe] besucht..... Der Meister war gar gut, freundlich, mittheilend und ernsthaft gestimmt mitunter, wie ich es gerne habe. Er ist mit der Welt nicht in Frieden, scheint es, und sagt, er wolle ein indischer Einsiedler werden, wie die waren, die Apollonius von Tyana aufsuchte. Er sieht wohl aus, und keine Abspannung ist in seinen Zügen sichtbar. Eine Beilage will ich hinzufügen von seinem Propos über Oken; Sie [Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin] müssen es wissen und Sich krank oder gesund lachen.....

Beilage.

„Eine der Ideen in der neuen Naturlehre ist, daß der Mund nur ein verlängerter Darm ist.“

Alsdann erklärt der Meister, daß Oken den süßesten Laut in der Natur einen Ton nenne, den wir nicht gern hören lassen wollen. Es sagt der Meister: „Nun sollte ein Liebender nach dieser Theorie sagen: Deine Stimme tönt mir so süß wie ein . . . . .

Bei einer wohlbesetzten Tafel würde der Philosoph sagen: Gebt euch nicht die Mühe, zu essen, sondern tragt gleich die Speisen dahin, wo sie durch euch hingelangen.

Die Thiere sind Schleimbläschen im Licht. Die Pflanzen sind Schleimbläschen im Dunkel.“

543.

1811, 7. Juli.

Mit Riemer.

„Beide Geschlechter besitzen eine Grausamkeit gegen einander, die sich vielleicht in jedem Individuum zu Zeiten regt, ohne gerade ausgelassen werden zu können: bei den Männern die Grausamkeit der Wollust, bei den Weibern die des Undanks, der Unempfindlichkeit, des Quälens u. a. m.“

544.

1811, 9. Juli.

Mit Riemer.

„Ein Menſch, der eitel iſt, kann nie ganz roh ſein; denn er wünſcht zu gefallen und ſo accommodirt er ſich andern.“

545.

1811, 20. Juli.

Mit Riemer.

„Das Unzulängliche iſt productiv. Ich ſchrieb meine „Iphigenia“ aus einem Studium der griechiſchen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erſchöpfend geweſen wäre, ſo wäre das Stück ungeſchrieben geblieben.“

Über die Productivität ohne Urtheil, Luſt zur Erfindung, Märchen zu erſinnen. „Kann auch hypochondriſch ſein. Hängt auch mit dem Charakter zuſammen und fließt auf ihn ein.“

546.

1811, 30. Juli.

Mit Charlotte v. Schiller.

Obgleich der Brief nicht ſo ſchnell fort ſoll, ſo wird er doch geſchrieben, weil des Meiſters zärtlicher Gruß auf dem Papier ſtehen ſoll, und heute noch. Dieſen Morgen kam er zu mir und war gar freundlich und mild und mittheilend. Er fragte nach Ihnen,

meine gnädigste Prinzeß [Caroline von Mecklenburg-Schwerin], recht theilnehmend; da sagte ich ihm, daß ich Ihnen etwas aus den Memoires [„Aus meinem Leben"] vertraut hätte. Da war er recht weich und sagte mit aller Tiefe und Güte seines Gemüths, ich sollte Ihnen von ihm viel Herzliches sagen. Ich sage es gerade so, wie er es gesagt hat. Ich habe neulich wieder den kleinen Kunstroman in den „Propyläen" gelesen: „Sammler". So etwas Graziöses und Heiteres und Verständiges in dieser Art giebt es nicht wieder. Das sagte ich ihm; das freut ihn sehr, und ich fühlte, daß es ihn bewegte und freute. Caroline und ich sollen zu ihm kommen und die Zeichnungen aus dem „Faust" [von Nauwerk und Ratzeburg] sehen, die, wie ich höre, meine allergnädigste Prinzeß Sich aneignen will.

547.

1811, Juli (?).

Mit Riemer.

„Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus" (XLIX, 62), bemerkte G., als vom Charakter der Juden die Rede war.

548.

1811, Juli (?).

Mit Pauline Gotter.

Der alte Herr war diesmal nicht lange in unserer Nähe und ziemlich griesgrämig, wie man sagt. Uns

hat er sich zwar nicht so gezeigt, sondern immer wie billig seine Sonntagslaune angelegt. Er pflegt aber auch oft zu sagen: „Deine Gegenwart, liebes Kind, verjüngt mich um zwanzig Jahr!“ und das ist immer Musik für mein Ohr.

549.

1811, 1. August.

Mit Riemer.

„Man spricht ja immer nur die Erfahrung identisch aus. Was man erfährt, das ist ja eben die Erfahrung und weiter nichts dahinter. Doppelbild z. E., das ist ja eben, daß ich zwei Bilder sehe.“

550.

1811, 6. August.

Mit Riemer.

„Es wird Einem nichts erlaubt, man muß es nur sich selber erlauben; dann lassen sich's die Andern gefallen oder nicht.“ (Vgl. XLIX, 62.)

551.

1811, etwa 7. August.

Mit Legationssecretär Lefebure.

Avec M. Goethe elle [la conversation] prit sur le champ un vol plus élevé; il embrassa toute la littérature allemande, passée et présente, il y marcha

à pas de géant, peignant tout à grands traits, d'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives, que je ne pouvais assez m'étonner; il parla de ses ouvrages peu et avec modestie, beaucoup des chef d'oeuvres en tout genre de la France, des grands hommes qui l'avaient honorée, du bonheur de sa langue, des beaux génies qui l'avaient maniée, des littérateurs présents, de leur caractère et de celui de leurs productions; enfin, j'étais un Français qui était allé pour rendre hommage au plus beau génie de l'Allemagne, et je m'apperçus bientôt que M. Goethe me faisait en Allemagne les honneurs de la France. Il est impossible, d'allier plus d'esprit, plus de modestie et de cette urbanité qui jette sur la science un vernis si aimable. Je lui disais en parlant de notre littérature que nous étions enfermés dans des bornes étroites dont nous ne voulions pas sortir, que nous restions obstinément dans les mêmes routes, ce que ne faisaient point les autres peuples. Il me répondit avec une politesse infinie, qu'il ne trouvait pas que les Français eussent de la répugnance à sortir de leurs routes, mais seulement qu'ils étaient plus judicieux que leurs voisins lorsqu'il était question de s'enouvrir de nouvelles. Son oeil est plein de feu, mais d'un feu doux, sa conversation riche et abondante, son expression toujours pittoresque et sa pensée rarement ordinaire.

552.

1811, erſte Hälfte September.

Mit Bettine v. Arnim, geb. Brentano.

So liebte er wohl ein Geſpräch ungebührlich lang auszudehnen, eine Bemerkung immer zu wiederholen, oder wieder darauf zurückzukommen, wenn er merkte, daß einer ſich dabei langweilte, der übrigens nicht Urſache hatte, den bereits Unterrichteten zu ſpielen oder das Air eines Schnellfaſſenden anzunehmen. Auch bediente er ſich dieſes oder eines ähnlichen Manoeuvres, wenn er nicht Luſt hatte auf etwas einzugehen, um den Zudringlichen ablaufen zu laſſen.

Bettine mußte dies erfahren, als ſie im Herbſt des Jahres 1811 bei ihren abendlichen Beſuchen ihm gern von ihrer Liebe oder was ſonſt . . . vorgeſchwatzt hätte. Er kam ihr beſtändig dadurch in die Quere, daß er ſie auf den Kometen, der damals wunderſchön am Abendhimmel ſtehend in ſeiner völligen Größe und Pracht zu ſehen war, aufmerkſam machte und dazu ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und ſich des Breitern über dieſes Meteor erging. Da war nicht anzukommen: Das Meteor mit ſeinem langen Schweife wehrte dieſe wiederkehrende Fliege, die ſich ihm gern auf den Schooß geſetzt hätte, dieſes alte, damals ſchon verheirathete Kind wie mit einer Ruthe ab.

553.

1811, 5. October.

Mit Wilhelm Dorow.

Im Jahre 1811 machte der Herausgeber dieser „Denkschriften und Briefe“ die persönliche Bekanntschaft von Goethe, bei dem er durch Briefe von Fr. Aug. Wolf und Joh. Fried. Reichardt eingeführt wurde. Ersterer sandte ein Prachtexemplar seiner Übersetzung der „Wolken“ des Aristophanes mit. Goethe ließ lange auf sich warten, erschien endlich höchst elegant gekleidet, mit dem Ehrenlegionsorden im Knopfloche, ministeriell, und nachdem die ersten Höflichkeitsbezeigungen vorüber waren und man sich gesetzt hatte, legte er die Briefe uneröffnet beiseite, blätterte in den „Wolken“, schlug auf und sagte: „Ein sehr schönes Format! ein sehr schönes Papier! ja, auch ein sehr schöner Druck! Das ist ein vortreffliches Werk.“ Hiermit legte er das vortreffliche Werk beiseite und sah den Überbringer mit großen Augen an. Dieser, über Goethes Art und Weise erzürnt, entgegnete: „Wenn Ew. Excellenz nach solchem Maßstabe die Trefflichkeit eines Buchs beurtheilen, so wäre dieses traurig für Ihre eigenen Werke; denn Herr Cotta hat dazu schlechtes Papier, schlechten Druck und ein schlechtes Format, ähnlich den medicinischen Recepten genommen.“ Goethes Gesicht veränderte sich sichtbar in freundlichere Züge; er fing an, über Wolf sehr lobend zu sprechen, Reichardt

zu erwähnen vermied er, doch ergoß er sich in theilnehmende Äußerungen über dessen vortreffliche Frau und liebenswürdige Familie und fragte, ob ich schon Wieland gesprochen hätte, der durch den Umsturz mit dem Wagen sehr leidend sei. Auf ein Ja und auf die Bemerkung, daß Wolf jenem gleichfalls ein Exemplar der „Wolken" gesendet habe, wurde Goethes Gesicht wieder sehr verdrießlich. „Hat Wieland das Buch freundlich aufgenommen?" fragte Goethe heftig. Da kein Grund vorhanden war, Wieland's Äußerungen zu verschweigen, so erwiderte ich: „Der freundliche, sanfte Mann, der schmerzensvoll im Lehnstuhl saß, blätterte nicht, wie Ew. Excellenz, ruhig, sondern mit großer Bewegung das Buch durch — doch schien sich dieses nur auf die Anmerkungen zu beziehen — legte das Buch fort und sagte sehr bewegt: „„Ich glaube viel, sehr viel Gutes über Aristophanes und gerade über seine „Wolken" gesagt zu haben, doch nirgend bin ich genannt, nirgend ist meiner erwähnt."" Ich entschuldigte Wolf mit der Versicherung, daß er wenig oder gar keine deutschen Bücher lese und er dieses gewiß aus Unkenntniß also gethan habe. „„Ja,"" rief der kranke Mann mit funkelnden Augen aus, „„ja, darin liegt eben der Stolz! Der da in Berlin und der hier in Weimar, die glauben beide hoch oben auf dem Olymp zu sitzen und halten alles Lebende für Gewürm, was kaum werth ist, zu ihren Füßen zu kriechen."" Dieses erzählte ich einfach und sehr ruhig an Goethe, welcher darauf lächelnd

fragte, ob ich den Mann wohl kenne, den Wieland gemeint? Auf meine Versicherung in einem noch etwas gereizten Tone, daß dieses wohl keinem Menschen auf Erden zweifelhaft sein könne, reichte mir Goethe die Hand und hieß mich herzlich willkommen. Dieses war der Beginn meiner Bekanntschaft mit Goethe; ich blieb acht Tage in Weimar, sahe ihn noch öfters in seinem Hause und in spätern Jahren, wenn ich durch Weimar kam, fand ich bei ihm stets eine freundliche Aufnahme.

554.

1811, 3. November.

Mit Henriette v. Knebel.

Ich hatte gestern mit Goethe eine artige Unterredung, worin er mir sagte, daß er sich nie in seinem Leben eines zufälligen Glückes habe rühmen können, und daß er solches auch im Spiel erfahren, wo ihn das Glück durchaus fliehe.

555.

1811.

Mit Riemer.

a.

„Wie etwas als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft steht, so daß man mit allem Willen und Widerwillen doch nichts daran ändert: so läßt man

sich auch in einer Dichterfabel das Apprehensive gefallen, wie man sich in der Geschichte nach einigen Jahren die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaisers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet sein Recht wie das Geschehene."

(Bei Gelegenheit der „Wahlverwandtschaften".)

b.

„Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen." (XLIX, 62.)

556.

1811, 11. December.

Mit Riemer.

„In dem ungeheuren Leben der Welt, d. h. in der Wirklichwerdung der Ideen Gottes (denn das ist die wahre Wirklichkeit), fällt als ein Peculium für unsere Persönlichkeit ab: das Affirmiren und Negiren, das Vorurtheil und die Apprehension, der Haß und die Liebe; und darin besteht das Zeitliche, und Gott hat auf diese Perturbation mitgerechnet und läßt uns gleichsam darin gebahren."

557.

1811, 21. December.

Mit Riemer.

„Die Deutſchen haben ſo eine Art von Sonntags-Poeſie, eine Poeſie, die ganz alltägliche Geſtalten mit etwas beſſeren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen ſollen.“

558.

1811, 28. December.

Mit Riemer.

„Die Menſchen denken nur ausweichend!“

559.

1811, 29. December.

Mit Riemer.

„Größere Menſchen haben nur ein größeres Volumen; Tugenden und Fehler haben ſie mit den mindeſten gemein, nur in größerer Quantität. Das Verhältniß kann daſſelbe ſein.“

560.

1811 (?).

Mit A. Genaſt.

Bei einer andern Gelegenheit, wo „Die neue Frauenſchule“ von Kotzebue gegeben werden ſollte, ein Stück

von drei Acten, worin die Handlung nur unter drei Personen stattfindet, legte er [Goethe] die drei Rollen in die Hände von Anfängern. Als er mir dieselben zur Vertheilung übergab, bemerkte ich ihm, daß das Stück verloren sei, wenn nicht das Wolff'sche Ehepaar und die Lortzing die Träger des Ganzen wären. „Ei was!" sagte er mürrisch, „ich weiß, was ich thue. Man muß den jungen Leuten Vertrauen beweisen; denn nur so kann etwas aus ihnen werden." „„Aber hier nicht, Excellenz!"" erwiederte ich. „„Das Gelingen hängt hier einzig und allein von einer trefflichen Darstellung ab, und diese ist nur zu erwarten, wenn Ew. Excellenz die Rollen den Genannten übertragen. Das Stück, das ohnehin kein Meisterwerk ist, kann nur durch solche tüchtige Kräfte über seine Mittelmäßigkeit gehoben werden, und statt den jungen Leuten zu nützen, schaden Sie ihnen nur. Indessen haben Ew. Excellenz zu befehlen; ich habe nur meiner Pflicht gemäß meine Ansicht ausgesprochen."" Nachdem Goethe mehrere Male mit heftigen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb er plötzlich vor mir stehen, mich mit seinen wunderbaren Glanzaugen anblickend, und sagte: „Den einmal hingeschriebenen Namen auf einer Rolle wieder ausstreichen, wenn das Mitglied nicht abgegangen oder gestorben ist, das thue ich nicht; das wißt Ihr. So laßt denn die Titelblätter der Rollen nochmals schreiben, damit ich sie für die Wolffs und Madame Lortzing signiren kann." So geschah es.

561.

1812, Anfang (?).

Über Calderon's „Der ſtandhafte Prinz".

Das aufgeführte Stück wurde in der gebildeten Geſellſchaft viel beſprochen, wobei denn auch die Bedeutung deſſelben für das Chriſtenthum nicht unberührt bleiben konnte. Ein geiſtreicher junger Gelehrter [Johann Schulze?] ließ ſogar eine Broſchüre darüber erſcheinen, in welcher er die chriſtlichen Tiefen dieſes Dramas aufſchloß. Dieſe Äußerungen über das dramatiſche Werk wurden von Goethe mit Befremden aufgenommen. Aus einem Geſpräch, welches er mit mehreren Perſonen darüber geführt hatte, welche dieſe religiöſe Bedeutung hervorgehoben hatten, hörte ich [Friedrich Schubart], daß er gegen dieſelben ſeine Verwunderung darüber ausgeſprochen habe, daß man auf dieſen ſtofflichen Inhalt ſo viel Gewicht lege. Er habe in dem ſtandhaften Prinzen, den man für einen chriſtlichen Märtyrer ausgeben wolle, nichts anderes geſehen, als einen chriſtlichen Regulus.

562.

1812, Mitte Januar.

Mit Charlotte v. Schiller u. a.

Vor vierzehn Tagen ungefähr lebte ich noch ganz fremd und entfremdet mit dem Meiſter und liebte ihn,

wie man die Natur liebt, ohne zu begreifen, daß sie einen ansieht, wenn wir sie segnen. Unsre Freundin St(ein) gerieth auf die Gedanken, alle Papiere, die Sie [Erbprinzeß Caroline von Mecklenburg-Schwerin] auch sehen möchten oder sahen, zu zeigen. Ich durchblickte dieses wunderbare menschliche Wesen und klagte über das Schicksal unserer Freundin und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als schlösse sich mein Herz mit den leisesten Fäden an das ihre an, und ich gelobte ihr, sie nie zu verlassen, und meine Liebe solle ihr folgen bis ins Grab. Ich komme von dem Lesen in eine Gesellschaft zu Fr. v. R., die ihn mit der dicken Hälfte bat, und er fing an so von der Vergangenheit zu sprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben gelesen, von denen er historisch in den Briefen sprach, weil er eine Reise beschrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter zum Beispiel*), daß es mich unaussprechlich wunderte. Ich hatte ihm die hübsche Art erzählt, wie Henriette [v. Knebel] über sein Leben geschrieben. Ich gehe, um meinen Mantel umzunehmen; da kommt er, faßt mich bei der Hand, dankt noch einmal für die Mittheilung, sagt, daß es ihm wohl sei, mit jemandem zu sein, der seine Sprache verstehe, wie ich, die ich ihn so lange kenne, daß wir uns nie fremd, noch fern sein könnten, und sagte noch: „wissen Sie noch, wie lange wir schon von einander wußten, wie Sie noch da über den Bergen waren, über Kochberg hinaus?“ (In diesem Augenblick hätte er ge-

wiß auch die alte treue Freundin erkannt.) Ich wurde so weich, daß die Thränen mir kamen, und fühlte auch, daß ich ihn nicht verlieren kann. Aber dieſe ſonderbare Stimmung gerade da, wo ich ſo recht in ihm lebte, ſeine Verhältniſſe zu Fr. v. St. fühlte, das iſt mir lieb und tröſtlich; denn die Seelen kennen eine Sprache, die nie verſtummt, wenn ſie rein einſt klang. Seit der Zeit ſah ich ihn in dieſer Woche öfter, auf der Redoute am Sonntag, und immer war er gleich freundlich und gemüthlich.

563.

1812, 9. Februar.

Mit Charlotte v. Schiller und Tinette v. Reitzenſtein.

Den vorigen Sonntag war die feierliche Einführung des [franzöſiſchen] Herrn Geſandten [de St. Aignan]. . . . . Es war Souper ſtatt des Hofdiner, und der Meiſter ſowie die Höheren blieben. Der Meiſter war geſprächig und hat mir [Charlotte] und Tinette vom Tempel der Diana von Epheſus erzählt, der daſſelbe Verhältniß wie der Saal hatte, die Säulen nämlich in der Breite; ihre Höhe war aber ſtatt zwanzig ſechzig Fuß. . . . . Der Meiſter iſt ſehr erweckt und freut ſich, daß Mr. de St. Aignan ſo gebildet iſt und ſehr ſchöne Sachen über die franzöſiſche Literatur ſprechen ſoll. . . . Die ſchöne Marſchallin [Lannes], die einſt

bei ihm logirte, hatte ihm ein prächtig Tintenfaß geschickt durch die Gelegenheit.

564.

1812, Anfang April (?).

Über Schelling's „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen" (von Jacobi.)

Welche Sensation erregt Ihr Buch, bester Schelling! In Jena hat es eine solche Bewegung in die Gemüther gebracht, daß seit seiner Erscheinung an nichts anderes gedacht, von nichts anderem geredet und nur für und wider gefochten und gestritten wird. Der größte Theil schlägt sich mit Feuer und Flamme zu Ihrer Fahne, und nur wenige ergreifen Jacobi's Partei. Auch Goethe soll sich freuen, daß die Wahrheit siegt. Neulich hat er als Tischgespräch scherzhaft geäußert: Ihren Gott begriff' er zwar nicht, aber der Gott, der sich mit dem alten Jacobi und seinen beiden Schwestern amüsiren könnte, müßte doch ein kläglicher Gott sein.

565.

1812, Juli.

Mit Friedrich Graf zu Stolberg.

In Karlsbad empfahl und lieh mir Goethe den ersten Theil von Jacobi's Schrift, auf daß ich Hamann's Briefe lesen möchte, von denen Goethe mit Bewunderung

sprach, wie sie es auch verdienen. Aber ist es nicht sonderbar, daß Goethe mich damit bekannt machen mußte und sie so anpries?

566.

1812, Mitte September (?).

Mit Luden.

An dem Tage nun, da ich . . . mit Goethe in Knebel's Garten ging, lag mir gewiß kaum ein Gedanke ferner, als der Gedanke an den Herzog Bernhard [den Großen von Weimar]. Kaum aber hatten wir einige Schritte gemacht, so fing Goethe an: „Es ist mir lieb, Sie einmal allein zu sprechen. Ich hätte längst gern über eine Sache mit Ihnen geredet, die auch mich einst beschäftigt hat, und wir wollen den Augenblick benutzen. Wie steht es mit Ihrer Biographie des Herzogs Bernhard?" — Sind Ew. Excellenz auch mit dieser Sache bekannt? — „Wie sollte ich nicht? Freilich!" — Leider steht es nicht gut, oder vielmehr es steht gar nicht. — „Wie so?" — Und nun begann ein freundliches Gespräch, in welchem Goethe anfangs der Fragende und ich der Antwortende war, welches aber bald in eine wahre Conversation überging. Ich will indeß, um die Weitläufigkeit des Gesprächs zu vermeiden, lieber zusammenstellen, was im Wesentlichen gesagt worden ist. Ich

will nicht läugnen, sagte ich, daß ich den Vorschlag des Herrn [Staatsminister] v. Voigt gern annahm und daß ich nicht ohne Liebe ans Werk ging. Der Herzog war mir in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges immer als eine glänzende Heldengestalt entgegengetreten und mit Lust und Freude hatte ich wie in Tagen des Sieges so in Tagen des Unglücks auf den jungen Fürsten des Vaterlandes hingeblickt. Deßwegen faßte ich die Hoffnung, er werde eingerahmt und aus dem großen Gemälde herausgenommen, mit einer Umgebung, die als würdiger Hintergrund ihn nur noch mehr heben mußte, sich in einer solchen Weise darstellen lassen, daß er als Held des Glaubens und des Vaterlandes ein Muster und Beispiel sein könnte für Hohe und für Geringe. Sowie ich aber den Versuch machte, fielen von allen Seiten — wenn das anders nicht falsch gesprochen ist — Schatten auf mein Bild, die mir das Licht verschoben oder verdarben. Wie ich ihn auch stellen mochte, er bekam weder Schnitt noch Farbe. Zwar blieb er ein ausgezeichneter Kriegsfürst, tüchtig, einsichtig, tapfer und kühn; zwar war er auch ein frommer Mann und bewahrte stets ein tiefes Ehrgefühl und eine hohe fürstliche Gesinnung; aber ein bloßes Aufzählen seiner Thaten und Fahrten gewährte mir kein hinlängliches Interesse; als bloßen Soldaten konnte und mochte ich ihn nicht darstellen. Er stand allerdings nicht niedriger, als alle Übrigen, die in diesem unglückseligsten aller Kriege, in diesem

heillosen Heuchelkriege hervorragten, aber auch eben nicht höher. Denn ein Heuchelkrieg war es, und wenn man auch das Bild der Religion auf dieser Seite wie auf jener vor sich her trug, so galt es doch nur um irdische Interessen, die man durch religiöse Mittel zu fördern suchte. Gustav Adolf's Haupt hat man mit einem Heiligenschein zu umgeben gesucht und diesen Schein hat noch niemand unter den Protestanten zu zerstören oder zu verwerfen gewagt; da er so früh seinen Tod fand, so ist er als „ein Kämpfer des Herrn" gefallen und die Wahrheit ist von der Geschichte entfernt geblieben. Dem Herzog Bernhard ist dieser Heiligenschein zu gute gekommen: es war genug, daß er an der Seite dieses Kämpfers des Herrn gestanden hatte; niemand fragte nach der eigentlichen Natur der Verbindung beider Fürsten, und das Herzogthum Franken wurde kaum beachtet. Selbst sein Anschließen an Frankreich, das doch eben nicht für den Protestantismus besonders enthusiasmirt war, hat eben deßwegen seine Lobredner gefunden. Mit Einem Worte: mir kam vor, als müsse der Herzog seine Stellung in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges behalten; wenigstens trauete ich mir nicht, eine Biographie desselben zu schreiben.

Was Goethe sagte, lief auf Folgendes hinaus: „Wir sind ganz einig; Ihre Geschichte ist in diesem Falle die meinige. Ich bin fast in derselben Weise wie Sie zu dem Versuche einer Biographie des Herzogs

bewogen worden; auch habe ich in der That den Willen gehabt, das Buch zu schreiben, und die Hoffnung, es werde sich etwas Erfreuliches und Heiteres machen lassen. Aber ich erkannte bald, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, dem Helden eine bestimmte anständige Physiognomie zu geben. Zwar bin ich auf das Kirchliche und Politische nicht eingegangen: das Kirchliche gehört der Zeit an; es war der Firniß, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um andere und sich selbst zu täuschen. Auf jener Seite wie auf dieser hat es Glaubenshelden gegeben; auf jener Seite wie auf dieser hat man sich selbst eingebildet und sich von anderen vorsagen lassen, Kämpfer des Herrn zu sein. Das Politische aber habe ich zur Seite geschoben: es gab keine andere Politik, als die Lust zu rauben, zu plündern, zu erobern. Das Reich war dahin und bestand nur noch in einer verblaßten überlieferten Vorstellung. Welcher Fürst bekümmerte sich um den Kaiser und das Reich anders, als indem er seinem Vortheile nachlief? Die Gedanken Vaterland und Nationalität waren dem Zeitalter fremd und sind den späteren Zeiten fremd geblieben, wie sie denn auch wohl früher selten wirksam gewesen sein mögen. Darum ist niemandem zum Vorwurf zu machen, daß er nicht vaterländisch oder national handelte; es ist niemandem zu verdenken, daß er sich nach allen Seiten wandte, um die Stellung zu erhalten, in welcher er größeren Einfluß gewinnen konnte, und kein Geschenk zurückwies,

das er zu besitzen wünschte, gleichviel ob es ihm vom Norden her geboten ward, oder vom Süden. Deßwegen glaubte ich auch, den Herzog Bernhard nur als Heerführer und Held beachten und ihn in jedem Verhältniß aufnehmen zu müssen, in welchem ich ihn fand und wie ich ihn fand, ohne die Gründe zu beurtheilen, die ihn in dieses Verhältniß gebracht haben mochten. Aber selbst in dieser Beschränkung, in welcher doch keine ungebührlichen Anforderungen gemacht wurden, gerieth ich in Verlegenheit. Von dem Früheren kann, da der Herzog noch so jung und untergeordnet war, keine Rede sein, aber der Tag bei Lützen war schön und könnte wohl Begeisterung erregen. Sie haben recht: Gustav Adolf verdankte den Heiligenschein seinem Tod in dieser Schlacht. Hätte er länger gelebt, so möchte allerdings das Urtheil, ich will nicht sagen der Geschichte, sondern der Geschichtschreiber anders geworden sein; denn er würde sich wahrscheinlich in so wirre Dinge verstrickt haben, daß es ihm weder möglich gewesen wäre, seinem Wesen getreu zu bleiben, noch den Schein zu retten. Wenn, wie der König im Anfange der Schlacht, so der Herzog im Augenblicke des Sieges, als Wallenstein schon auf dem Rückzug oder auf der Flucht war, gefallen wäre, so würde auch er mit dem Heiligenschein in der Geschichte stehen; er würde wie ein Held ohnegleichen gefeiert werden, der schnell der Sache ein Ende gemacht und all das Unglück abgewendet haben würde, das später über die Welt gekommen ist; denn die

Menſchen ſind gar ſehr geneigt, einem jungen Manne, der raſch aus dem Leben hinweggeriſſen wird, alle Hoffnungen als Erfüllung anzurechnen. Und ein Götze iſt ihnen immer Bedürfniß. Aber was iſt mit Nördlingen anzufangen? Eine Gardine iſt nicht niederzulaſſen, ein Schleier nicht darüber zu werfen. Und wenn auch der Dichter noch wohl einen Ausweg fände, ſo kommt ihr Hiſtoriker mit dem, was Ihr Wahrheit nennt, und treibt des Dichters Werk auseinander. Und ſo habe ich mich denn zurückgezogen und die Sache aufgegeben, wie Sie."

Inzwiſchen war Knebel herzugekommen, und durch ihn wurde dem Geſpräch eine andere Wendung gegeben.

567.

1812, 23. October.

Mit Friedrich v. Müller.

Am 23. October 1812 wollte Goethe mit mir einen Beſuch bei dem franzöſiſchen Geſandten Baron v. St. Aignan abſtatten. Wir trafen ihn aber nicht zu Hauſe. Im Heimgehen kamen wir auf ſeine Kupferſtichſammlungen zu ſprechen, wie er denn auserleſene Blätter daraus alle Sonntags Morgen jenem kunſtliebenden Freunde und mir vorzuzeigen und zu erläutern pflegte. „Mir iſt der Beſitz nöthig," äußerte er, „um den richtigen Begriff der Objecte zu bekommen. Frei von den

Täuschungen, die die Begierde nach einem Gegenstand unterhält, läßt erst der Besitz mich ruhig und unbefangen urtheilen. Und so liebe ich den Besitz, nicht der besessnen Sache, sondern meiner Bildung wegen und weil er mich ruhiger und dadurch glücklicher macht. Auch die Fehler einer Sache lehrt mich erst der Besitz, und wenn ich z. B. einen schlechten Abdruck für einen guten kaufe, so gewinne ich unendlich an Einsicht und Erfahrung. Einst verkaufte mir ein bekannter Kunstkenner eine angebliche Antike, die er innerlich für ein modernes Product hielt; es fand sich aber, daß es eine wirkliche Antike war; so erschien er bestraft, ich aber für meinen guten Glauben belohnt."

Wir setzten das Gespräch in Goethes Garten fort und es fiel bald auf die neueste Literatur. Die meisten neuen Schriften, die man mir sendet, sagte er, stelle ich hin und lese sie erst nach einigen Jahren. Dann habe ich das geläutertere Urtheil der Zeitgenossen und das Werk selbst zugleich vor mir.

„Tieck, Arnim und Consorten haben ganz recht, daß sie aus früheren Zeiten herrliche Motive hervorziehen und geltend machen. Aber sie verwässern und versauern sie nur gewaltig und lassen oft gerade das Beste weg. Soll ich alle ihre Thorheiten mitschlucken? Es hat mich genug gekostet, zu werden wie ich bin; soll ich mich immer von Neuem beschmutzen, um diese Thoren aus dem Schlamm zu ziehen, worein sie sich muthwillig stürzen? Oehlenschläger war wüthend, weil ich

seinen Correggio nicht aufführen ließ. Zwar hatte ich Wanda aufgenommen, — aber muß man denn zehn dumme Streiche machen, weil man einen gemacht hat?“

568.

1812, November.

Mit Riemer.

a.

„Die Welt ist größer und kleiner als man denkt. — Wer sich bewegt, berührt die Welt, und wer ruht, den berührt sie; deswegen müssen wir immer bereit sein, zu berühren oder berührt zu werden. — —

Wir können uns jetzt alle als Strandbewohner ansehen und täglich erwarten, daß einer vor unserer Hüttenthür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. —

Die Weltgeschichte sammelt auf unsere Kosten sehr große Schätze.“

b.

„Wer die Technik nicht versteht, kann über poetische Produkte nicht schreiben. Die Figuren der Poesie sind ja keine historischen Personen, die man als nothwendige zu beurtheilen hätte, wie man ja ein historisches Bild nicht moralisch als eine wirkliche Handlung beurtheilen darf.“ —

569.

1812, Ende November.

Mit v. Knebel.

Knebel's in Jena studirender Sohn hatte mit einem andern Studenten, einem vom Herzog unterstützten Grafen, Ehrenhändel gehabt und war deshalb ins Karzer gekommen, was Knebel ihm angeblich feindselig gesinnten Personen zur Last legte. Er erzählt nun weiter:

Ich .... lief zu Goethe. Er besann sich eine Weile, weil er sagte: diesem schlechten Volke sei nicht zu trauen. Er dictirte mir endlich einen Brief an den Herzog, den er mit dem seinigen begleiten wollte.... Des andern Morgens, als Karl seiner Mutter sagen ließ, er erwarte von ihr seine Erlösung, konnte ich sie nicht mehr halten; sie heulte, sie schrie, sie wolle ihr Kind erretten. Ich mußte ihr erlauben, nach Weimar zu fahren. Der Herzog empfing sie auf's Gutmüthigste und Gnädigste. Sie fuhr gegen Mittag hier ab, und Abends um 6 Uhr war sie schon wieder zurück mit dem Befehl, den Karl loszulassen, wie auch den Grafen. Die Freude hättest Du [Henriette] sehen sollen! Selbst Goethe war wie ein Kind vor Freude. ....

Du wirst vielleicht glauben, meine Liebe, ich hätte Dir heute nichts als unglückliche Geschichten zu erzählen. Es ist aber doch nicht ganz so. Mit Recht sagte Goethe: „Gebt nur acht, Kinder! Wo zuweilen das Unglück

hereinzukommen droht, da drehet sich oft etwas zum Glück!“ So ist es in der That auch hier. Der Herzog hat nicht allein, als meine Frau in Weimar bei ihm war, vieles sich nach unsern Umständen mit großer Güte erkundigt, sondern auch ihr versprochen, für meinen Karl, wenn es Zeit sein würde, zu sorgen. Überhaupt scheint er, wie mir auch Goethe versichert hat, sehr geneigt für uns zu denken. . . . . Als er [Karl] aus dem Gefängniß kam, gab er mir die [poetischen] Zeilen, die Du hier beigelegt finden wirst, und den andern Tag verfertigte er in der Freude seines Herzens noch mehrere, von denen er noch ein paar hier beigelegt hat. Goethe hat sie gesehen und hat große Freude darüber gehabt. Auch nahm er ihn nun alle Morgen zu sich, dictirte ihm Briefe und dergleichen, um ihn fertiger im Schreiben zu machen. Dieses Zutrauen erweckte den jungen Menschen. Er wollte ihn auch in seinem Gefängniß besuchen. Überhaupt kann ich nicht sagen, welche Liebe und welche zarte Sorgfalt Goethe bei dieser Gelegenheit und während seines ganzen Hierseins — gestern [25. November] ist er wieder abgereist — für mich und die Meinigen bezeugt hat. Er hat auch vorzüglich meinen jähen Eifer zurückzuhalten gesucht, wofür ich ihm danken muß.

570.

1812, 12. December.

Mit Riemer.

„Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht."

571.

1812, 16. December.

Mit v. Müller u. a.

Alles verkündet Dich,
Nahst Du im Morgenlicht,
Eilet die Sonne hervor.
Zeigst Du im Garten Dich
Bist Rose der Rosen. Du,
Lilie der Lilien zusammt.
Neigst Du am Tage Dich,
Drehn die Gestirne all'
Im Kreis sich um Dich,
Kehrt die Nacht, o wär' sie da,
Überstrahlst Du des Mondes
Lieblich einladenden Glanz.
Ladend und lieblich bist Du,
Sonne, Blume, Mond und Sterne
Huldigen nur Dir.
Tagschaft Du, Nachtschaft mir,
Leben und Ewigkeit ist's.

So ohngefähr, aber gewiß noch viel schöner, als ich es im Gedächtniß behielt, war das Lied, welches Goethe

mir heute von Dem. Engels zur Guitarre singen ließ. Er hatte es nach „Namen, ich nenne Dich nicht*) ꝛc.“ gedichtet, weil ihm dieser Text mit seinen ewigen Negationen und Verheimlichungen zu unlyrisch, ja verhaßt war.

Die heutige Bedeckung des Aldebarans, jenes schönen Fixsternes im Zeichen des Widders, durch den Mond hatte ihn sehr feierlich und heiter gestimmt. Es war, als ob ihm selbst etwas höchst Bedeutendes widerführe. Da war er denn zu Anerkennung jedes Ausgezeichneten doppelt gestimmt. Er rühmte Riemer's Tüchtigkeit, der ein für allemal nichts, „bloß um die Sache abzufertigen“ thue. So strich er auch Zelters Großheit und männliche Fassung im tiefsten Schmerz bei dem Selbstmord seines Sohnes**), frei von aller kleinlichen Sentimentalität, ungemein heraus.

„Die Astronomie,“ äußerte er, „ist mir deßwegen so werth, weil sie die einzige aller Wissenschaften ist, die auf allgemein anerkannten, unbestreitbaren Basen ruht, mithin mit voller Sicherheit immer weiter durch die Unendlichkeit fortschreitet. Getrennt durch Länder und Meere theilen die Astronomen, diese geselligsten aller Einsiedler, sich ihre Elemente mit und können darauf wie auf Felsen fortbauen.“

Er kam sodann auf A. v. Steigentesch's Angriff

*) Richtiger: Namen nennen Dich nicht (Lied v. W. Uelzen).
**) Stiefsohn J. Fr. Zelters.

gegen deutsche Literatur im Schlegel'schen Museum*) zu sprechen, der ihn sehr indignirte. Schlegel ist gegen besseres Wissen bloß durch Steigentesch's lockre Tafel dazu verführt worden, diesen verruchten Aufsatz aufzunehmen. Die bessern Wiener wissen das recht gut. So heiter hatte ihn jene astronomische Erscheinung gestimmt, daß er den Gedanken faßte, die musikalischen Vereine, die bekanntlich früher der Neid der Jagemann gestört hatte, für den Sonntag Morgen wieder aufzunehmen. Sein ganzes Herz schien daran zu hängen.

572.

1813, 25. Januar.

Mit Riemer.

„Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tagsblattverzetteln für Schaden thun: denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das, wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden."

*) Jahrg. 1812 3. Heft in dem Aufsatze: Ein Wort über deutsche Literatur und deutsche Sprache. S. 197—221.

573.

1813, 25. Januar.

Mit Falk.

a.

Montag den 25. Januar . . . war Wieland's Begräbnißtag. . . . . Ich fühlte mich zu tief erschüttert, als daß ich diesem Leichenzuge hätte beiwohnen können. Auch war ich auf Nachmittag zu Goethe beschieden, für dessen Gesundheit wir mehr, als jemals unter diesen Umständen zu fürchten hatten. Er war ebenfalls durch diesen Todesfall äußerst bewegt. . . . Als unter anderm zufällig auch die Rede auf seine „Natürliche Tochter" kam, von welcher gestern . . . eine Vorlesung gehalten wurde, fragte ich ihn, ob wir bald eine Fortsetzung derselben erwarten dürften. Goethe schwieg eine Weile, alsdann gab er zur Antwort: „Ich wüßte in der That nicht, wo die äußeren Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung derselben herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen, auf Schillers Zureden von meinem alten Grundsatze abgegangen zu sein. Dadurch, daß ich die bloße Exposition dieses Gedichtes habe drucken lassen — denn für mehr kann ich das selbst nicht ansprechen, was im Publicum davon vorhanden ist — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam imvoraus hinweggenommen. Die verkehrten Urtheile, die ich auf diesem Wege erfahren

konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin selber so völlig von dieser Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerstören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeschickte Art fortsetzt."

Ich bemerkte, um Goethes Mißmuth etwas zu mildern, was Herder ehemals zu mir von dieser Tragödie gesagt hatte, und führte zu dem Ende seine eigenen Worte an. Er nannte sie die köstlichste, gereifteste und sinnigste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes, der die ungeheuern Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höheren Ansichten entwickelt hätte, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig wäre. „Wenn dem so ist," fiel mir Goethe ins Wort, „so laßt mich das Obengesagte wiederholen: wo sollen wir die Zeitumstände zur Fortsetzung eines solchen Gedichtes hernehmen? Was jener geheimnißvolle Schrank verberge, was ich mit dem ganzen Gedichte, was ich mit dem Zurücktreten der Fürstentochter in den Privatstand bezweckte — darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlassen; der Torso selbst und die Zeit, wenn der finstere Parteigeist, der sie nach tausend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung gestattet, mag für uns antworten!" — „„Gerade von diesen Punkten aus war es,"" fiel ich ihm ins Wort, „„wo Herder eine sinnreiche Fortsetzung und Entwickelung des allerdings

mehr epischen als dramatischen Stoffes erwartete. Die Stelle besonders, wo Eugenie so unschuldig mit ihrem Schmucke spielt, indeß ein ungeheures Schicksal, das sie in einen andern Welttheil wirft, schon dicht hinter ihr steht, verglich Herder sehr anmuthig mit einem Gedicht der griechischen Anthologie, wo ein Kind unter einem schroff herabhängenden Felsen, der jeden Augenblick den Einsturz droht, ruhig entschlafen ist. Im Ganzen aber — wie er zugleich bei dieser Gelegenheit hinzusetzte — ist der Silberbleistift von Goethe für das heutige Publicum zu zart; die Striche, die derselbe zieht, sind zu fein, zu unkenntlich, ich möchte fast sagen, zu ätherisch. Das an so arge Vergröberungen gewöhnte Auge kann sie eben deßhalb zu keinem Charakterbild zusammenfassen. Die jetzige literarische Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Charakter, will durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquast bedient sein!"" — „Das hat der Alte gut und recht aufgefaßt!" äußerte Goethe bei diesen Worten. „„Indeß,"" nahm ich die Rede wieder von Neuem auf und fuhr fort: „„Herder wünschte nichts angelegentlicher als die Beendigung eines Werkes, das er eben wegen seiner Einfalt und Zartheit und der Perlenebne seiner Diction, wie er es nannte, mit keinem jener Produkte vertauschen möchte, die, in Farben schwimmend, die Ungewißheit ihrer Umrisse nur allzuoft durch ein glänzendes Colorit verbergen." Goethe meinte hierauf, er wollte selbst, es wäre so und Herder's Wunsch damals in Erfüllung

übergegangen; „nun aber," wie er sogleich hinzusetzte, „ist es für uns beide zu spät, ich werde dieses Gedicht so wenig vollenden, als es Herder jemals lesen wird."

Unbemerkt lenkte sich das Gespräch von hier aus wieder auf Wieland, „dem," wie Goethe bemerkte, „es allein gegeben war, dem Publicum theilweise seine Werke im „Teutschen Merkur" vorzulegen, ohne daß er durch die verkehrten Urtheile der Menge, mit denen er sich dadurch in Berührung setzte, je die Freude an seiner Arbeit verlor. Er änderte sie auch wohl dem Publicum zu Gefallen ab, welches ich da, wo das Werk aus einem Gusse ist, am wenigsten gutheißen kann. — „Um uns der trüben Gedanken in diesen Tagen zu entheben, haben wir kürzlich wieder den „„Pervonte"" zur Hand genommen. Die Plastik, der Muthwille dieses Gedichtes sind einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar. In diesem und ähnlichen Produkten ist es seine eigentliche Natur, ich möchte sogar sagen, aufs allerbeste, was uns Vergnügen macht. Der unvergleichliche Humor, den er besaß, war, sobald er über ihn kam, von einer solchen Ausgelassenheit, daß er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte. Mochte sich derselbe über Sittenlehre, Welt und geselligen Anstand tausenderlei weis machen, und sich und andern seines Gleichen unverbrüchliche Regeln und Gesetze darüber in Menge vorschreiben, sie wurden alle nicht gehalten, sobald er ins Feuer, oder vielmehr, sobald das Feuer

über ihn kam. Und da war er eben recht, und das, was er immer hätte sein sollen, eine schöne, höchst anmuthige Natur. Ich erinnere mich noch der Vorlesung eines der ersten Märchen aus „„Tausend und eine Nacht““ [„„das Wintermärchen““], das er in Versen bearbeitete, und worin das „„Fische! Fische! thut ihr eure Pflicht““ vorkommt. In diesem ersten Entwurfe war alles so curios, so allerliebst toll, närrisch, phantastisch, daß ich auch nicht die Änderung der kleinsten Zeile davon mir würde gestattet haben. Wie sollte das aber Wieland über sein Herz bringen, der Kritik, womit er sich und andere sein Lebelang plagte, ein solches Opfer darzubringen? In der rechten Ausgabe mußte das Tolle verständig, das Närrische klug, das Berauschte nüchtern werden. Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie „„Pervonte““ und andere öfters in Gesellschaft vorzulesen. Es fordert indessen einige Vorbereitung: Wieland's Verse wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen sein, wenn man sich einer augenblicklichen Wirkung davon versichern will. Es ist ein unvergleichliches Naturell, was in ihm vorherrscht: alles Fluß, alles Geist, alles Geschmack! Eine heitre Ebene ohne den geringsten Anstoß, wodurch sich die Ader eines komischen Witzes nach allen Richtungen ergießt und, je nachdem die Capricen sind, wovon sein Genius befallen wird, auch sogar seinen eigenen Urheber nicht verschont. Keine, auch nicht die entfernteste Spur von jener bedachtsam müh-

seligen Technik, die einem die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwidermacht, oder wohl gar auf immer verleitet. Eben diese hohe Natürlichkeit ist der Grund, warum ich den Shakespeare, wenn ich mich wahrhaft ergötzen will, jedesmal in der Wieland'schen Übersetzung lese. Den Reim behandelte Wieland mit einer großen Meisterschaft: ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkasten voll Wörter auf sein Schreibepult hingeworfen hätte, er wäre damit zu Rande gekommen, sie zu einem lieblichen Gedichte zu ordnen. Von der neuen Schule und der Ansicht, womit sie sich Wieland und seinen Schriften gegenüberstellte und seinen wohlverdienten, vieljährigen Ruhm dadurch in Schatten zu bringen hoffte, möchte ich lieber ganz geschwiegen haben. Sie hatten es freilich so übel nicht vor; sie wollten einen falschen Enthusiasmns auf die Bahn bringen, und dabei mußte ihnen freilich Wieland's Verspottung alles Enthusiastischen sehr ungelegen in den Weg kommen. Laßt aber nur ein paar Jahrzehnte vergangen sein, so wird aller dieser Schattenseiten, die man so geflissentlich in Wieland aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden, er selber aber wird als humoristischer, geschmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten, worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt. — Selbst eine ursprünglich enthusiastische Natur, wie sich aus den „Sympathien eines Christen", sowie aus einigen andern Jugendprodukten Wieland's zur Genüge

abnehmen läßt, lebte er gleichsam in beständiger Furcht vor einem Rückfalle und hatte sich dagegen die verständige Kritik als Präservativ verschrieben. Schon die oftmalige Rückkehr zu den nämlichen Gegenständen seines Spottes erweist diese Behauptung. Die höhern Anforderungen seiner Seele wollen sich nun einmal nicht abweisen lassen, und es trifft sich recht oft, wo er den Platonismus, oder irgend eine andere sogenannte Schwärmerei verspotten will, daß er beide recht schön, ja mit der Glut einer liebenswürdigen Begeisterung darstellt. Alles unterwarf er dem Verstande, und besonders einem ihrer Lieblingszweige, der Kritik. Auf diesem Wege gelangt man freilich zu keinem Resultate. Dies sieht man deutlich auch an Wieland's letztem Werke, den von ihm übersetzten Briefen des Cicero. Dieselben enthalten die höchste Verdeutlichung des damaligen Zustandes der Welt, die sich zwischen den Anhängern des Cäsar und Brutus getheilt hatte; sie lesen sich mit derselben Frische, wie eine Zeitung aus Rom, indeß sie uns über die Hauptsache, worauf eigentlich alles ankommt, in völliger Ungewißheit lassen. Das macht, es war Wieland in allen Stücken weniger um einen festen Standpunkt als um eine geistreiche Debatte zu thun. Zuweilen berichtigt er den Text in einer Note, würde es aber auch nicht übel nehmen, wenn jemand aufträte und wieder durch eine neue Note seine Note berichtigte. Übrigens muß man Wieland deswegen nicht gram werden; denn gerade diese Unent-

schiedenheit ist es, welche den Scherz zulässig macht, indeß der Ernst immer nur Eine Seite umfaßt und an dieser mit Ausschließung aller heitern Nebenbeziehungen festhält. Die besten und anmuthigsten seiner Produkte sind auf diesem Wege entstanden und würden ohne diese seine Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar sein. Dieselbe Eigenschaft, die ihn in der Prosa zuweilen beschwerlich macht, ist es, die ihn in der Poesie höchst liebenswürdig erscheinen läßt: Charaktere, wie Musarion, haben ihre ganze eigenthümliche Liebenswürdigkeit auf eben diesem Wege erhalten."

Als Goethe hörte, daß ich gestern Wieland im Tode gesehen und mir dadurch einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm ausgescholten. „Warum," sagte er, „soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwittwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild, als seine Masken, von meinen sämmtlichen Freunden im Gedächtniß aufbewahren. Also bitte ich es Euch, wenn es dahin kommen sollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht ver-

hehlen, eben das ist es, was mir an Schillers Hingang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht das, was ich liebe. Zwar ist das Ausstellen der Leichen eine uralte, gute Gewohnheit und sogar nöthig fürs Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht etwas darauf für die Gesellschaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Mensch, sondern auch wie er gestorben ist. Deßhalb, daß man überhaupt stirbt, läßt sich niemand ein graues Haar wachsen; aber jedem von uns muß daran gelegen sein, daß kein Leben früher, als der Naturlauf es gebietet, sei es von geldgierigen Erben oder auf eine andere, jedesmal unbeliebige Weise den Kreisen, worin es sich bewegt, unterschlagen werde.

Mitten in dieser Unterhaltung war August v. Goethe hereingetreten, der heute seines Vaters Stelle versehen und Wieland's Begräbnisse zu Osmanstädt in seinem Namen und Auftrage mit beigewohnt hatte. Aus seinem Munde vernahmen wir sogleich nähere Umstände dieser Bestattung. Goethe lobte die getroffenen Einrichtungen; besonders auch, daß einige von der Regierung, andere von der Kammer, gleichsam aus der Mitte beider Collegien, bei dieser Feierlichkeit zugegen gewesen waren. „Es ist die letzte Ehre," fügte er hinzu, „die wir ihm und uns selbst zu erzeigen imstande sind. Allemal zeugt es von einem würdigen Sinne, wenn man solche

Anläſſe gehörig benutzt; und wenn ſonſt nichts, ſo legen wir dadurch vor der Welt wenigſtens ein Zeugniß ab, daß wir nicht unwerth ſind, ein ſo ſeltenes Talent eine lange Reihe von Jahren hindurch in unſerer Mitte beſeſſen zu haben.“ Sein Sohn mußte ihm darauf die Begräbnisſtelle, den Ort im Garten, den Stein, alles aufs Genaueſte bezeichnen. Auch vernahm er es nicht ungern, daß über fünfhundert Menſchen aus den umliegenden Dörfern ſich heute unaufgefordert bei Wieland's Grabe eingefunden hatten.

b.

An Wieland's Begräbnißtage . . . . bemerkte ich eine ſo feierliche Stimmung in Goethes Weſen, wie man ſie ſelten an ihm zu ſehen gewohnt iſt. Es war etwas ſo Weiches, ich möchte faſt ſagen, Wehmüthiges in ihm: ſeine Augen glänzten häufig, ſelbſt ſein Ausdruck, ſeine Stimme waren anders als ſonſt. Dies mochte auch wohl der Grund ſein, daß unſere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Überſinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verſchmäht, doch lieber von ſich ablehnt; völlig aus Grundſatz, wie mich dünkt, indem er, ſeinen angebornen Neigungen gemäß, ſich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erſcheinungen beſchränkt, welche Kunſt und Natur in den uns zugänglichen Kreiſen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unſer abgeſchiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unſers Geſpräches. Ohne

im Gange desſelben beſonders auszuweichen, fragte ich bei irgend einem Anlaſſe, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode, wie etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe, vorausſetzte: „Und was glauben Sie wohl, daß Wieland's Seele in dieſen Augenblicken vornehmen möchte?“ — „„Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der ſittlichen Größe, die er ſein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches,““ war die Antwort. „„Aber, um nicht mißverſtanden zu werden, da ich ſelber von dieſen Dingen ſpreche, müßte ich wohl etwas weiter ausholen. Es iſt etwas um ein achtzig Jahre hindurch ſo würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es iſt etwas um die Erlangung ſo geiſtig zarter Geſinnungen, wie ſie in Wieland's Seele ſo angenehm vorherrſchten; es iſt etwas um dieſen Fleiß, um dieſe eiſerne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle miteinander übertraf!““ — „Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei ſeinem Cicero anweiſen, mit dem er ſich noch bis an den Tod ſo fröhlich beſchäftigte?“ — „„Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollſtändige und ruhige Entwickelung geben ſoll! Von Untergang ſolcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umſtänden die Rede ſein; ſo verſchwenderiſch behandelt ſie ihre Capitalien nie. Wieland's Seele iſt von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß ſein langes Leben dieſe geiſtig ſchönen Anlagen nicht verringert, ſondern vergrößert hat. Noch einmal: bedenkt mir ſorgſam dieſen

Umstand! Raffael war kaum in den Dreißigen, Kepler kaum einige Vierzig, als beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indeß Wieland —"" „Wie?" fiel ich hier Goethe mit einigem Erstaunen ins Wort, „sprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Act von Selbstständigkeit wäre?" — „„Das erlaube ich mir öfters,"" gab er mir zur Antwort, „„und wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblicke erlaubt ist, meine Gedanken sagen."

Ich bat ihn dringend, mir dieselben nicht vorzuenthalten. „„Sie wissen längst,"" hub er an, „„daß Ideen, die eines festen Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all' ihrem übrigen Werthe für mich keine Überzeugung mit sich führen, weil ich der Natur gegenüber wissen, nicht aber bloß vermuthen und glauben will. Was nun die persönliche Fortdauer unserer Seele nach dem Tode betrifft, so ist es damit auf meinem Wege also beschaffen. Sie steht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beschaffenheit unserer und aller Wesen in der Natur angestellt, im Widerspruch; im Gegentheil, sie geht sogar aus denselben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieser Persönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, ist eine andere Frage und ein Punkt, den wir Gott überlassen müssen. Vorläufig will ich nur dieses zuerst bemerken: ich nehme verschiedene Classen und Rangordnungen der letzten Urbestandtheile aller

Wesen an, gleichsam der Anfangspunkte aller Erscheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — lassen Sie uns immer diesen Leibnitzischen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachsten Wesens auszudrücken, möchte es kaum einen bessern geben. — Nun sind einige von diesen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, so klein, so geringfügig, daß sie sich höchstens nur zu einem untergeordneten Dienst und Dasein eignen; andere dagegen sind gar stark und gewaltig. Die letzten pflegen daher alles, was sich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Thier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie setzen dies so lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geistig in ihnen liegt, auch nach Außen leiblich zum Vorschein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen giebt, und daß beide in ihrem Ursprunge, wo nicht völlig eins, doch im Urwesen verwandt sind. — Jede Sonne, jeder Planet trägt in sich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge dessen seine Entwicklungen ebenso regelmäßig und nach demselben Gesetze, wie die Entwickelungen eines Rosenstockes durch Blatt, Stil und Krone, zu Stande kommen müssen. Mögen Sie dies eine Idee

oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß diese Intention unsichtbar und früher, als die sichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur, vorhanden ist. Die Larven der Mittelzustände, welche diese Idee in den Übergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es ist immer nur dieselbe Metamorphose oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Rose, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil sie eben gehorchen müssen, nicht aber, daß es ihnen besonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieses auch im Ganzen sehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. diese Hand. Sie enthält Theile, welche der Hauptmonas, die sie gleich bei ihrer Entstehung unauflöslich an sich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Diensten stehen. Ich kann dieses oder jenes Musikstück vermittelst derselben abspielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Tasten eines Claviers umherfliegen lassen. So verschaffen sie mir allerdings einen geistig schönen Genuß; sie selbst aber sind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf also voraussetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Clavierspiele gelegen ist. Das Monadenspiel, wodurch ich mir ein Ergötzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zugute, außer, daß ich sie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit besser stände es um ihr

Sinnenvergnügen, könnten sie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden ist, anstatt auf den Tasten meines Claviers müßig herumzufliegen, lieber als emsige Bienen auf den Wiesen umherschwärmen, auf einem Baume sitzen oder sich an dessen Blüthenzweigen ergötzen. Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbstständigen Act dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas. — Alle Monaden aber sind von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit im Moment der Auflösung selbst nicht einstellen oder verlieren, sondern noch in demselben Augenblicke wieder fortsetzen. So scheiden sie nur aus den alten Verhältnissen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei diesem Wechsel kommt Alles darauf an, wie mächtig die Intention sei, die in dieser oder jener Monas enthalten ist. Die Monas einer gebildeten Menschenseele und die eines Bibers, eines Vogels, oder eines Fisches, das macht einen gewaltigen Unterschied. Und da stehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen sind anzunehmen, sobald wir uns die Erscheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf seine Weise versucht und bedient sich zur Darstellung seiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt sein kann. Er vergleicht

nämlich den Aufenthalt, worin sich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer eingetheilten Raume, in dessen Mitte ein großer befindlich ist. Nun wollen wir annehmen, daß aus diesen verschiedenen Gemächern sich auch verschiedene Creaturen, z. B. Fische, Vögel, Hunde, Katzen, in den großen Saal begeben; eine freilich sehr gemengte Gesellschaft! Was wird davon die unmittelbare Folge sein? Das Vergnügen, beisammen zu sein, wird bald genug aufhören; aus den einander so heftig entgegengesetzten Neigungen wird sich ein eben so heftiger Krieg entspinnen; am Ende wird sich das Gleiche zum Gleichen, die Fische zu den Fischen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katzen zu den Katzen gesellen, und jede von diesen besondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein besonderes Gemach einzunehmen suchen. Da haben wir völlig die Geschichte von unsern Monaden nach ihrem irdischen Ableben. Jede Monade geht, wo sie hingehört, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja, der geheime Zug, der sie dahin führt, enthält zugleich das Geheimniß ihrer zukünftigen Bestimmung. An eine Vernichtung ist gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, diese Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinestheils nicht ganz zu beseitigen."

Indem ließ sich ein Hund auf der Straße mit seinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde besitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenster und rief ihm entgegen: „Stelle dich wie du willst, Larve, mich sollst du doch nicht unterkriegen!“ Höchst befremdend für den, der den Zusammenhang Goethescher Ideen nicht kennt; für den aber, der damit bekannt ist, ein humoristischer Einfall, der eben am rechten Orte war.

„„Dies niedrige Weltgesindel,““ nahm er nach einer Pause und etwas beruhigter wieder das Wort, „„pflegt sich über die Maßen breit zu machen; es ist ein wahres Monadenpack, womit wir in diesem Planetenwinkel zusammengerathen sind, und möchte wenig Ehre von dieser Gesellschaft, wenn sie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten sein.““

Ich fragte weiter: ob er wohl glaube, daß die Übergänge aus diesen Zuständen für die Monaden selbst mit Bewußtsein verbunden wären? Worauf Goethe erwiderte: „„Daß es einen allgemeinen historischen Überblick, sowie daß es höhere Naturen, als wir selbst, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede sein. Die Intention einer Weltmonade kann und wird manches aus dem dunkeln Schooße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtniß ist; völlig wie das menschliche Genie die Gesetztafeln über die Ent-

ſtehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockne Anſtrengung, ſondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfaſſung ſelbſt zugegen war. Es würde vermeſſen ſein, ſolchen Aufblitzen im Gedächtniß höherer Geiſter ein Ziel zu ſetzen, oder den Grad, in welchem ſich dieſe Erleuchtung halten müßte, zu beſtimmen. So im Allgemeinen und hiſtoriſch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Perſönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. — Was uns ſelbſt zunächſt betrifft, ſo ſcheint es faſt, als ob die von uns früher durchgangenen Zuſtände dieſes Planeten im Ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig ſeien, als daß vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth geweſen wäre. Selbſt unſer jetziger Zuſtand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unſere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal ſummariſch, d. h. in einigen großen hiſtoriſchen Hauptpunkten zuſammenfaſſen.““

— — — — — — — — — — —

„„Wollen wir uns einmal auf Vermuthungen einlaſſen,““ ſetzte Goethe hierauf ſeine Betrachtungen weiter fort, „„ſo ſehe ich wirklich nicht ab, was die Monade, welcher wir Wieland's Erſcheinung auf unſerm Planeten verdanken, abhalten ſollte, in ihrem neuen Zuſtande die höchſten Verbindungen dieſes Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geiſt, womit ſie ſo viele weltgeſchichtliche Zuſtände in ſich auf-

nahm, ist sie zu allem berechtigt. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu verfassen, das wäre wohl für die Monas unsers Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen, wie denn überhaupt, sobald man die Ewigkeit dieses Weltzustandes denkt, sich für Monaden durchaus keine andre Bestimmung annehmen läßt, als daß sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte Theil nehmen. Das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, sie kommen von selbst auf allen Wegen, von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag sie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen."" — „Um Verzeihung," fiel ich ihm hier ins Wort: „ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtsein eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dagewesen ist. Auch Ihnen sind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuständen aufgegangen, bei welchen

Ihre Monas vielleicht selbstthätig zugegen war; aber alles dieses steht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über so wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen imstande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genius verschaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unserm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung voraussetzten, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf dieselbe Art und Weise bediente, wie sich unsre Seele der ihr zum Dienste untergebenen geringern Monaden bedient?" — „„Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts,"" gab Goethe hierauf zur Antwort, „„nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zu Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen. Ja, wenn wir unser Gehirn und den Zusammenhang desselben mit dem Uranus und die tausendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erst inne, wann sie einschlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Wesen des Gehirns selbst wissen wir soviel als gar nichts. Was wollen wir denn also von Gott wissen? Man hat es Diderot sehr verdacht, daß er irgendwo gesagt: wenn Gott noch nicht ist, so wird er vielleicht noch. Gar wohl lassen sich aber nach meinen Ansichten von der Natur und ihren

Geſetzen Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt iſt. Es gehört eine Conſtellation dazu, die nicht alle Tage zu haben iſt, daß das Waſſer weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menſchenplaneten giebt, kann es auch Fiſchplaneten und Vogelplaneten geben. Ich habe in einer unſerer früheren Unterhaltungen den Menſchen das erſte Geſpräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Geſpräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verſtändiger gehalten werden kann. Uns gehen vor der Hand tauſend Kenntniſſe dazu ab. Das Erſte gleich, was uns mangelt, iſt die Selbſtkenntniß; nach dieſer kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wiſſen, als wozu mich der ziemlich beſchränkte Geſichtskreis von ſinnlichen Wahrnehmungen auf dieſem Planeten berechtigt, und das iſt in allen Stücken wenig genug. Damit iſt aber keineswegs geſagt, daß durch dieſe Beſchränkung unſerer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken geſetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wiſſen als Stückwerk beſonders auf einem Planeten erſcheinen muß, der, aus ſeinem ganzen Zuſammenhange mit der Sonne herausgeriſſen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erſt durch den Glauben ihre vollſtändige Ergänzung erhält. Schon

bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene giebt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Verſuche nicht ſtören und beeinträchtigen, ſondern der Vernunft und dem Glauben übergeben ſollen. Verſuchen wir von beiden Seiten muthig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen ſtreng auseinander! Beweiſen wir nicht, was durchaus nicht zu beweiſen iſt! Wir werden ſonſt nur früh oder ſpät in unſerm ſogenannten Wiſſenswerk unſere eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wiſſen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht, wo aber das Wiſſen ſeine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erſcheint, ſollen wir auch dem Glauben ſeine Rechte nicht ſtreitig machen. Sobald man nur von dem Grundſatz ausgeht, daß Wiſſen und Glauben nicht dazu da ſind, um einander aufzuheben, ſondern um einander zu ergänzen, ſo wird ſchon überall das Rechte ausgemittelt werden.““

Es war ſpät geworden, als ich heute Goethe verließ. Er küßte mir die Stirn beim Abſchiede, was ſonſt nie ſeine Gewohnheit iſt. Ich wollte im Dunkeln die Treppe heruntergehen; aber er litt es nicht, ſondern hielt mich feſt beim Arme, bis er jemand geklingelt, der mir leuchten mußte. Noch in der Thür warnte er mich, daß ich auf meiner Hut ſein und mich vor der rauhen Nachtluft in Acht nehmen ſollte. Weichmüthiger, als bei Wieland's Tode, habe ich Goethe nie zuvor geſehen und ſah ihn auch nachher nie wieder ſo.

Sein heutiges Gespräch enthält übrigens den Schlüssel zu manchen ebenso paradoxen, als liebenswürdigen Seiten seines so oft mißverstandenen Charakters.

574.

1813, 1. Februar.

Mit Riemer.

Bei Aufführung der Oper „Agneſe" [von Paer]: „Das Ungeheuere in der Cultur ist dies, daß wir unser Publicum wider seinen Willen und zu unserm Schaden zur Ironie erheben, indem wir seine Leidenschaften reinigen dadurch, daß wir Alles zur Anschauung bringen, selbst den Wahnsinn und die Irrenhäuser und Narrenhospitäler. Denn was kann von dem allen das Resultat sein, als daß es dieses sonst für das Gefühl und die Empfindung so Zerreißende auch nur als einen Zustand kennen lernt, als ein Pathologisches, dem gegenüber es sich besser, erhabener fühlt, und mit dem es zuletzt spielen lernt." —

575.

1813, Februar.

Mit Luise Seidler.

Von Goethe kann ich Dir [Pauline Schelling] bessere Nachrichten geben. Ich fand ihn kürzlich in Weimar wieder ganz den alten, lebenskräftig, voll Feuer

und des besten Humors. Ein Gespräch über Fouqué's Werke, wo er einmal recht aus sich herausging (wir waren ganz allein, da sich die Damen durch ein Schläfchen vom Balle erholten), wünschte ich Dir hier so lebendig herzaubern zu können, als es wohl noch in meiner Seele steht, aber ich es nicht wiedergeben mag noch kann, weil es, so zerstückt, ein Nichts werden würde und doch ein so göttliches Ganzes ausmacht. Daß er ihn eben nicht liebt und achtet und daß er sich besonders „über die vielen zerknickten, verbogenen und verzogenen Wahlverwandtschaften, die immer als neue Ragouts von der Grundlage der seinigen von diesen neueren Schriftstellern uns aufgetischt würden", ereiferte, laß Dir nur ganz kurz gesagt sein und entre nous, sowie dies ganze herrliche Gespräch ein freundliches Entre nous war, das er hundertmal abbrach und doch immer wieder anfing mit tausend: „Sei still!" — „'s ist gut!" — „Laß mir dies Fieber, diese Rötheln der Zeit ruhen! Ich werde sie auch noch überleben" — wieder unterbrach und dabei so liebenswürdig war, daß ich dem Himmel für diese Stunden ewig dankbar sein werde. Fouqué's „Zauberring" und „Undine" ergötzt uns jetzt unendlich, und dies gab die Ursache dieses Gesprächs, aber daß ich so viel Freude an jenen Werken habe, kümmert mich trotz jener hohen Gegenmeinungen nicht; denn der alte Meister meinte ja auch so freundlich: was erfreute, wäre ja gut, und es gehöre eine höhere Einsicht der Dinge, oder ein ganzes Naturkind

zu sein dazu, es anders zu finden und nicht von der reichen Phantasie und den vielen glücklich vertheilten Pointen bestochen zu werden. Überhaupt gehöre es ja zum Geiste der Zeit, über die wir ja nicht hinaus=könnten.

576.

1813, um 22. April.

Bei Gottfried Körner.

Auch Goethe kam [nach Dresden] und besuchte mehr=mals das ihm befreundete Körner'sche Haus. Ich [Arndt] hatte ihn in zwanzig Jahren nicht gesehen; er erschien immer noch in seiner stattlichen Schöne, aber der große Mann machte keinen erfreulichen Eindruck. Ihm war's be=klommen und er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Der junge Körner war da, frei=williger Jäger bei den Lützowern; der Vater sprach sich begeistert und hoffnungsreich aus, da erwiderte Goethe ihm gleichsam erzürnt: „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zer=brechen."

[In „Meine Wanderungen ꝛc. mit dem Reichsfrei=herrn Friedrich v. Stein von E. M. Arndt" erzählt dieser die Äußerung Goethes mit der Anrede: „O ihr Guten! schüttelt ꝛc."]

577.

1813, April (?).

Mit Sara Baronin v. Grotthuß geb. Meyer.

Eine Freundin Goethes, Frau v. Grotthuß, ſtellte ihm einmal ſehr beweglich vor, daß man dem armen Manne [Böttiger] doch eigentlich unrecht thue, wie er doch außerordentliche Kenntniſſe aller Art beſitze und alles ſo leicht und nutzbar zu behandeln wiſſe. Lange ließ Goethe auf ſich einreden und hörte die z. Th. triftigen Gründe ruhig an; endlich aber brach er ungeduldig aus: „Liebes Kind! es iſt ganz wahr: er brauchte gar kein Lump zu ſein, wenn er nicht durchaus wollte.“

578.

1813, 24. April.

Im Hauſe Gerhard's v. Kügelgen.

Goethe war . . am Morgen des Einzuges der Monarchen [Preußens und Rußlands in Dresden] ganz zutraulich bei uns eingetreten, und da er den Vater, der ihn anderwärts ſuchte, nicht zu Hauſe fand, hatte er die Mutter um Erlaubniß gebeten, bei ihr bleiben zu dürfen, um aus ihren Fenſtern und vom Straßengedränge unbeläſtigt den erwarteten Einzug mit anzuſehen. Er werde in keiner Weiſe ſtören, hatte er hinzugeſetzt, wolle ſich ganz ſtill verhalten und bitte, keinerlei Notiz von ihm zu nehmen.

Die Mutter glaubte zu verstehen, daß er selbst unbelästigt sein wolle, Sie überließ ihm daher ein Fenster, setzte sich mit ihrer Arbeit an ein anderes und drängte sich ihm mit keiner Unterhaltung auf. Da stand er denn, der prachtvoll hohe Mann in seinem langen Überrock und blickte, die Hände auf dem Rücken, behaglich auf das bunte Gewühl des drängenden Volkes nieder. Er sah sehr heiter aus und meine [Wilhelms v. Kügelgen] Mutter glaubte es ihm abzufühlen, wie dankbar er ihr für die Schonung sei, mit der sie ihn gewähren ließ; denn sie wußte, wie sehr der seltene Gast bis dahin von der bewundernden Zudringlichkeit schöngeisterischer Damen belästigt und gequält gewesen. Er pflegte sonst immer von großer Cortege umgeben zu sein, und da er so allein gekommen, nahm meine Mutter an, daß es ihm gelungen, sich vielleicht vom Gedränge begünstigt, aus seiner anbetenden Umgebung wegzustehlen und hierher zu retten, um die feierlichen Eindrücke eines geschichtlichen Ereignisses ungestörter in sich aufzunehmen. Sie rief daher auch mich hinweg, der ich dem großen Manne immer näher rückte und ihn anstarrte wie einer, der zum ersten Male in seinem Leben einen Walfisch oder Elephanten sieht. Er aber zog mich an sich, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich dies und jenes, unter anderm auch, ob ich mich darauf freue, den Kaiser von Rußland zu sehen. Ich sagte: ja, ich freute mich darauf, weil er mein Pathe wäre; und allerdings hatte ich bis jetzt in

dieſer glücklichen Illuſion gelebt, bloß weil ich eben auch Alexander hieß. Meine Mutter gab indeß ſogleich die nöthige Aufklärung, und Goethe fragte nun manches über Rußland. So war ſie dennoch mit ihm ins Geſpräch gekommen.

Indem ward heftig an der Klingel geriſſen. Ich ſprang fort, um die Thür zu öffnen, und herein drang eine unbekannte Dame, groß und ſtattlich wie ein Kachelofen und nicht weniger erhitzt. Mit Haſt rief ſie mich an: „Iſt Goethe hier?“ — Goethe! Das war kurz und gut. Die Fremde gab ihm gegen mich, den fremden Knaben, weiter kein Epitheton, und kaum hatte ich die Zeit, mein einfaches Ja herauszubringen, als ſie auch ſchon, mich faſt überſegelnd, unangemeldet und ohne üblichen Salutſchuß wie ein majeſtätiſcher Dreidecker in dem Zimmer meiner Mutter einlief. Mit offnen Armen auf ihren Götzen zuſchreitend, rief ſie: „Goethe! ach Goethe, wie habe ich Sie geſucht! Und war denn das recht, mich ſo in Angſt zu ſetzen?“ Sie überſchüttete ihn nun mit Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

Unterdeſſen hatte ſich der Dichter langſam umgewendet. Alles Wohlwollen war aus ſeinem Geſichte verſchwunden, und er ſah düſter und verſteinert aus wie eine Rolandsſäule. Auf meine Mutter zeigend, ſagte er in ſehr prägnanter Weiſe: „„Da iſt auch Frau v. Kügelgen.““ Die Dame machte eine leichte Verbeugung, wandte dann aber ihrem Freunde, deſſen üble Laune ſie nicht bemerkte, ihre Breitſeiten wieder zu und

gab ihm eine volle Ladung nach der andern von Freudenbezeugungen, daß sie ihn glücklich geentert, betheuernd, sie werde sich diesen Morgen nicht wieder von ihm lösen. Jener war in sichtliches Mißbehagen versetzt.... Er knöpfte seinen Oberrock bis ans Kinn zu, und da mein Vater eintrat und die Aufmerksamkeit der Dame, die ihn kannte, für einen Augenblick in Anspruch nahm, war Goethe fort.

579.

1813, um 24. April.

Mit der Familie v. Kügelgen.

Während seines damaligen Aufenthaltes in Dresden habe ich [Wilhelm v. K.] den großen Dichter noch öfter anzustaunen Gelegenheit gehabt und zwar stets mit einer Ehrfurcht, die sein königliches Wesen ganz von selbst hervorrief. Er schenkte meinen Eltern einen Mittag und außerdem erinnere ich mich, daß wir die Rüstkammer mit einander besehen haben. . . . . .

Goethe sah die Rüstkammer noch in ihrem alten Graus und freute sich daran. Noch sehe ich seine majestätische Gestalt mit der lebendigsten Theilnahme unter den gespenstigen Harnischen herumwandeln, welche wie lebendige Recken auf prachtvoll geschnitzten Streitrossen sitzend in den niedrigen Räumen des alten Locals fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Commandostab aus der Eisenfaust, wog ihn in der Hand

und zeigte ihn uns Kindern. „Was meint Ihr?“ — ſagte er — „Mit ſolchem Scepter zu commandiren, muß eine Luſt ſein, wenn man ein Kerl danach iſt.“

580.

1813, 7. Juni.

Mit Riemer.

„Die wenigſten Menſchen lieben an dem andern das was er iſt, nur das was ſie ihm leihen, ſich, ihre Vorſtellung von ihm, lieben ſie.“

„Der Haß gleicht einer Krankheit, dem Miſerere, wo man vorn heraus giebt, was eigentlich hinten weggehen ſollte.“

581.

1813, Juli.

Mit Franz v. Schwanenfeld.

Es war in den letzten Tagen des Monats Juni im Jahre 1813 nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes, als der Huſarenrittmeiſter v. S. fröhlich und wohlgemuth in Teplitz einzog, um hier ein lahmes Bein und ein faſt erblindetes Auge inſoweit wiederherzuſtellen, daß er noch zu einem neuen Feldzuge tauglich wäre. Die Stadt war überfüllt mit Gäſten; kaum fand er ein Unterkommen in dem Gartenhauſe der Töpferſchenke, halb über, halb unter der Erde, ein kleines Stübchen mit dem Fenſter nach dem Garten. . . . .

Es war an einem ſchönen Sommermorgen, als der

Rittmeister einen ihm ganz unbekannten schönen alten Mann auf der Gartenbank vor seinem kleinen Fenster sitzen sah. Ein Bedienter brachte einen Krug mit Wasser, legte ein Buch auf den Tisch und entfernte sich. Der Unbekannte schenkte sich ein, trank und überließ sich, wie es schien, seinen Gedanken; denn er hielt das Buch in der Hand ohne zu lesen. Unverwandt blickte er in die Nebelgebilde, nach dem durchbrechenden blauen Äther des Himmels. Unser Husar sah dies mehrere Tage sehr gleichgültig an, ohne daß es ihm irgend einfiel, von dem Treiben des fremden Mannes Notiz zu nehmen. Doch endlich verdroß es ihn, das wenige Licht seiner Stube alle Morgen durch die Figur verdunkelt zu sehen. Er betrachtete den Mann näher: der schöne Kopf, die edlen Züge, ein gewisses Etwas in der ganzen Erscheinung zog ihn an; er konnte dem innern Drange nicht widerstehen, er mußte gut oder übel mit dem Alten Bekanntschaft machen, öffnete demnach sein Fenster und sagte ihm den freundlichsten guten Morgen. Doch dieser, von einem Schnauzbart aus düsterm Kellerloche gebotene Gutemorgen sprach nicht an. Ein Ehrfurcht gebietender, streng verweisender, beinahe verächtlicher Blick war die Antwort auf die kühne Anrede. Störe mich in meinem Nachdenken nicht, du Maulwurf! schien er sagen zu wollen. Doch der Rittmeister ließ sich nicht abschrecken durch die zürnende Miene, sondern versuchte sogleich im Geist eines wahren Husaren einen neuen Angriff.

„Sind Sie Hypochonder?“ erscholl es abermals aus dem kleinen Fenster zu den Füßen des großen Unbekannten, und als auf diese Frage nur ein halber Blick und keine Antwort erfolgte, wurde dieselbe Phrase mit donnernder Stimme in ziemlich herausforderndem Tone wiederholt. Nun endlich entfuhr den Lippen des Mannes ein Laut. „„Sonderbar!““ war das einzige Wort, welches unwillkürlich und gleichsam wie zu sich selbst gesprochen seiner Brust entfuhr, — und der Rittmeister erwiderte lächelnd die geflügelten Worte: „Ja wohl sonderbar! Sie sind krank und sitzen hier im kalten Morgennebel, trinken Ihren Brunnen allein, still und stumm. Da wollt' ich lieber Tinte in Gesellschaft saufen und würde eher gesunden. Wissen Sie wohl, daß ich große Lust hätte, mit Ihnen Händel anzufangen?“ Die Augen des Fremden gingen groß auf und durchbohrten fast den Redenden. „Wenn Sie mit Ihrem Heldengesicht mir nur nicht so ungeheuer gefielen!“ dabei überströmte ein mildes, unbeschreibliches, doch göttliches Lächeln des edelsten Selbstgefühls das schöne Antlitz. „Bei solchem Gebrauche der Cur müssen Sie ja krank werden, wenn Sie es nicht schon sind.“

Das Gesicht des Unbekannten wurde inzwischen immer freundlicher, und der Rittmeister, wie durch eine magnetische Kraft zu ihm hingezogen, kroch auf allen Vieren aus seinem kleinen Fenster heraus, stellte sich vor ihn hin und redete ihn also an: „In meinem

Leben habe ich mich schon einmal schlagen müssen, weil ich nicht begreifen konnte oder wollte, wie man so ein Philister sein könnte, eine Flasche Champagner allein zu trinken; was fang' ich aber mit Ihnen an, der mir seit drei Tagen Sonne und Licht raubt, vor meinem Fenster sitzt, allein seinen Brunnen trinkt und kein freundliches Wort für mich hat? König, geh mir aus der Sonne! ist nicht genug gesagt; ich will philosophischer sein, als Diogenes: stehen Sie auf, geben Sie mir Ihren Arm, wir wollen miteinander promeniren; ich will Ihnen Geschichten erzählen — Geschichten von schönen Mädchen, vernagelten Kanonen, Feldherren, Überfällen, unmenschlich tugendhaften Frauen — und wenn der Teufel der Hypochondrie Sie nicht bald verläßt, so soll er mich dafür holen."

Das edle Antlitz des Fremden nahm den freundlichsten Ausdruck von Wohlgefallen an; er lächelte, reichte seinen Arm und sagte: „Lassen Sie uns gehen! — Sie sind Offizier?"

Rittmeister. Ja, ja! ich bin einer und gehöre zu den Truppen, welche keinen Feldprediger brauchen, um in den Himmel zu kommen.

Unbekannter. Also Husar? Das wird den Großherzog*) von Weimar recht interessiren. Sie haben die Schlachten von Großgörschen und Bautzen mitgemacht?

---

*) [Damals noch Herzog.]

Rittm. Ja wohl! — Doch laſſen wir das! Darüber möchte man ſelbſt Hypochonder werden. Sprechen wir lieber von anderen Dingen und miſchen wir wie Goethe Wahrheit und Dichtung in unſere Unterhaltung.

Unb. Kennen Sie Goethe?

Rittm. Ob ich ihn kenne! Ich liebe ihn zärtlich, ich weiß ihn halb auswendig. Sein Taſſo iſt mein ſteter Begleiter.

Unb. Was halten Sie von ſeinem Werther?

Rittm. Ach! das wag' ich nicht zu ſagen.

Unb. Nun, — doch geniren Sie ſich nicht um meinetwillen.

Rittm. Werther iſt meiner Anſicht nach ein wahrer Lumpenkerl. Solche Charaktere ſind meiner Natur ſo ſchnurſtracks zuwider, daß ich mir gar kein Urtheil anmaßen will. Ich habe die Leiden geleſen und fortgelegt; das verſtehſt du nicht — dachte ich.

Unb. Da gefallen Ihnen „Die Räuber" von Schiller wohl beſſer?

Rittm. Allerdings! Schiller iſt der Mann der Soldaten: er erweckt in der Bruſt uns den Muth und feuert die Seele zu Thaten an. — Doch das nützt Ihnen nichts! — Haben Sie das ſchöne blonde Mädchen dem Salon des Schloßgartens gegenüber „Zur Stadt Dresden" geſehen? Ein himmliſches Geſchöpf. Der alte Prinz de Ligne hielt ihr in zarter Jugend Vorleſungen über die Kunſt zu lieben und, wie es ſcheint,

nicht ohne Nutzen. Die ganze anwesende Männerwelt liegt schmachtend zu ihren Füßen. — Haben Sie nicht auch schon sehnsüchtige Liebesseufzer nach ihrem Fenster ausgestoßen? Ja, ja! jetzt fällt mir's ein: Sie standen gestern mit einem kleinen dicken Forstmann am bekannten Eisengitter und lugten hinüber nach der holdblühenden Blondine. — Nicht wahr?

Unb. Wir hatten unsere Promenade beendigt und waren im Begriff, nach Hause zu gehen. Aber, wo waren denn Sie?

Rittm. Ich? Ich faullenzte im Hauptquartier, wie so viele anderswo.

Unb. Sie scherzen.

Rittm. Vielleicht, — vielleicht auch nicht. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Ich kann Ihre Frage auch umgekehrt beantworten: ich recognoscirte den Feind und suchte seine Hauptstellung zu umgehen.

Unb. Bravo! Sehr gut! Und der Feind?

Rittm. Der Feind, Herr Hypochonder, der brauchte seine allerliebsten Sammetpatschen, um jeden Überfall abzuwehren, bis endlich Chamade geblasen wurde. Verstehen Sie den Ausdruck?

Unb. Nicht ganz! Allein der Großherzog —

Rittm. Ich bitte, lassen wir den in seinem Athen an der Ilm mit Goethe lustwandeln; der Großherzog schlägt nicht mehr unsere Schlachten, und das Ideal meines Feldherrn hab' ich auch bei Lützen den ganzen Tag vergebens gesucht. Ich hatte die unvermuthete

Ankunft von vier Cavallerieregimentern auf dem Schlachtfelde zu melden. Ich eilte zu allen Befehlshabern, aber keiner wollte befehlen: der eine klagte über Rücken- und Seitenschmerzen ob des erhaltenen Prellschußes; der andere meinte, er beobachte bloß; der dritte fluchte russisch auf die Preußen, und der vierte war nicht in der Laune fröhlich zu sein. Das Corps des Vicekönigs drängte ihn, so entledigte er sich denn seiner Wuth durch einige kräftige Flüche und eine allgemeine Einladung. „Wer den Karren in den Dr— geschoben hat, kann ihn auch herausziehen" — war des Helden kräftiger Bescheid. So eilte ich denn, enttäuscht von meinen Idealen, trauernd über das mit Todten bedeckte Schlachtfeld und erreichte noch zeitig genug mein Regiment, um bei der unglücklichen Cavallerieattaque, die man morgens und nicht abends hätte unternehmen sollen, wie alle Ubrigen in den verdammten Graben zu fallen und in einen chaotischen Wirrwarr zu gerathen. — Sehen Sie! das nennt man eine Schlacht mitmachen.

Unb. Das Bild, welches Sie mir da geben, ist in der That neu. Ich danke Ihnen, Herr Doctor Husar; jetzt muß ich ins Bad, aber morgen hoffe ich eine große Portion von Ihren Mixturen einzunehmen und vielleicht noch einen Freund mitzubringen, der gern dergleichen zu sich nimmt. Sie erlauben doch? Oder wollen Sie sich noch mit mir schlagen?

Rittm. Umarmen möcht' ich Sie.

Der Unbekannte drückte dem Rittmeister sehr freundlich die Hand, sagte „Auf Wiedersehen!“ und ging.

Am folgenden Morgen, als die Strahlen der Sonne kaum den Schläfer erweckt hatten, klopfte man schon an sein Fenster und rief: „Herr Doctor, der Hypochonder ist da. Heraus, heraus!“ In möglichster Eile beendete der Rittmeister seine Toilette, schlüpfte behende zum Fenster heraus, faßte den neu erworbenen, nun schon alten Freund unter den Arm und begann neue Erzählungen von Liebe und Krieg.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, da kam ein Fremder in den Garten, den der Rittmeister seinem Aussehen nach für einen Forstmann oder Gutspächter hielt, grüßte mit einem Guten Morgen und redete den Hypochonder mit einem „Da bin ich!“ wie einen alten Bekannten an. Dieser wandte sich zu dem Rittmeister und sagte, gleichsam ihn dem Fremden vorstellend: „Mein gütiger Doctor.“

Weiter wird dann erzählt, wie Rittmeister v. Schwanenfeld noch einige Tage mit Goethe und Herzog Karl August verkehrte, ohne dieselben zu kennen, bis er durch einen Freund Aufklärung erhielt.

582.

1813, Juli (?).

Mit Stephan Schütze.

Da ich gleich nach meiner Ankunft in Teplitz erfuhr, daß sich Goethe dort befinde, unterließ ich nicht, zu ihm

zu gehen. — Am andern Tage saß ich mit ihm im Wagen; wir fuhren nach Bilin zu. Ich wußte schon, daß bei ihm, wie die Gegenstände, auch die Stimmungen wechseln; eins bedingt das andere. Heute hatte er seinen Sinn auf das Steinreich gerichtet. Bei Karlsbad kletterte er oft stundenlang in den Bergen umher und schlug mit seinem Hammer an alle Felsen, von wo er gewöhnlich eine reiche Beute mit zurückbrachte, die er dann nach den kleinsten Abartungen und Verschiedenheiten in die Reihe der übrigen auf dem Tische umherliegenden Steine einschichtete, bei welcher Gelegenheit ich denn einmal ausrief: O, daß das menschliche Leben so kurz ist! — „Lassen Sie das gut sein!“ erwiderte er.

Jetzt war er um vulkanische Steine bemüht, und als wir die Straße weit genug hinauf waren, ließ er halten und sagte: „Wenn ich heute einen Eisenstengel finde, sollt Ihr einen guten Tag haben.“ Darauf ging er mit dem Kutscher und dem Hammer nach einem Orte, wo viele Steine lagen und hämmerte da gewaltig. Er kam nicht ganz befriedigt zurück, hatte jedoch manches erbeutet, das in sein Cabinet paßte. — Nachher wurde das Gespräch lebhafter und wissenschaftlicher. Ich betrachtete mit ihm die Kindheit des Menschengeschlechts in der hebräischen Sprache, deren Fügung und Behelf in den Mitteln mit Hinsicht auf die falschen Auslegungen seinen Geist nicht wenig befriedigte. Darauf ging er zu den Manichäern über, auf die wunderbare

Erscheinung der christlichen Religion überhaupt, auf ihre Verbreitung, und endlich auf Luther's Bibelübersetzung. Ich bemerkte, daß Einfachheit in Sprache und Gesinnung damals Luthern selbst wohl Ähnlichkeit mit den Aposteln und dem biblischen Geiste gegeben und dadurch eine solche Verdeutschung möglich gemacht hätte. Da fing er an, Luthers Riesenwerk anzustaunen und zu bewundern, und merkwürdig war mir seine Äußerung: „Nur das Zarte unterstehe ich mich hin und wieder besser zu machen."

Das nächste Mal war auf der Spazierfahrt sein Sinn auf die Pflanzenwelt gerichtet. Er ergötzte sich an der Lieblichkeit der mit Bäumen beflanzten Kornfluren im Angesicht des Erzgebirges, auf das er gar nicht zu achten schien. — Das Gespräch kam nach manchen Wendungen auf die Überschwenglichen, die durch Tendenzen immer höher und höher steigen wollen und, statt den Gegenstand darzustellen, ihn und ihre eigne Kraft überflögen. Hier gerieth Goethe in solchen Eifer, daß er sich der stärksten Ausdrücke bediente, sodaß selbst der Kutscher sich öfters nach ihm umsah. Er schalt sie Träumer und Schwindler, und als ich äußerte, daß ihrer Poesie der Körper fehle, sagte er: „Da haben Sie das rechte Wort getroffen. Zum Henker, wir wissen denn doch auch, was dazugehört!" setzte er im gerechten Zorn hinzu und ergoß sich nun auch über die Unredlichen, die bei ihren Behauptungen noch besonders von politischen Rücksichten sich bewegen ließen, und die

nicht einmal parteiisch ehrlich wären. — „Fahre noch weiter, bis die Sonne untergeht!“ rief Goethe seinem Kutscher zu, und so wurden mir denn die genußreichsten Stunden zutheil.

583.

1813, 21. Juli.

Mit Riemer.

„Es ist ganz eigen, daß die Menschen sich in Mißbräuchen so sehr gefallen, und daß man nicht leicht ein Mittel gelten läßt, wodurch das Übel von Grund aus gehoben würde.“

584.

1813, Ende October.

Mit Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die für das rechte Rheinufer siegreich entscheidende Leipziger Schlacht hatte uns bei Verfolgung des Feindes in die Nähe von Weimar geführt. Ich nahm Urlaub zu einem Ritt hinein, um meinem Dichterheros meine Verehrung zu bezeigen.

Da stand ich nun wiederum vor dem einfach schönen Hause. Etwa zehn Jahre waren darüber vergangen. Und welch ein Decennium! Auch für mich: welch eine völlige Umwandlung!

Auch im Hause freilich sah es gar anders aus: eine starke österreichische Einquartirung hatte noth-

gedrungen alle vorderen Zimmer in Beſchlag genommen Ordonnanzen rannten auf und ab. Das ſchöne muſ viſche Salve, vor dem Eingange zu den Gemächern de Boden ſchmückend, war im Staube der geſtiefelten Trit faſt unſichtbar geworden. Mich befiel eine ſeltſam Wehmuth.

Dennoch ſchritt ich im ziemlich kecken Bewußtſei mannigfach errungener Selbſtſtändigkeit dem mir no aus jenem erſten Beſuch wohl erinnerlichen, würdi ausſehenden Kammerdiener nach, der mir ſogleich a meine erſte beſcheidene Anfrage verſicherte, ich ſei wil kommen. Er ging nach einem Hinterzimmer, wohi der edle Hausherr zurückgedrängt war, und in eine kleinen Vorgemach beſchied mich mein freundlich vo hinein gehender Begleiter, einpaar Augenblicke z warten.

— — — — — — — — — — —

Unverſehens ging die Zimmerthüre leiſe auf, un hervorblickte das noch ganz unvergeſſene Apollo-Antli apolliniſcher noch, weil in häuslicher Bequemlichkeit d Halsbinde fortgeblieben war, und ſo die Heroenphy ſiognomie ſich noch idealer hervorhob. „Treten S näher!“ ſprach die wohllautende Stimme. . . . . Vo tiefſter Ehrerbietung mich neigend, trat ich über d Schwelle.

Goethe winkte mir ſogleich, mich zu ſetzen, inde er mir gegenüber platznahm. Und ich hub meine Spruch — möglich, daß die Stimme des ſechsun

dreißigjährigen Kriegsmannes nicht ohne alle Bebung blieb — etwa folgendermaßen an: „„Ich komme, Ew. Excellenz für etwas zu danken, das Ihnen muthmaßlich schon längst vergessen ist: für meine gastlich huldreiche Aufnahme in Ihrem Hause vor nun etwa zehn Jahren.““ Und nun berührte ich noch einige nähere, jedoch nur äußerliche Umstände von damals, fest entschlossen, wenn Goethe nichts Literarisches anrege, auch meinerseits nicht im Mindesten irgend einen Schritt deshalb fürder zu thun, sondern mich bald nach einfach geselliger Sitte wiederum zu empfehlen. Er aber sagte voll unbeschreiblicher Anmuth des Blickes und der Stimme: „Meinen Sie denn, daß ich Sie aus den Augen verloren hätte seitdem?“

Es durchfuhr mich wie ein elektrischer Strahl, aber sanft, und ich fühlte mich neubelebt. Nun folgten ehrende Worte, vollkommen dichterisch anerkennende für mich und auch für meine . . . Gattin, Caroline Baronin de la Motte Fouqué, und am Schluß der holden Rede fügte er hinzu: „Während meines letzten Badeaufenthaltes in Karlsbad waren Sie beide mit Ihren Dichtungen mir gar liebe Gefährten.“

Was ich ihm antwortete hieß etwa so: „„Ich hoffe, Ew. Excellenz sieht klar in mich herein und sieht demzufolge, was ich nicht aussprechen kann; aber es ist ein Gipfelpunkt meines Lebens.““ Sein freundliches Auge bestätigte mir's: ja, er hatte in der That in mich hereingesehen und er war in diesem Augenblicke zu-

frieden mit mir. Nun aber drängte uns der Moment auch auf die äußerliche Gestaltung der Zeit, und wir besprachen uns darüber, soweit es die Umstände vergönnten, mich nach dem Bivouac wieder hinausrufend, ihn an ohne Zweifel weit mannigfach wichtigeres und höheres Schaffen. Zunächst äußerte ich meine Zufriedenheit, daß nun die Dichterwohnung wieder bald der wackern, aber freilich sehr überfüllenden Gäste werde entledigt sein. „Wissen Sie das so gewiß?“ fragte Goethe, „und woher?“ — „„Weil niemand von uns Kriegern jetzt Muße hat, in der Verfolgung des besiegten Weltbesiegers zu weilen.““ — „Besiegt? Wird er sich nicht vorerst noch bei Erfurt stemmen?“ — „„Das wünsch' ich, aber ich hoff' es kaum.““ — „Schlagen Sie seinen Widerstand dort so leicht an?“ — „„Ich schlage nichts leicht an, was Napoleon thut oder läßt, und eine Schlacht um Erfurt würde manchen Kopf kosten, sehr möglich unter anderen den meinigen mit; aber derweil er dort mit uns bataillirte, würden ihm andere große Heerhaufen den Rückzug vollends verrennen, und es wäre dann völlig aus mit ihm. Ich aber halte ihn für einen viel zu großen Feldherrn, als daß er solches nicht unermeßlich klarer einsehen sollte, als ich.““ — „Also?“ — „„Also er wird eilen, an und über den Rhein zu kommen so gut es gehen will, oder so schlimm.““

Goethe sah nachdenklich eine Zeit lang vor sich nieder und sprach alsdann mit tiefernstem Blicke: „So

wäre er denn also wirklich schon vollständig geschehen, der entscheidende Schlag? Desto besser."

Beim Abschiede mich aus der Thür geleitend, reichte er mir gütig die Hand mit den Worten: „Der Krieg bringt viel Störendes, aber auch Schönes: so, daß Sie jetzt zu mir kamen. Gutes Glück mit Ihnen! Und lassen Sie mich von Ihnen hören, wenn's sein kann."

585.

1813, 26. October.

Mit Riemer.

„Geschmack ist ein Euphemismus. Deutsche haben keinen Geschmack, weil sie keinen Euphemismus haben und zu derb sind. Es kann keine Sprache euphemistisch sein und werden, als die, in der man diplomatisirt."

586.

1813, 14. November.

Mit Riemer.

„Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, daß die Menschen einmal einem gestatten, was sie sich unter einander selbst nicht gestatten, nämlich daß einmal einer ganz sein darf was er will und Lust hat."

587.

1813, 20. November.

Mit Riemer.

„Die Griechen waren Freunde der Freiheit, ja! aber ein jeder nur seiner eigenen; daher stak in jedem Griechen ein Tyrannos, dem es nur an Gelegenheit fehlte, sich zu entwickeln.“

588.

1813, 24. November.

Mit Dietrich Georg Kieser.

Bei Goethe war ich eben eine halbe Stunde. Er redete mit mir sehr brav, wünschte, ich möchte in Weimar bleiben, statt mitzuziehen [als Freiwilliger] und bot mir seine ernste Mitwirkung an in meinen hiesigen öffentlichen Geschäften.

589.

1813, 24. November.

Mit Riemer.

„Bei den Deutschen wird das Ideelle gleich sentimental, zumal bei dem Troß der ordinären Autoren und Autorinnen.“

590.

1813, November.

Mit Luden.

Im Monat November 1813 befand ich mich in Weimar, um mit Bertuch, welcher den Verlag meiner „Nemesis“ übernommen hatte, die nöthigen Verabredungen zu treffen. Bertuch wünschte, daß ich mit den Herren geheimen Räthen Voigt und Goethe über unser Unternehmen sprechen möchte; er selbst zwar hatte schon beiden Ministern angezeigt, was im Werke war, und keiner von beiden hatte eine Bedenklichkeit geäußert, indeß hielt er dafür, daß es doch angemessen wäre, daß ich auch mit ihnen darüber spräche, damit sie bei möglichen Schwierigkeiten sich nicht ungeneigt beweisen, sondern uns nöthigenfalls soweit als möglich vertreten möchten. Ich konnte oder wollte nicht recht begreifen, wie mir jemals nach der Befreiung Deutschlands von dem Joche der Fremden eine solche Protection nöthig werden könnte, gab aber Bertuch's größerer Erfahrung nach. Also ging ich noch vor Mittag zu dem geheimen Rath Voigt. . . . . Ich blieb so lange bei dem alten guten Herrn, daß ich vor Tische nicht mehr zu Goethe gehen konnte. Bertuch ließ anfragen, wann Se. Excellenz mich wohl empfangen könnte. „Sogleich nach Tische; etwa um 3 Uhr“ — war die Antwort. Bei meinem Eintritt — und es war das erste Mal, daß ich ihm in Weimar meine Aufwartung machte — kam

Goethe mir entgegen, reichte mir die Hand und sagte mir in der verbindlichsten Weise höchst freundliche Worte. Aber er erleichterte mir nicht, wie Herr v. Voigt gethan hatte, das Anbringen meines Anliegens, vielmehr sprachen wir von gewöhnlichen Dingen, jedoch bald auch von den jüngsten Ereignissen. An dieses Gespräch knüpfte ich dann an: er würde, sagte ich, schon von Bertuch gehört haben, daß ich die Absicht hätte, eine politische Zeitschrift im Industriecomptoir herauszugeben. „Ja," antwortete Goethe, „Bertuch hat mir davon gesprochen. Wie aber sind Sie auf diesen Gedanken gekommen?" Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit Herrn v. Grolmann.*) „Freilich!" sagte Goethe, „bei der gegenwärtigen Aufregung, um — nicht — zu sagen — Begeisterung, finde ich das natürlich genug. Haben Sie denn schon mit Bertuch abgeschlossen, und steht Ihr Entschluß unwiderruflich fest?" „„Die Ankündigung,"" erwiderte ich, „„ist schon in der Druckerei und wird in wenigen Tagen ausgegeben werden, wenn nicht etwa auf Seiten des hohen Ministeriums eine Bedenklichkeit obwaltet. Ebendeßwegen,"" setzte ich hinzu, „„möchte ich das Unternehmen der Protection Ew. Excellenz empfehlen."" — Goethe schwieg wohl eine Minute lang; sein Gesicht wurde sehr ernst. Alsdann hob

*) [Dabei hatte der damalige Major, später General v. Grolmann Luden das Vorhaben, als Freiwilliger einzutreten, ausgeredet und ihn aufgefordert, vielmehr mit Wort und Schrift dem Vaterlande zu dienen.]

er an und sagte ungefähr folgendes. „Ich habe schon vor Jahren offen zu Ihnen gesprochen, auf Ihre Discretion rechnend; das will ich auch jetzt thun, Herr Hofrath. Als öffentlicher Beamter habe ich gegen die Herausgabe einer Zeitschrift nichts einzuwenden; unsere Regierung würde sich auch gewiß in dieser Zeit hartem Tadel aussetzen, wenn sie sich erlaubte, einem solchen Unternehmen entgegenzutreten. Wir haben ja — die Freiheit mit vielem Blute ruhmvoll erkämpft; was sollte uns die Freiheit, wenn wir sie nicht benutzen. Und gewiß sind wir am geneigtesten sie durch Wort und Schrift zu benutzen, auch schon darum, weil dieses der bequemste Modus ist. Also wird die herzogliche Regierung Ihnen und Bertuch ohne Zweifel vollkommen freie Hand lassen. Eine Protection zwar kann Ihnen niemand versprechen und niemand gewähren: ein jeder bleibt billig für seine Handlungen verantwortlich. Sie werden jedoch wohl auch keiner Protection bedürfen, und sollten Sie sich jemals verleiten lassen, über die Schnur hinauszugehen, so wird Bertuch, der sich auf solche Dinge versteht, Sie schon an die Schranke mit der Inschrift Noli me tangere freundlich erinnern. — Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht hatten, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerrathen und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen, und sogar ein Hand-

buch der Staatsweisheit geschrieben haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurückzukehren, die Welt Ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, in welchen doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird."

Diese Worte überraschten mich sehr; ich fühlte mich auf das Tiefste verletzt. Indeß suchte ich mich so gut als möglich zu fassen, konnte aber nicht umhin etwas zu erwidern. „„Ich muß gestehen, daß es mir fast lieb ist, Ew. Excellenz Meinung nicht früher und nicht vertraulich eingeholt zu haben; denn wie hoch ich auch jedes Wort Ew. Excellenz verehre, und wie glücklich ich sein würde, mit Ihnen zusammenzustimmen, so fürchte ich doch, daß ich diesmal den Rath Ew. Excellenz nicht befolgt haben würde; denn gerade das, daß der deutsche Michel bisher nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Klos gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk — gerade dieses ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Deutschland gebracht hat, und all diese Schande und all dieses Unglück wird von Neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise und gleichgültig aussprechen, was vor einem halben Jahre, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar zurief: Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? Gut! Die Franzosen sind fort, die Stuben

sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen. —"" Und nun sprach ich einige Minuten fort: von der großen Entscheidung vor unsern Augen, von der Erhebung des deutschen Volkes, von den Proklamationen der Fürsten, von Vaterland, von Freiheit, von der Nothwendigkeit, gerade jetzt eine bessere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menschen, nach seiner Stellung und nach seinen Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser großen Tage des neuen Heiles.

Goethe saß ruhig. Endlich hob er mit einem leichten Lächeln die rechte Hand. Ich schwieg. Sogleich fing Goethe mit einer ungemein sanften Stimme, die zuweilen etwas bewegt zu werden schien, zu reden an, und sprach ohne Unterbrechung ziemlich lange. Von dem, was er sagte, vermag ich indeß nur einzelnes mitzutheilen, kann aber nicht unbemerkt lassen, daß ich mehr als Ein Mal auf das Tiefste ergriffen wurde, z. Th. allerdings durch seine Worte, weit mehr noch durch seine Weise, durch den Ton seiner Stimme, den Ausdruck seines Gesichtes, die Bewegung seiner Hände. „Ich habe Ihnen," sagte Goethe, „ruhig zugehört und recht gern; Sie aber sind in einigen Eifer hineingerathen und dies ist eben nicht nöthig gewesen, da Sie gewiß selbst nicht glauben, daß Sie mir etwas Neues, daß Sie mir etwas gesagt haben, was mir unbekannt gewesen wäre. Ich spreche über solche Dinge sehr, sehr ungern, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine

guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein solches Gespräch eingelassen haben, wenn von etwas Geschehenem, von einem facto, oder auch von einer einzelnen Handlung, die erst geschehen soll, die Rede wäre. Es gilt aber um etwas anderes: Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal; Sie gedenken, dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzosen. Aber, glauben Sie mir: Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden; Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen und wenn auch nicht denen, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden alles gegen sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist; denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Zugleich werden Sie von Gleichen Widerspruch erfahren theils über Grundsätze, theils über Thatsachen. Sie werden sich vertheidigen und, wie ich hoffen will, glücklich, und dadurch werden Sie neue Feindschaft wider sich erwecken. Mit Einem Worte: Sie werden in mannigfaltige Händel verwickelt werden. Mit den Gleichen dürften Sie vielleicht fertig werden; wen Sie nicht überwinden, den können Sie ignoriren, und manchem geschieht mit Verachtung zu viele Ehre. Aber anders ist es mit den Mächtigen und Großen: mit denselben ist nicht gut Kirschen zu

essen; Sie wissen aus welchen Gründen: den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen. — Da ich dieses alles ganz klar vorausseh, so bin ich allerdings bedenklich. Ich möchte unserm fürstlichen Hause, für welches auch Sie fromme Wünsche hegen, keine Unannehmlichkeiten bereitet, ich möchte unser Gouvernement, das nicht über hunderttausend Bayonette zu verfügen hat, in keine verdrießlichen Verhandlungen verwickelt sehen; ich möchte von der Universität, deren Mitglied Sie sind, jeden Nachtheil abwenden; ich denke endlich — warum sollte ich es nicht sagen? — auch an meine Ruhe und Ihr Wohl."

Hier trat eine Pause ein. Ich schwieg still, weil ich, was ich etwa zu sagen vermocht hätte, nicht zu sagen wagte, und weil ich auch diesem Manne gegenüber in der That sehr bewegt war. Bald fuhr Goethe fort:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissen-

schaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche umsoviel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit, vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren,

zu ſtärken und durch daſſelbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, ſo auch, und vorzugsweiſe, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, ſondern wenigſtens hierin voraufſtehe, damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. — Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu thun, nicht mit unſern Wünſchen, unſern Hoffnungen, unſerm Glauben, und auch nicht mit den Schickſalen, die uns und unſerm Vaterlande bevorſtehen mögen, ſondern wir ſprechen von der Gegenwart, von den Verhältniſſen, unter welchen Sie Ihre Zeitſchrift beginnen wollen. Nun ſagen Sie zwar: die Entſcheidung iſt gefallen. Freilich! Aber dieſe Entſcheidung iſt doch im beſten Falle erſt der Anfang vom Ende. Noch ſind zwei Fälle möglich: entweder der Gewaltige beſiegt ſeine Feinde alleſammt noch einmal, oder er wird von ihnen beſiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich, und wüßte man es auch zuſtande zu bringen, ſo würde es nichts helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den erſten Fall: Napoleon beſiegt ſeine Feinde; — unmöglich! ſagen Sie? So ſicher ſind wir nicht. Indeß halte ich es ſelbſt nicht für wahrſcheinlich. Wir wollen alſo den Fall fallen laſſen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur der Fall übrig, daß Napoleon beſiegt würde, gänzlich beſiegt. Nun? und

was soll nun werden? Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun nach dem Abzuge der Franzosen die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von Einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorther zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen

aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgniß ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proclamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!"

Als ich auf dieses Wort etwas erwiderte, entstand ein Gespräch, in welchem Goethes Worte immer bestimmter, schärfer und ich möchte sagen individueller wurden. Aber ich trage Bedenken niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.

Als ich endlich aufbrach, waren meine Augen mit Thränen angefüllt. Ich faßte Goethes beide Hände, weiß aber durchaus nicht, was ich gesagt, und ebensowenig, was Goethe geantwortet hat. Gewiß ist, er

war sehr herzlich. Als ich schon aus der Thüre getreten war, wandte ich mich noch einmal zurück: „„Bei meinem Eintritt hatte ich die Absicht, Ew. Excellenz noch eine Bitte vorzutragen; ich habe es aber unterlassen und will es auch jetzt nicht thun: ich wollte Ew. Excellenz bitten, mein Journal doch mit einigen, wenigstens mit Einem Beitrag zu beehren."" — „Ich danke Ihnen," fiel Goethe ein, „daß Sie es nicht gethan haben; ungern hätte ich es Ihnen abgeschlagen, aber ich hätte es Ihnen abschlagen müssen, und Sie wissen nunmehr warum.

591.

1813, 30. November.

Mit Baron de la Motte Fouqué.

Im Spätherbst kam ich kränkelnd vom Heere zurück. . . . . In Weimar gedachte ich einen Rasttag oder zweie zu halten. Als ich am Abende meiner Ankunft zu Goethe ging, fand ich Herrn v. Müller bei ihm, den jetzigen Kanzler.

„Man hatte Sie mir unter so kauderwelschem Namen angemeldet," sagte Goethe, „daß ich schon Lust hatte, den Fremdling mit höflicher Entschuldigung abweisen zu lassen; endlich ward doch beschlossen, den preußischen Rittmeister in Augenschein zu nehmen, und nun ist es mir lieb."

Goethe hatte auf einem Tische neben sich unter-

schiedliche Marmorplatten, wohlgeschliffen, von mannigfacher Farbe liegen, und meinen Blick dorthin begleitend sagte er: „Bruchstücke aus der Marmorbekleidung des Delphischen Tempels. Das sind nun so meine Reliquien“ — setzte er leise lächelnd, wohl nicht ohne absichtliche Beziehung, hinzu.

Als ich mich empfahl, äußerte er gütig, er hoffe mich während der Zeit meines Verweilens öfter wiederzusehen.

592.

1813, Ende November oder Anfang December.

Mit Luise Seidler.

Von Goethe kann ich Dir [Pauline Schelling] wenig Erfreuliches mittheilen; diese unruhigen Zeiten haben seine Behaglichkeit gestört und das empfindet er übel und soll es auch wiederum empfinden lassen. Ich war neulich auch Mittags bei ihm und empfand es doch auch etwas, ob er gleich die Güte selbst war und mir drei herrliche Stunden mit der Mittheilung einiger Mappen Handzeichnungen und alter herrlicher Kupferstiche schenkte; denn er war weniger lebhaft, als sonst. Auch meinte er: man müsse sich auf alle Art zerstreuen und er arrangire jetzt seine Kupferstiche nach den Schulen; das sei Opium für die jetzige Zeit. Nimm dies, wie Du willst: mir war es leid, daß er für die jetzige Zeit, die freilich lastenvoll, aber doch überall

groß und herrlich ist, Opium will. Auch meinte er: es sei unrecht, von den Studirenden und Professoren, mit in den Kampf ziehen zu wollen, da jetzt schon so viel geschehe, dadurch Wissenschaften gestört ꝛc. würden. — Übrigens ließ er sich nicht weiter über die Sachen aus; aber daß er nicht dafür enthusiasmirt ist, beweist er doch auch, indem er seinem Sohn verweigert, sich unter die Freiwilligen zu stellen, der es wünscht und in kein gutes Licht durch sein Bleiben gestellt wird.

593.

1813, 2. December.

Mit Baron de la Motte Fouqué.

Zwei Tage darauf traf ich mit Goethe bei der verehrten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer zusammen im heiter erlesenen Kreise, zum Abendessen eingeladen. Tags vorher hatte ich einer Aufführung des „Egmont" beigewohnt, ohne den Dichter dieses mir vorzüglich theuern Meisterwerkes unter den Zuschauern zu erblicken. Hatte er mir ja auch gleich am ersten Abend geäußert, er gedenke nicht hinzugehen, mir aber den Besuch sehr empfohlen mit dem Beisatze: „Sie werden viel Gutes sehn, wenn ich auch die Aufführung nicht unbedingt loben kann."

— — — — — — — — — — —

Ich begab mich in das Haus der Madame Schopenhauer.

Wer die Anmuth und feine Gaſtlichkeit, welche dort unter der Leitung der edlen Herrin waltete, je erfuhr, mag ſich von ſelbſt denken, wie ein Abend, ganz nach Goethes Sinn eingerichtet, dort verfließen mochte; andren läßt es ſich eben nicht eigentlich wiedergeben. Goethe beſtand darauf, ich müder Kriegsmann müſſe den Platz auf dem Sopha einnehmen, und ſetzte ſich in einen bequemen Lehnſtuhl neben mich. Der Meiſter zeigte ſich in all ſeiner Milde und Huld. Bald kam das Geſpräch auf die geſtrige Aufführung des „Egmont“. Ich rühmte die Darſtellung des Clärchen durch Madame Wolff in dem Sinne, wie ich es nachher durch ein in Weimar noch zurückgelaſſenes Gedicht alſo ausſprach

Egmont's Liebchen, Egmont's Clärchen,
Wunderſam geſtaltet Kind:
Leicht und roſig wie ein Märchen,
Ach! und doch ſo tief geſinnt.

Egmont's Heldin, Egmont's Fahne,
Schürend heil'ge Freiheitsgluth,
Dann im Tonfall, gleich dem Schwane
Sinkend in die dunkle Fluth.

Egmont's Göttin, Egmont's Sonne!
Ja, auch mir nach heißer Schlacht
Ward zutheil die Heldenwonne,
Dich zu ſchau'n in Deiner Pracht.

Goethe hat ſich ſpäterhin über dieſe Verſe ſehr zufrieden geäußert, als richtig die drei Phaſen ſeines Clärchens bezeichnend, und erwiederte mir auch meine damaligen Mittheilungen: allerdings könne jene Geſtaltung

der Liebe, des Heroismus und der Verklärung nie schöner dargestellt werden, als durch die von mir mit so vielem Recht bewunderte Künstlerin.

Indem ich nun während des heitern Gespräches über „Egmont“ vorzüglich auch die letzte Erscheinung Clärchens als tröstende Freiheitsgöttin hervorgehoben hatte, sagte Goethe lächelnd: „Ja, und stellen Sie sich vor, just das wollte man mir früher abdisputiren, wenigstens für die theatralische Darstellung. Und sogar mein lieber Schiller war mit dabei und ließ als damaliger Lenker der hiesigen Schauspiele die Erscheinung bei der Aufführung auch wirklich fort.“

„„Wie war denn das möglich?““ fragte ich staunend. „„Konnte er denn irgend andres an die Stelle setzen? Denn so ganz im Hinabsinken erlöschen konnte doch nun einmal der Schluß nicht.““ — „Ei nun!“ entgegnete Goethe, „er ließ den Alba während der Publication des Urtheils verlarvt zugegen sein; Egmont aber riß ihm die Larve ab, sagte ihm viele harte Dinge, und dann erst ging es zum Tode.“

„„Ew. Excellenz konnte das unmöglich mit ansehn —““ sagte ich. — „Zufällig war ich damals just in Ilmenau,“ erwiderte er; „aber Sie haben recht, mitangesehn hätte ich es auf keine Weise.“ . . . . .

Während andrer Gespräche kam der Meister auch auf seinen . . Elisabeths-Epilog zum „Essex“ und sagte: „Den kann unser Gast noch nie vernommen haben, und ich fühle mich gestimmt, ihn zu sprechen.“ . . . . Goethe

ſprach ſeine Dichtung wie ein donnernder Jupiter aus. . . . .

Als es zum Abendeſſen ging, ſagte Goethe zu den jüngeren Damen, mit denen ich mich juſt unterhielt, lächelnd: „Ihr Mädchen, laßt mir für heute den Kriegsmann!“ und führte mich freundlich neben ſich an den Tiſch. Unter manchem geiſtreich frohen Hin- und Herſprechen in dem edlen Kreiſe fragte mich endlich auch der Meiſter: was mir denn die Muſe während des Feldzuges beſcheert habe und ob ich nicht eins oder das andere davon mittheilen wolle; „denn allein ſind Sie doch gewißlich nicht von ihr gelaſſen worden,“ ſetzte er gütig hinzu.

Mir kamen zuerſt einpaar Zeilen in den Sinn, welche mir nach der verlornen Schlacht bei Dresden Tröſtung gebracht hatten, in dem ſchmerzlichen Augenblicke, wo ich erfuhr, es gehe mit uns nach Böhmen zurück, ja, wo ſogar das Gerücht von einem geſchloſſenen Waffenſtillſtande raunen wollte. Meine Jäger hatten von beidem nichts vernommen und freuten ſich in mannigfacher Jugendluſtigkeit und Schäkerei des anmuthig bequemen Beiwachtplatzes auf grünendem Waldhügel, Holz reichlich darbietend für Koch- und Lagerfeuer, ein friſcher Bach zur Erquickung nahe für Mann und Roß. Der Kriegsmann im Felde iſt oft kindlich leicht erfreut, aber diesmal ſchnitt mir die Fröhlichkeit meiner Jünglinge tief elegiſch durch die Seele. Sie wiſſen's nicht! Nur allzubald werden ſie's erfahren,

die lieben, frischen, jetzt noch so keck schlagenden Herzen! Und ich stellte mich schlafend . . . . , meine wehmuthfeuchten Augen zu verbergen. Denn jetzt Waffenstillstand und Friede — was konnte das anders heißen, als Europa auf's Neue gekettet in Napoleon's Band und alle die schönen Opfer umsonst verblutet! — Ich schilderte das zum Eingange und sprach dann die folgenden Reime, vor denen sich damals mein Haupt wiederum kräftig emporgerichtet hatte.

Herr Gott, Dein Wille soll ergehn!
Ich armes Menschenkind,
Ich kann ihn leider nicht verstehn,
Ich bin zu blöd' und blind.

Doch heb' ich zu Dir auf in Müh'
Das schmerzgeschlag'ne Haupt
Und denke spat, und denke früh:
Dort schaut, wer diesseits glaubt.

Alle zeigten sich ergriffen und sprachen es aus; nur Goethe nicht. Der sah still und wortlos vor sich nieder. Darauf gedachte ich des raschen und frohen Kriegsumschwungs, zwei Tage nachher durch die Kulmer Schlacht in Verbindung der andern, von allwärts erwachenden Jubelkunden und sprach folgendes Lied hin:

Der Sieg schwang seine goldnen Flügel
Durch's Kampfesthal,
Und wie Altäre stehn die Hügel
In seinem Strahl.

Der hohen Berge Gipfel wallen
Von Opferpracht,
Derweil noch einzle Donner schallen,
Echo der Schlacht.

Lang' habt Ihr, schwer und kühn gerungen
Manch heißen Tag;
Nun ist's, ihr Brüder, ist's gelungen,
Der Sieg ist wach.

Herüber tönt's von Schlesiens Höhen,
Her aus der Mark,
Wie Preußens, Schwedens Banner wehen
An Ehren stark;

Wie flüchtig scheue Franzosenhaufen
Von deutschem Herd
Entherzet zittern, wanken, laufen
Vor deutschem Schwert.

Könnt fassen Ihr den reichen Segen
Von nah und fern?
Bist Du nicht fast davor erlegen
Du Volk des Herrn?

Vor Dem durchbebt Dich heil'ges Zittern,
Der kann und will:
Knie nieder unter Fruchtgewittern,
Und bete still.

„Schön!" sagte der Meister diesmal tief ernst, „sehr schön!" worauf er dann sogleich ganz freundlich hinzusetzte: „Und um so erquicklicher, als das erstere beinah etwas penible zu nennen war." — Ich ließ mir durch den Nachsatz den Vordersatz nicht verkümmern und dachte nur eben an seine Reliquien aus dem Delphischen Heidentempel.

594.

1813, kurz nach 2. December.

Mit Baron de la Motte Fouque.

So ließ ich mich denn eines Vormittags zum Abschiedsbesuch bei Goethe melden und fand sehr gütigen Empfang. Der Meister kam auf einen vor kurzem an's Licht getretenen, französischen Roman zu sprechen, „Marie" geheißen, verfaßt durch Ludwig Buonaparte, ehemaligen König von Holland, und ließ günstige Worte darüber vernehmen. Ich, so eben aus dem Felde Heimkehrender, hatte natürlich noch nichts davon gesehn, äußerte jedoch, meine Frau bewahre ein eigenes Interesse an französischer Literatur, und ich könne ihr überhaupt nicht leicht Erfreulicheres mitbringen, als ein Dichtwerk von Goethe empfohlen. „Nur Dichtwerk" — entgegnete der Meister langsam; „damit legen Sie denn doch wohl einen etwas zu hohen Maßstab an. Nicht als Dichter müssen Sie es messen wollen, aber als ein interessantes Buch muß man es in der That gelten lassen." Er fuhr jedoch fort, sich selbst herunterzuhandeln, und es blieb endlich vom Lobe nicht viel mehr übrig, als Theilnahme an der edlen Persönlichkeit, mit welcher Goethe in Karlsbad Zimmer an Zimmer gewohnt hatte und in nähere Bekanntschaft zu ihm getreten war.

Dadurch aber hatte sich das Gespräch auf die neuere französische Literatur überhaupt gewendet, welche damals

noch nicht den grellen Gegensatz von Classischem und Romantischem in sich hervorgebracht hatte, wie heutzutage; vielmehr mochte noch im Ganzen um das Jahr dreizehn von ihr gelten, was in den Zeiten Ludwigs XIV. von ihr gegolten hatte. Somit sagte Goethe denn auch unter anderm: „Sehen Sie, ein Hauptunterschied zwischen der französischen und deutschen Literatur liegt darin, daß man dort entweder als zur anerkannten Richtung gehörig absolut da ist, unerschütterlich, oder, weil eben nicht zu den Gültigen gerechnet, gar nicht vorhanden ist; bei uns hingegen kann ich in dieser Ecke der Stube stehn und Sie mir diagonal entgegengestellt in jener, und wir sind und bleiben alle beide da."

Heiter dachte ich an die Delphischen Marmortäflein und mein penibles Gedicht und nahm in der allerzufriedensten und allerdankbarsten Stimmung Abschied, wobei denn noch ausdrücklich ausgemacht ward, ich solle dem Meister meine künftigen poetischen Productionen, sowie sie an's Licht träten, einsenden.

595.

1813, zwischen 5. und 21. December.

Mit Friedrich Rochlitz und dessen Familie.

a.

Jetzt nach Weimar! denn da erquickte man mich auch unmittelbar thätig; niemand aber that das mehr, oder vielmehr: niemand that das so ächt human, ganz

würdig, vertraulich und meiner Weise sich bequemend, als der Mann, den Tausende dazu gar nicht fähig glauben, weil Tausende über ihn urtheilen, ohne ihn nahe zu kennen — Goethen mein' ich. . . . . Ich hatte Goethen einige Tage vor meiner Reise geschrieben — nichts, als ich komme mit Frau und Kindern — ich will mich erholen — lassen Sie mich was Gutes vom Theater und, kann es sein, etwas von Ihren Kunstsachen sehen, womit ich jenen Zweck am Schönsten zu erreichen gedenke. . . . .

Als ich den ersten Morgen [den 6. December] zu ihm kam, arrangirte er mit ebensoviel Feinheit und Vertrauen, als selbst mit Sorge gegen Frau und Kinder unsre Zeit im Ganzen für unsern Aufenthalt. Die Residenzer . . . gleich zu stimmen, gab er uns den zweiten Tag ein schönes und leckeres Mahl, dem aber niemand beiwohnen sollte, als die wir wünschten; und deren waren wenige. Dann ward das Theater geordnet: ich wünschte freilich den „Tasso" oder die „Iphigenia", aber die vielen Russen in Weimar und auch die meisten der Preußen, die vom Erfurter Belagerungscorps zum Schauspiel herüberkamen, haben dazu nicht Ruhe, nicht Bildung, nicht Geschmack; auch sind jene Werke eben jetzt wirklich nicht an der Zeit und nur für die, die allenfalls stundenlang darüber hinaus können. So wurde denn außer manchem schönen Musikalischen vornehmlich „Götz von Berlichingen", in zwei Abende vertheilt, aufgetischt, und so, daß ich nie vollendetere

theatralische Darstellungen gesehen habe. (Goethe ließ die Hauptpersonen erst kommen, wohnte den Proben lenkend und anfeuernd bei ꝛc.) . . . Die neue Goethesche Umarbeitung von „Romeo und Julie“ war auch angesetzt und eingerichtet, wurde aber leider durch einen unglücklichen Zufall unmöglich gemacht. Damit wir übrigens alles recht bequem und vortheilhaft sähen, überließ Goethe uns seine Loge und kam dahin selbst nur, uns zuweilen zu besuchen.

Noch schöner und von allem Scheinen entfernter war folgendes. Schon jenen ersten Morgen that er mir den Vorschlag: „Dies Zimmer lasse ich jeden Morgen und dann den Tag über für Sie heizen; niemand darf sonst hinein. Jeden Morgen sorge ich dafür, daß Sie wenigstens auf einige Stunden angenehme Beschäftigungen mit Kunstsachen vorbereitet finden. Kommen Sie nun, oder kommen Sie nicht — wie es eben Ihre Stimmung will. Kommen Sie — mein Diener wird mir's sagen, und kann ich, so komme auch ich; wir beschäftigen uns gemeinschaftlich, sprechen darüber ꝛc. Kann ich nicht, so werden Sie mich entschuldigen.“ — Und das hielt er pünktlich und fehlte nicht einen einzigen Tag; ich aber mußte deren drei wegbleiben, und auch das war ihm nicht befremdlich. Handzeichnungen guter, alter und neuer Meister waren es vornehmlich, womit wir uns unterhielten und worüber wir zuweilen wacker stritten. (Auch hier sahe ich: was weiß der Mann nicht alles! und wie weiß er, was andern

wohl auch bekannt, durch Weitausgreifen und Zusammenstellen des Entfernten neu und lehrreicher und schön anregend zu machen!) — Übrigens gab er uns noch vor dem Abschiede ein großes, herrliches musikalisches Fest in seinem Hause, wo ich auch mehrere ganz neu von ihm gedichtete unvergleichliche Stücke, die nicht gedruckt sind und jetzt nicht gedruckt werden sollen, kennen lernte.

b.

Ein gewisses großes, höchst unerwartetes Welterereigniß war der Gegenstand eines langen, sehr ernsten und eindringlichen Gesprächs gewesen. Der Referent [Rochlitz], von diesem Gespräche endlich angegriffen, konnte nicht unterlassen — ohne alle Absicht, bloß weil er sich angegriffen fühlte — auszurufen: „Ich dächte: genug für heute! Und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine moralische Weltregierung laut anerkennen!“ Beide Sprechende waren im Zimmer auf- und abgegangen. Hier blieb Goethe plötzlich stehen und sagte mit feierlichem Tone: „„Anerkennen? sie? Wer muß das nicht! Ich aber schweigend.““ — „Schweigend? Eben das?“ — „„Wer kann es ausreden außer allenfalls für sich selbst? für andere wer? Und wenn er weiß, daß er es nicht kann, so ist's ihm nicht erlaubt.““

596.

1813, 24. December (?).

Mit Riemer.

„Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte; die neuere Kunst verdirbt, weil sie gefallen will.“ (Bei Gelegenheit der Katastrophe der Nibelungen.)

597.

1813, Ende December (?).

Mit Eduard Genast.

Eines Tages hatte ich im Auftrag meines Vaters eine Bestellung bei Goethe zu machen. In seinem Hause angelangt, wurde ich in den Salon, wo der alte Flügel stand, geführt; Goethe kam. Als mein Botendienst zu Ende war, wollte ich mich unterthänigst empfehlen; er aber hielt mich zurück und sagte: „Dein Vater hat mir mitgetheilt, daß Du bei Eberwein Singestunde hättest und Dich sehr fleißig zeigtest; er ist aber mit Deiner Neigung nicht einverstanden, und Du sollst Conditor bleiben.“ — „„Ja, Excellenz, das will er, aber ich habe zu große Lust zum Theater,““ erwiderte ich. — „Was singst Du, und was hast Du bis jetzt studirt?“ — „„Verschiedene Lieder von Ew. Excellenz, von Ehlers, Moltke und Reichardt componirt; dann habe ich auch den Osmin und Mafferu eingeübt.““ — „Nun so sing mir etwas vor, daß ich Deine Stimme

höre." — Keck genug sang ich ihm das Lied „Willkommen und Abschied" und „Wer ein Liebchen hat gefunden" [aus der Oper „Belmonte und Constanze"]. — „Das letztere war nicht ohne Humor und Deine Stimme ist für Deine Jahre gut, aber zu dem erstern fehlt Dir bis jetzt noch das Verständniß, was mit der Zeit wohl kommen dürfte," sagte er. Freundlich entließ er mich und überglücklich eilte ich nach Hause.

598.

1813 (?).

Mit Arthur Schopenhauer.

a.

Dieser Goethe war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinn wollte, daß die Objecte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subject vorgestellt werden. „Was!" sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, „das Licht sollte nur da sein, insofern Sie es sehen? Nein! Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe."

b.

Wie er [— Goethe —] übrigens von Schopenhauer dachte, zeigt auch eine in dem, beiden Familien nah befreundeten Frommann'schen Hause zu Jena erhaltene Anekdote, nach welcher Goethe zu den am Theetische über Schopenhauer, der in mürrischer Absonderung am

Fenster stand, kichernden Mädchen gesagt haben soll: „Kinderchen, laßt mir den dort in Ruhe! der wächst uns allen noch einmal über den Kopf.“

599.

1814, 5. Januar.

Mit Riemer.

„Die Deutschen sind wiederkäuende Thiere,“ sagte G. bei Gelegenheit der Zeitschrift Nemesis und des Unwillens, den Jemand bei diesem Titel geäußert.

600.

1814, 13. Februar.

Mit Riemer.

a.

„Wir sind nicht glücklich durch unsere Tugenden, sondern durch unsere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich sei, irrt sich. Es ist die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine solche Tugend auszuüben. Sie muß sich von selbst verstehen. Dann macht aber das Gefühl derselben nicht mehr glücklich, so wenig wie Gleichgültigkeit einerlei mit Interesse ist.“

b.

„Lächerlicher Irrthum, daß wir glauben, wir sollten in andern Welten erst leisten, was bereits dort gegen-

wärtig ſchon geleiſtet wird, etwa wie wenn Ameiſen hofften, einſt Bienen zu werden, da die Bienen bereits ſind und aus ſich ſelbſt ſich fortpflanzen."

601.

1814, 26. März.

Mit Riemer.

a.

„Die Poeſie hat den Nachtheil vis à vis der bildenden Kunſt, daß ſie nicht *ἐυσύνοπτον* iſt; daher Werke von größerem Athem rhapſodienweiſe vorgetragen werden müſſen (auch ſo verlangt werden), ſo daß, wenn ein Ganzes auch vorhanden wäre (z. B. Homer), er in Rhapſodien zerlegt werden würde, um ihn zu genießen."

(Bei Gelegenheit von „W. Meiſters" Lectüre, die wir zuſammen vorhatten.)

b.

„Die Menſchen ſind nur ſo lange productiv (in Poeſie und Kunſt), als ſie noch religiös ſind; dann werden ſie bloß nachahmend und wiederholend, wie wir vis à vis des Alterthums, deſſen inventa alle Glaubensſachen waren, von uns aber nur, aus und um Phantaſterei, phantaſtiſch nachgeahmt werden."

c.

„Die Menge der Dichter iſt es, die die Dichtkunſt herunterbringt in Anſehen und Wirkung."

602.

1814, 27. März und nahebei.

Mit Riemer.

a.

„Alle Menschen, die Imagination haben, gehen ins Steile, so die ersten Landschaftsmaler des 16. Seculi. — Scylla und Charybdis liegen nicht so nahe; aber der Poet mußte ins Steile gehen und sie näher bringen, um Effect zu machen."

b.

„Die Natur ist etwas Incommensurables, und wer sich mit der Natur abgiebt, versucht die Quadratur des Cirkels. Nun fragt sich's nur, wo man den Bruch hinwirft ins gis?"

(Bei Gelegenheit von Heims geognostischen Ansichten.)

c.

„Die Zahlen sind, wie unsere armen Worte, nur Versuche, die Erscheinungen zu fassen und auszudrücken, ewig unzureichende Annäherungen."

d.

„Die Natur macht unser Auge nur ad hunc actum achromatisch. So ist's mit allem. Wir haben Menschenverstand nur ad hunc actum ꝛc."

e.

Werner's Ganglehre nannte G. ein Klaffen der Erde, und ſtellte ſich die Sache vor wie die jungen Raben, die zu freſſen haben wollen.

603.

1814, März.

Mit Riemer.

„Es giebt vegetabile Geiſter und animale Geiſter, ohngefähr wie Pflanzen und Thiere, oder Weiber und Männer. Jene verlangen gleichſam einen Boden, in dem ſie ſich befeſtigen und ihre Nahrung daraus ziehen (irgend eine Wiſſenſchaft); andere, die frei herumgehen (ἐλεύθεροι), alles genießen und zu ihrem Nutzen verwenden: Poeten und Künſtler."

604.

1814, 4. April.

Mit Riemer.

Merkwürdige Äußerung Goethes über ſich ſelbſt bei Gelegenheit des „Meiſter": daß nur die Jugend die Varietät und Specification, das Alter aber die genera, ja die familias habe; an ſich und Tizian gezeigt, der zuletzt den Sammt nur ſymboliſch malte. — Artige Anekdote, daß jemand ein beſtelltes Bild nicht für fertig anerkennen wollte, weil er das Specifiſche darin vermißte.

Goethe sei in seiner „Natürlichen Tochter", in der „Pandora" ins Generische gegangen, im „Meister" sei noch die Varietät. Das Naturgemäße daran: Die Natur sei streng in Generibus und familiis, und nur in der species erlaube sie sich Varietäten. Daß es gelben und weißen Crocus gebe, das sei eben ihr Spaß; oben und höher hinaus müsse sie's wohl bleiben lassen.

Dies ist dasselbe, was er anderswo so ausdrückte, daß die höhern Organisationen weniger Freiheit hätten, sondern viel bedingter und eingeschränkter wären; die Vernunft lasse die wenigste Freiheit zu und sei despotisch.

605.

1814, 9. April.

Mit Riemer.

Interessantes Gespräch über die Neigungen der Eltern, die man in sich verspürt: wir tauschten unsere Selbsterfahrungen gegeneinander aus.

606.

1814, 16. April.

Mit Riemer.

G. sprach von der Franzosen gutem Betragen in seinem Hause, zumal Denon's in Betreff seiner Kunstsachen. Ich bemerkte dagegen: man habe das Gefühl gehabt, wie wenn einen ein Löwe leckt, daß, sobald er Blut spürte, er einen zerreißen könnte.

607.

1814, 27. April.

Mit Riemer.

Daß die Weiber, die in der Jugend Charakter haben, wenn die Liebhaber sich verlieren, Schälke werden, an Beispielen nachgewiesen.

608.

1814, 3. Mai.

Mit Riemer.

„Hypochondrisch sein heißt nichts anders, als ins Subject versinken. Wenn ich die Objecte aufgebe, kann ich nicht glauben, daß sie mich für ein Object gelten lassen; und ich gebe sie auf, weil ich glaube, sie hielten mich für kein Object."

609.

1814, 19. Mai.

Mit Riemer.

Über der Frau v. Staël neuestes Werk: Sur la littérature allemande.

G. war mit ihrem Urtheil über seine Sachen unzufrieden, da sie ihm nicht nachkommen könne und seine Sachen fragmentarisch erschienen.

Übrigens komme ihm das Ganze doch vor, als wie eine Maria Magdalena oder andere, die im Angesicht der heiligen Dreieinigkeit unter ihrem Mantel die

Deutschen als brave Leute, doch arme Sünder, einschwärzen wolle. Von dem Dudelsack der Religion, der angestimmt worden, damit die von H . . . . zu N . . . . . Gewordenen ihren Menuet noch anständig tanzen könnten u. dergl. mehr.

610.

1814, 29. Mai.

Bei Goethe in Berka.

Wir [F. v. Müller und Riemer] tafelten lange bei Goethe. Er schien mir sehr angegriffen durch den Gedanken an das bevorstehende Duell seines Sohnes. Seine Unzufriedenheit über der Frau von Staël Urtheile über seine Werke brach lebhaft hervor. Sie habe Mignon bloß als Episode beurtheilt, da doch das ganze Werk dieses Charakters wegen geschrieben sei. Meister müsse nothwendig so gährend, schwankend und biegsam erscheinen, damit die andern Charaktere sich an und um ihn entfalten könnten, weßhalb auch Schiller ihn mit Gil Blas verglichen habe. Er sei wie eine Bohnenstange, an dem sich der zarte Epheu hinaufranke. Die Staël habe alle seine, Goethes, Productionen abgerissen und isolirt betrachtet, ohne Ahnung ihres inneren Zusammenhangs, ihrer Genesis. Daher sei ihre Kritik über Schiller so viel besser, weil dessen allmähliche Ausbildung in der chronologischen Folge seiner Stücke klar vorliege.

Riemer mußte den für Halle entworfenen Prolog und das Lobſpiel auf Reil vorleſen. Auch von dem unternommenen Stück zu des Königs von Preußen Empfang in Berlin wurde geſprochen.

611.

1814, 30. Mai.

Bei Goethe in Berka.

Unter häßlichem Regenwetter fuhr ich [v. Müller] nach Weimar, um nach Goethes Wunſch das bevorſtehende Duell ſeines Sohnes mit Rittmeiſter v. Werthern auf ſchickliche Weiſe zu verhindern. Es gelang durch Herrn v. Gersdorfs eifrige Mitwirkung, und dieſer fuhr ſelbſt mit mir nach Berka zurück. Nach einem heitern Mittagsmahle gingen wir im Vorſaale auf und ab, in welchem der große ausführliche Plan von Rom aufgehängt war.

Goethe animirte mich ſehr zu einer Reiſe nach Italien. Bieſter habe ſie einſt in drei Monaten gemacht. Plötzlich blieb er vor jenem Abbilde Roms ſinnend ſtehen und zeigte auf Ponte molle, über welchen man, von Norden herkommend, in die ewige Roma einzieht. „Euch darf ich's wohl geſtehen," ſagte er, — „ſeit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt." Und dabei waltete tiefe Rührung über ſeinen Zügen! „Ich lebte," fuhr er fort, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademiſches Freiheitsleben; die vornehmere Geſellſchaft

ganz vermeidend, weil ich dieſe ja zu Hauſe ſchon habe.“ Im Fortlauf des Geſprächs erzählte er von einer ſeltſamen Unterredung mit Lord Briſtol, der ihm den durch ſeinen Werther angerichteten Schaden vorwarf. „Wie viel tauſend Schlachtopfer fallen nicht dem engliſchen Handelsſyſtem zu Gefallen,“ entgegnete ich noch derber; „warum ſoll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem Syſtem einige Opfer zu weihen?“

Als er darauf ein herrliches Blatt von Iſrael von Mecheln (1504), den Tanz der Herodias vorſtellend, uns zeigte, ſetzte er hinzu: „Der Menſch mache ſich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er ſich die Luſt in heitern Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne ſich z. B. täglich in der Bibel oder im Homer zu leſen, oder Medaillen oder ſchöne Bilder zu ſchauen, oder gute Muſik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges ſein, woran er ſich ſo gewöhnt, damit ihm ſtets und in jeder Lage der Reſpect dafür bleibe.“

Wir machten hierauf einen ſehr angenehmen Spaziergang vom Bade durch die ſtillen Wieſengründe bis zur Kohlenhütte vor dem Orte gegen Saalborn zu. Dort ſetzten wir uns auf Bauhölzer und ſchwelgten im reinſten ländlichen Naturgenuſſe. Dann tranken wir Thee in der Hütte am Fluſſe. Goethe ſchilderte mit heiterſter Laune den verſtorbenen D. Bucholz, der ſich von der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher den Namen Plinius Secundus ausbat. „Aber es heißt

ja Niemand von der Sippschaft also," ward ihm erwidert.

Beim Abendessen erzählte ich erst meine Posener Abenteuer mit Herrn v. Studnitz, dann die zu Kropstädt in Napoleons Bivouac, im October 1806 und schilderte hierauf des Ministers von Frankenberg possierliche Individualität, wie Goethe die des Fürsten Kaunitz. Man habe z. B. dem letzteren nie vom Tode reden dürfen, und das Ableben des Kaisers Joseph sei ihm nur dadurch hinterbracht worden, daß sein Secretär ihm sagte: „Joseph II. unterschreibt nicht mehr." Kaunitz hatte eine alte kränkliche Schwester, der er öfters die besten Speisen und besonders Früchte von seiner Tafel zusandte. Dieß setzte er lange fort, als sie schon verstorben war. Goethe hielt Frankenbergs Zerstreuung und karikirtes Wesen ursprünglich für absichtlich angenommene Maske.

612.

1814, Mai (?).

Mit Karl Eberwein.

Im Jahre 1814 bat ich auf Wolff's Anregung Goethe, mir zu erlauben, sein Monodram „Proserpina" zu componiren. . . . . In wenig Wochen schon, am 4. April, schrieb ich die Ouverture als Schlußstein des Ganzen. Nach Vollendung derselben ritt ich nach Berka an der Ilm, wo eben Goethe im Edelhof sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Mit Vergnügen vernahm er die Lösung meiner Aufgabe und bestimmte

einen andern Tag, an dem ich mich mit der Partitur zu einer Probe bei ihm einfinden möchte.

— — — — — — — — — — —

Mit „Proserpina“ an dem von Goethe bestimmten Tage angelangt, ließ er sich wegen dringender Geschäfte entschuldigen, daß er mich nicht sogleich empfangen könne; ich möchte indeß promeniren und mich zum Mittagessen wieder bei ihm einfinden. . . . . .

Der Geheimrath war allein; die Geheimräthin divertirte sich mit der Ulrich [nachmals verehel. Riemer] in der Residenz. Die beliebten Ilmforellen und Spargel, nach den Regeln englischer Kochkunst zubereitet, zierten das Mahl. Es befremdete mich, daß der Geheimrath seine Lieblingsspeisen nicht mit dem bekannten Wohlbehagen genoß. Die Mittheilungen über die Wirksamkeit des Theaters und was sich sonst seit seiner Entfernung in Weimar ereignet, gewannen ihm höchstens ein beifälliges Lächeln ab. Einige Fragen, die er leichthin an mich richtete, wurden ebenso von mir beantwortet. Meine Gedanken beschäftigten sich allein mit „Proserpina“. So saßen wir, jeder auf eigne Weise in sich versunken, wie es Künstlern in solcher Situation zu geschehen pflegt, als sich der Geheimrath erhob. Er führte mich in ein anderes Gemach, wo ein Pianoforte mich erwartete. Einen Sessel, den ich ihm anbot, lehnte er ab. Groß und erhaben stellte er sich mir zur Seite, blickte in die Partitur und half mir während der Ouverture beim

Umwenden der Blätter. Hierauf declamirte der vierundsechzigjährige Dichter „Proserpina“ mit einer gewaltigen Tiefe der Empfindung, sodaß es mir bald warm bald kalt wurde. Wenn er an geeigneter Stelle in Leidenschaft gerieth, mußte ich, noch nicht die Hälfte seiner Jahre zählend, mich zusammennehmen, damit er mich, den Componisten, nicht überflügele. Der Unterschied der Jahre hielt ihn nicht ab, mir entgegenzukommen, nachzugeben und gefällig zu sein. Bei so inniger Vereinigung der Poesie mit der Musik konnte der Erfolg für mich nicht zweifelhaft sein. Am Schluß erklärte sich der Meister mit der Behandlung seines Gedichts, sowie der Musik vollständig einverstanden. „Proserpina“, fügte er hinzu, wolle er in einer Weise in Scene setzen, wie man noch nichts Ähnliches gesehen habe.

613.

1814, 9. Juni.

In Berka.

Ich [v. Müller] fuhr mit Riemer und Meyer, der sehr interessante Mittheilungen über die Verhältnisse der Schweiz machte, nach Berka, wo sich Goethe mit Wolf aufhielt. Da das Wetter sich besser zeigte, wandelten wir bis 6 Uhr Abends am Badehause auf und ab und speisten dann unter einem Zelte. . . . . Dann waren die mancherlei Märchen von Napoleons Krankheit und Thorheiten Gegenstand der Unterhaltung, welche auf

der Fahrt nach Elba sich ereignet haben sollten, worüber Goethe ergrimmte und die Behauptung hinzufügte, Keller werde nie die Wahrheit erzählt haben, außer seinem Kaiser; „so wenig wie ich jemals meine Unterredung mit Napoleon aufrichtig mitgetheilt habe, um nicht zahllose Klatschereien zu erregen."

614.

1814, um Mitte Juni.

Mit Friedrich August Wolf u. a.

F. A. Wolf, dessen Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn er [Goethe] überaus schätzte und bewunderte, wie an seinen geistreichen Einfällen und eigenthümlichen Witzen großes Vergnügen fand, hatte doch besonders zwei Untugenden an sich, die Goethen sehr zuwider sein mußten, obgleich er sie so lange als möglich ohne weiteres ertrug: Widerspruchsgeist, der manchmal soweit ging, daß er sich selbst widersprach — und Ungeduld — die aus Mangel an irgend einem Sachinteresse herrührte; denn von Natur und bildender Kunst verstand er rein nichts und schien jene nur, insofern sie eß-, trink- und sonst genießbar ist, zu schätzen, letztere aber nur als Haus und Zimmer verzierend und meublirend anzuerkennen. Daß nun im ersten Falle auch ihm widersprochen, seine Argumente persiflirt oder durch Paradoxien übertrumpft wurden, sodaß am Ende die Sache durch Übertreibung von beiden Seiten lächerlich

wurde und der Streit noch ziemlich gut in Spaß und Scherz sich auflöste, davon war ich selbst Zeuge, und Goethe erzählt mit großer Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe die Gegenstände ihrer Debatten in seinen „Tag- und Jahresheften" und in den Briefen an Zelter.

Eine ebenso heitere Geduldsprobe hatte Goethe seinem Freunde bei einem Besuch in Berka bereitet. Goethe arbeitete eben an seinem „Epimenides" und ließ zum Behuf seines gegenständlichen und anschaulichen Dichtens, das zur Anfertigung eines opernartigen Dramas des musikalischen Elements bedurfte, von dem dortigen ausgezeichneten Pianisten und Organisten, dem Badeinspektor Schütz, sich mehrere Musikstücke, meist Bach'sche Sonaten vortragen, die er mit ganz besonderem Ausdruck und ungemeiner Fertigkeit wiederzugeben verstand. Unter denselben war auch eine, die wir nur mit dem Namen „das Trompeterstückchen" bezeichneten, und deren eigentliche Benennung ich nicht näher anzugeben weiß. Genug — es war eine wunderbare, die Imagination ansprechende einfache Melodie, eine Fanfare, die aber durch Variationen so ins Weite, ja Endlose getrieben wurde, daß man den Trompeter nicht nur bald nah, bald fern zu hören, sondern ihn auch ins Feld reitend, bald auf einer Anhöhe haltend, bald nach allen vier Weltgegenden sich wendend und dann wieder umkehrend zu sehen glaubte, und sich wirklich Sinn und Gemüth nicht ersättigen konnte.

Nun war den Mittag über Tiſche ſchon viel von antiker und moderner Muſik die Rede geweſen, wobei Wolf, wie vorauszuſehen, die Partie der Alten nahm, viel von den antiken Silbenmaßen ſprach, nach Tiſche auch die Theorie der Trochäen vortrug und ſie durch Beiſpiele aus dem Äſchylus erläuterte. Nun ſetzte er ſich auch ans Clavier und ſpielte und ſang „antike Muſik“; — wie er ſagte — mußte aber, da ein neuer Streit entſtand, darin nachgeben, „daß er im Takte noch moderniſire“.

Nach dem Abendeſſen mußte der Organiſt ſpielen und nach mehreren Sonaten kam auch das Trompeterſtückchen dran. Der Tag war heiß geweſen, man hatte lange im Freien geſeſſen, viel und vielerlei geſprochen; das Zimmer war klein und noch dazu im Manſard und wir Hausgenoſſen ſämmtlich zugegen. Das Stück war einmal durchgeſpielt; Goethe machte ſeine Bemerkungen darüber; Wolf ſchien nicht eben ſonderlich erbaut und ſich vielmehr nach Ruhe umzuſehen. Da forderte Goethe den Muſiker zu einem Dacapo auf, und nachdem dieſes geleiſtet war, zu nochmaligem, als gelte es einen muſikaliſchen Schlaftrunk, und wieder zu nochmaligem; ja er würde nach dieſem fortgefahren haben, nun aber riß Wolfen die Geduld, er brach in Verwünſchungen des Stücks aus und, Schläfrigkeit vorſchützend, entfernte er ſich eiligſt.

615.

1814, 22. Juli.

Mit Riemer.

„Die Wirklichkeit hat nur Eine Geſtalt, die Hoffnung iſt vielgeſtaltet.“

616.

1814, Auguſt.

Mit Philippine Lade.

Freundlich und bereitwillig erzählte mir [Maria Belli-Gontard] am 26. Juni 1820 Fräulein Philippine Lade ſelbſt folgendes über ihre Bekanntſchaft mit dem großen Dichter. Sie war zu Beſuch bei den beide Töchtern des Bergraths Cramer in Wiesbaden und die drei jungen Mädchen allein im Zimmer, ſcherzend und plaudernd. Plötzlich geht die Thüre des Nebenzimmers auf und in derſelben ſteht ein ſchöner alter Herr. „Ei!“ ſprach er — „das iſt ja eine hübſche junge Geſellſchaft; es war da eine Stimme, die mich anzog.“ — Darauf erkundigte er ſich bei der einen der beiden Schweſtern, ob ſie ſänge, und auf ihre bejahende Antwort erſuchte er ſie um ein Lied. Auch die zweite mußte ſingen, Fräulein Lade aber antwortete, daß ſie nicht muſikaliſch ſei. „Das iſt die Stimme!“ rief Goethe ſogleich nach dieſen Worten und dann fragte er: „Kennen Sie die Werke Goethes?“ — „„Nein!““ antwortete ſie; „„die ziehen mich nicht an.““ — „So!

Welchen Schriftsteller lieben Sie denn besonders?" — „„Schiller!"" rief Fräulein Lade; „„den liebe ich über alles. Ich kann das Meiste von ihm auswendig."" — „Hoho!" meinte Goethe; „dann declamiren Sie mir einmal etwas — z. B. den Anfang der „„Braut von Messina""." Fräulein Lade erröthete betroffen, begann aber „Nicht eigne Wahl" — und sprach den ganzen Monolog ohne Anstoß. Goethe klatschte Beifall und bat sie dann noch um den „Taucher".

Nachdem sie auch die Ballade gesprochen, bemerkte Goethe: ihre Bewegungen mit den Armen seien zu heftig gewesen, bei einer Ballade passe sich das nicht. Sie mußte wiederholen und dabei eine Stuhllehne festhalten; bei den Hauptscenen jedoch wackelte der Stuhl gewaltig.

An dem Tage mußte Fräulein Lade stets an Goethes Seite bleiben und bei Tische neben ihm sitzen, wodurch sie natürlich, obwohl noch im Alter des Backfisch, ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit wurde.

Goethe beschäftigte sich von da an viel mit Fräulein Lade. Es war im Jahre 1814; er gebrauchte die Cur in Wiesbaden und hatte seinen eigenen Wagen bei sich. Täglich fuhr er mit ihr spazieren und nahm sie mit ins Theater. Dann mußte sie ihm ihre Meinung sagen, wenn ihr etwas gefiel oder mißfiel, und weshalb, wobei Goethe es sich dann angelegen sein ließ, ihren Geschmack zu läutern und zu bilden. Natürlich gewann er dadurch an dem jungen Mädchen eine en-

thusiastische Verehrerin. — Auf einer Landpartie nach Jörgenborn bei Schlangenbad mußte Fräulein Lade wieder neben ihm im Wagen sitzen, und da sie später eine Skizze nach der Natur machte, wünschte er diese zu sehen und fing an zu kritisiren. „„Ach! Sie können alles besser machen, als ich!““ rief Fräulein Lade, nahm ihm das Blatt aus der Hand und zerriß es, wahrscheinlich ein wenig gereizt. „„Aber eins kann ich, was Sie nicht können!““ und damit lief Sie rasch einen steilen Weinberg hinan — Goethe ihr nach. Auf der Höhe aber stolperte er und fiel an dem steilen Abhang zu Boden. Mit beiden Händen klammerte er sich an, bis auf des jungen Mädchens Geschrei einige Herren von der Gesellschaft herbeieilten und ihn aus seiner gefährlichen Lage befreiten. Fräulein Lade zerfloß in Thränen, Goethe aber lachte und suchte sie zu beruhigen.

Beim Abschied nahm Goethe dem Secretär Lade das Versprechen ab; ihn mit seiner Tochter in Weimar zu besuchen. Fräulein Lade hat Goethe nicht wiedergesehen.

617.

1814, 8. August.

Mit ... de l'Aspée.

Soeben werde ich zum zweiten Male zu Geheimrath Goethe gerufen. Ich freute mich außerordentlich, daß er sagte, es wäre ihm lieb, wenn er meine Schule besuchen dürfte. Er kommt morgen oder übermorgen. Er fragte,

ob ich selbst bei Pestalozzi gewesen. Sonst konnte ich nicht viel über die Methode mit ihm reden, aber in meiner Schule, wenn er die facta nicht absprechen kann, muß es gehen; auch suchte ich gar nicht, mit ihm über die Methode zu reden, bevor er in meiner Schule war.

618.

1814, 9. August.

In de l'Aspée's Schule.

Soeben, 9. August, läßt sich Goethe melden; es ist halb elf Uhr. Wie freue ich mich! Wenn mir's nur gelingt, daß ich auch vom Guten Gutes, vom Großen Großes sagen kann. Gott helfe mir! Jetzt setze ich zwei Stühle. Er kommt! Adieu! — Er ist soeben und, wie ich glaube, mit großer Zufriedenheit weg. Er blieb bis 1 Uhr. In der Grammatik fragte er manches selbst; besonders interessirte ihn die Kopfalgebra und überhaupt das Kopfrechnen, aber über alles ein Examen über deutsche Sprache. Ich aber fürchtete, das Ganze erscheine ihm als Prunk. (Um zu verhüten, daß die frappanten Resultate dem Uneingeweihten als Auswendiggelerntes und mechanisch Eingeübtes erscheinen, forderte de l'Aspée jeden Fremden und so auch Goethe zum Selbstexaminiren auf). Als er erfreut sagte, (berichtet der wackere Pädagoge weiter) ich möchte doch selbst fortfahren, nahm ich eine neue Sprachseite, von der meine Kinder noch nie

etwas gehört hatten, was sie selbst auch laut vor ihm bekannten. Vorerst muß ich sagen, daß sie mir selbst neu war. Aber alles gelingt mir nur mit den Kindern und zwar dann am allerbesten, wenn ich mich in einem für die Methode entscheidenden Augenblick dazu auffordere oder dazu aufgefordert werde. . . . . Weil mir dieses schon so oft, wie ich glaube, gelungen ist, fürchtete ich mich auch nicht vor Goethe, und die Kinder zeigten sich so kräftig und selbstständig, daß sich Goethes Gefallen an der Sache zunehmend zeigte. Soeben erfahre ich, daß Goethe zum zweiten Mal kommen will, so gut habe es ihm gefallen. Er hat wenig geredet, aber viel über den Gang gefragt. Überhaupt halten die meisten Leute anfangs nichts auf den Gang, sobald sie aber die Kraft gesehen haben, wollen sie nun diesen wissen. Mit ihm waren Oberbergrath Cramer und Fräulein v. Hertling hier. — Goethe sandte dann zur Vertheilung unter die Zöglinge eine Anzahl Exemplare von „Hermann und Dorothea" als Zeichen seiner Zufriedenheit mit ihnen.

619.

1814, August.

Mit de l'Aspée's Schülerinnen.

Bekanntlich hatte de l'Aspée, einer der besten Schüler Pestalozzi's, in Wiesbaden eine Elementarschule gegründet, welche ich [D. St. geb. Cramer] mit mehreren

meiner Gespielinnen besuchte. Um den Namenstag unseres hochverehrten und innig geliebten Lehrers zu feiern, hatten wir einmal einige Zeilen aufgesetzt, in denen wir ihm unsere Glückwünsche darzubringen gedachten. Da taucht plötzlich in uns der Gedanke auf, daß Goethe sich vielleicht bewegen ließe, unsere Zeilen in Verse umzusetzen. Schüchtern naht sich die Kinderschaar dem großen Manne und trägt ihm ihr Anlegen vor, indem sie ihm die niedergeschriebenen Sätze übergiebt. Darauf erwiderte Goethe zuerst mit einem gelinden Verweise, daß wir ihm ein zu kleines Stück Papier gebracht hätten; man müsse, fügt er hinzu, stets auf einem großen Stück Papier beginnen, der kleine Raum beenge auch die Gedanken. Nachdem wir hierauf ein größeres Blatt herbeigebracht, schrieb Goethe, während wir ihm staunend zuschauten, in kurzer Zeit auf dasselbe einige Strophen, die den Inhalt unserer Worte genau wiedergaben. Noch heute sehe ich im Geiste den großen Mann, wie er erst einzelne Worte in angemessenen Zwischenräumen niederschrieb und dann, die Silben mit der Federspitze zählend, die Lücken allmählich ausfüllte, zuletzt zeichnete er unter die Verse eine aufgehende Sonne und schrieb auf ihre Strahlen unsere Namen, die er sich von uns nennen ließ.

620.

1814, zwiſchen 24. September und 9. October.

In Heidelberg.

a.

Nun laß mich Dir [Dr. Schmitz] von Goethe erzählen; daß er volle vierzehn Tage bei uns [den Brüdern Boiſſerée] gewohnt hat, wirſt Du wiſſen, daß wir aber durch dieſen längern Umgang, der in jeder Hinſicht ſehr lehrreich und erfreulich für uns war, ſein ganzes Vertrauen erworben und ein ſehr enges Verhältniß mit ihm geknüpft haben, weißt Du noch nicht. Es iſt die Rede davon, über unſere Sammlung, über unſer Bemühen um das altdeutſche Bauweſen, und über die Art und Weiſe, wie wir dazu gekommen, eine eigene kleine Schrift zu ſchreiben. „Ei der Teufel“ (ſagte er mir mehrmal), „die Welt weiß noch nicht, was Ihr habt, und was Ihr wollt, wir wollen's ihr ſagen, und wir wollen ihr, weil ſie es doch nun einmal nicht anders verlangt, die goldenen Äpfel in ſilbernen Schalen bringen; wenn ich nach Haus komme, mache ich ein Schema, das ſchicke ich Euch, damit Ihr Eure Bemerkungen dazu machen und ſehen könnt, was für Materialien mir allenfalls noch abgehen, die ſchickt Ihr mir, die Redaction behalte ich, und es müßte ſeltſam zugehen, wenn wir nicht etwas recht Schönes zu Stande brächten; es iſt ſchwer, ſo was zu ſchreiben, aber ich weiß den Weg ins Holz, laßt mich nur machen, um Oſtern komme ich wieder,

dann bringe ich es mit, und ist's Euch recht, so lassen wir es bei Mohr und Zimmer drucken."

Ich theile Dir hier nur das Resultat, und zwar recht in Bausch und Bogen mit; denn sonst hätte ich Dir so viel zu schreiben, daß ich nicht fertig würde, Du kannst Dir nun das Übrige ziemlich denken. Um recht zu begreifen, welchen gewaltigen Eindruck unsere Bilder auf den alten, rüstigen Freund gemacht haben, mußt Du wissen, daß er nie einen Johann van Eyck, und überhaupt außer Cranach und wenige Dürer keine altdeutschen Bilder gesehen hatte. „Ach Kinder," rief er fast alle Tage aus, „was sind wir dumm, was sind wir dumm! wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwernoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben! Die verdienen, daß Fürsten und Kaiserinnen, daß alle Nationen kommen, und ihnen huldigen!" — Jeden Tag, nur einige, wo wir uns mit dem Bauwesen beschäftigten, ausgenommen, war er morgens um acht Uhr im Bildersaal und wich nicht von der Stelle, bis zur Mittagszeit, da wurde dann alles besprochen, und mußten wir ihm alles Geschichtliche und unsere Ansichten und Bemerkungen sagen, wogegen wir die seinigen hörten. Er war mit unsrer ruhigen, philosophisch-kritischen Betrachtung der Kunstgeschichte sehr zufrieden, und ich kann sagen, daß ich über den Gang der Kunstgeschichte recht viel von ihm gelernt habe. So wie wir jetzt mit einander stehen,

denke ich noch manches von dem alten Meister zu lernen, besonders im Schreiben; ich habe schon mit ihm darüber gesprochen, und ich werde ihm nächstens den Entwurf zu einer Abhandlung schicken, damit er mir seine Bemerkungen macht.

b.

Wie Goethe sich in die farbenprächtige und wahrheitsvolle Idealwelt dieser altdeutschen Bilder [der Boisserée'schen Sammlung], in die überraschende Ursprünglichkeit ihrer Gedanken hineinlebte und über die empfangenen Eindrücke sich äußerte, ist für den alten Herrn im hohen Grade charakteristisch. Er betrachtete die Bilder nicht wie sie eins neben dem andern an der Wand hingen, er ließ sich immer nur eins, abgesondert von den andern, auf die Staffelei stellen und studirte es, indem er es behaglich genoß und seine Schönheiten, unverkümmert durch fremdartige Eindrücke von außen, sei es der Bilder oder Menschenwelt, in sich aufnahm. Er verhielt sich dabei still, bis er des Gesehenen, seines Inhalts und seiner tieferen Beziehungen Herr zu sein glaubte, und fand er dann Anlaß, Personen, die er liebte und schätzte, gegenüber seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, so geschah es in einer Weise, die alle Hörer zwang. — Es war vor dem Bilde der Anbetung der heiligen drei Könige [von Johann Schwarz?], das damals für einen Van Eyck galt, da sagte er: „Das ist lauter Wahrheit und Natur; man kann von der

Ruine zum Bilde und umgekehrt vom Bilde zur Schloßruine wandern und fände sich hier wie dort in gleich ernster Art angeregt und gehoben." — „Da hat man nun," äußerte er ein ander Mal, „auf seine alten Tage sich mühsam von der Jugend, welche das Alter zu stürzen kommt, seines eignen Bestehens wegen abgesperrt, und hat sich, um sich gleichmäßig zu erhalten, vor allen Eindrücken neuer und störender Art zu hüten gesucht, und nun tritt da mit einem Male vor mich hin eine ganz neue und bisher mir ganz unbekannte Welt von Farben und Gestalten, die mich aus dem alten Gleise meiner Anschauungen und Empfindungen herauszwingt — eine neue, ewige Jugend; und wollte ich auch hier etwas sagen, es würde diese oder jene Hand aus dem Bilde herausgreifen, um mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen, und der wäre mir wohl gebührend." ..... — „Wie ganz anders muß zu Eyck's Zeit," sagte er, „das Kunstleben und die Kunstliebe geblüht haben! Jetzt verschlingt der schlechte Luxus alles." Und vor dem Bilde des Todes der Maria, das man für einen Jan Schoorel hielt, bemerkte er treffend: „aus dem schlägt uns die Wahrheit wie mit Fäusten entgegen!" — Die Bezeichnung „byzantinisch-niederrheinisch", welche Goethe auf diese Bilder, namentlich das der heiligen Veronica anwandte, war nur eine unglückliche, keineswegs eine solche, wie man hat behaupten wollen, die ihn verhindert hätte, das Richtige zu erkennen; er nannte eben byzantinisch, was eine spätere,

kaum weisere Schulsprache mit „romantisch“ glaubte benennen zu müssen, und mit den bestimmtesten Worten sprach er es ebenso mündlich aus, wie er es schriftlich im 1. Heft von „Kunst und Alterthum“ wiederholt gethan hat, daß in diesen Kölnischen und andern niederrheinischen Bildern eine Kunstentwickelung von solcher Selbständigkeit und so sehr von ächt deutschem Sinn und Ursprung gegeben sei, daß wir nicht nöthig hätten, italienischen oder andern fremdländischen Einfluß anzunehmen. In jenen geweihten Augenblicken, wo er vor den Bildern saß, ließ Goethe sich nur ungern durch Besuche stören, denen er ein tieferes Interesse daran nicht zutraute, und wie schätzbar die Personen ihm sonst auch sein mochten, er suchte sich ihrer auf irgend eine zulässige Art zu entledigen. Wenige Tage nach seiner ersten Ankunft (es wird am 26. September gewesen sein), ließ Frau v. Humboldt sich bei den Boisserées melden, als eben Goethe in der Sammlung vor dem Bilde des heiligen Lukas, der die Madonna mit dem Kinde malt [von van Eyck], saß. „„Es steht Ihnen eine Überraschung bevor,““ sagte Bertram, als er zu Goethe ins Zimmer trat. „Eine Überraschung? Herr! Sie wissen, wie sehr ich die Überraschungen liebe. Wer ist es?“ „„Frau v. Humboldt!““ „J—r—a—u v—o—n H—u—m—b—o—l—dt? Sie möge kommen!“ Und dabei veränderte sich Goethes Gesicht von oben bis unten, indem es die langweiligste Grimasse annahm, Frau v. Humboldt öffnete die Thüre, und

die Arme ausbreitend rief sie: „„Goethe!““ Dieser erhob sich ruhig von seinem Sessel, bat sie, sich neben ihn zu setzen. „Wissen Sie, wie man Salmen fängt?“ fragte er. „„Nein!““ erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau v. Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man sie,“ fuhr er fort. „Sehen Sie! solch ein Wehr haben diese Herren“ (auf Boisserées zeigend) „mir gestellt, und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht, wie mir. Ich bin nun einmal gefangen und muß hier sitzen bleiben und anschauen, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie also, machen Sie, daß Sie fortkommen.“ — Frau v. Humboldt, die nicht gekommen war, Bilder anzuschauen, sondern in dem großen Mann einen alten Bekannten zu begrüßen und mit ihm zu plaudern, sah sich wider ihren Willen gleichsam zur Thür hinausgeschoben und entfernte sich, worauf Goethe zu seinen Freunden sagte: „Nun, kommen Sie! Jetzt soll uns nichts mehr stören.“ Doch verschmähte es Goethe nicht, die Huldigung der geistreichen Frau bei gelegenerer Zeit anzunehmen, als er in den nächstfolgenden Tagen zweimal bei ihr in Abendgesellschaft erschien.

Wiederholt war Goethe auch im Hause bei Voß, dem Übersetzer des Homer, den er vor vielen hochschätzte. Die schlichte Gutmüthigkeit der Hausfrau des berühmten Professors gab Anlaß zu manchem launigen Scherz. Goethe folgte ihr überall hin willig, als sie ihn bei

ſeinem erſten Beſuch an allen Orten und Enden ihres Hauſes herumführte und ihm auch das unbedeutendſte Winkelchen, zuletzt ſelbſt den Gänſeſtall unter der Treppe zeigte. „„Sie ſind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Beſcheid weiß,““ ſagte ſie, als er das nächſte Mal wiederkam, „„und ſo mögen Sie denn auch einen Streit ſchlichten, der zwiſchen mir und meinem Mann über ein Stück Camelot entſtanden iſt.““ „Nun, ſo bringen Sie das Zeug her!“ rief Goethe. Sie brachte es, indem ſie bemerkte: „„Mein Mann will einen Schlafrock daraus haben und ich einen Vorhang für ſein Büchergeſtell; ich halte das letztere für nöthiger, weil die Bücher durch den Staub zu Grunde gehn.““ „Ei was!“ erwiderte Goethe, „was zanken Sie ſich darum! Theilen Sie das Stück und machen Sie Ihrem Mann ſtatt des Rocks nur ein Camelotjäckle, und aus dem andern Stück können Sie ein Vorhängle für die Bücher machen.“

Bald darauf kam Voß zu den Boiſſerées, als ſich gerade Goethe im Bilderſaal befand. Man meldete dieſem ſeine Ankunft. „Laßt ihn nur herein!“ rief Goethe; „dem will ich ſein Camelot anſtreichen!“ Als Voß eingetreten war, begann Goethe mit ihm angeſichts der Bilder über den Unterſchied der bildenden und dichtenden Kunſt zu ſprechen, wobei gar manches geiſtreiche und treffende Wort gewechſelt wurde, und zwar ſoll, was Goethe bei dieſer Gelegenheit über Weſen und Zweck der bildenden Kunſt ſagte, über alle Beſchreibung

köſtlich geweſen ſein. Er erkannte halb im Scherz, halb im Ernſt der bildenden Kunſt den Vorzug zu, indem er fortfuhr: „Ich bin ein großer Freund von Homer, das wiſſen Sie, und von Ihnen kann ich ein Gleiches ſagen. Wenn Sie nun heute damit zu mir kommen, ſo bin ich es auch zufrieden und höre es abermals an, wenn Sie aber das dritte Mal kommen, ſo ſage ich: Laufen Sie zum Teufel! Schenkt man Ihnen aber einen ächten Raphael, oder auch nur eine gute Copie eines ſolchen, ſo hängen Sie das Bild gewiß dahin, wo Sie es alle Tage ſehen können, und Sie werden es, ſooft Sie davortreten, mit immer neuem Vergnügen betrachten. Das iſt der Unterſchied der Poeſie und der bildenden Kunſt, daß dieſe auf ſolche Weiſe immer neu, friſch und lebendig vor unſre Sinne tritt.“ Voß wußte hierauf nichts zu antworten. „Wäre ich an ſeiner Stelle geweſen,“ ſagte Goethe, indem er dies erzählte, „ich würde ſchon gewußt haben, was ich antworten ſoll.“

c.

Bertram ..... wußte auch ſonſt wohl gar manches luſtige Geſchichtlein von Goethe ... zu erzählen, das dem Gedächtniß erhalten zu werden verdient ..... Jeden Abend, erzählte Bertram, ließ Goethe ſeinen Bedienten zu ſich auf die Stube kommen, um Rechnung mit ihm abzuhalten über alle Ausgaben des Tags, die größten wie die kleinſten, und für den folgenden Tag

den vorläufigen Etat im Ausgabebuch festzustellen. Als Bertram über diese haushälterische, dem Materiellen zugewendete Sorgfalt des Dichters seine Verwunderung äußerte, sagte Goethe: „Wenn die Prosa abgethan ist, kann die Poesie um so lustiger gedeihen. Man muß sich das Unangenehme vom Halse schaffen, um angenehm leben zu können, und der Schlaf bekommt nur um so besser."

— — — — — — — — — —

Aus den früheren Mittheilungen wissen wir, daß Goethe in Heidelberg allmorgendlich die Schloßruine besuchte. Dorthin wünschte er gleich am andern Tage nach seiner Ankunft [25. September] geführt zu werden, doch so, daß es kein Aufsehen errege, da man ihm, wie er vernommen, schon überall auflaure. Die Boisserées versprachen ihn durch den Thibaut'schen Garten dorthin zu bringen, was auch geschah. Sie begleiteten ihn ein Stück Weges hinauf und ließen ihn dann allein, wie es sein Wunsch war. Inzwischen hatte oben auf der Bank schon ein anderer Gast platzgenommen; dies war Schwarz, der Geheime Kirchenrath und Verfasser des bekannten Werkes über die Erziehungslehre, der zufälligerweise erfahren hatte, daß Goethe in Heidelberg sei und früh die Schloßruine besuchen wolle. Er war ihm auf diese Weise zuvorgekommen, und als Goethe erschien, redete er denselben auch sogleich an und pries sich glücklich, ihn endlich zu sehen und fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem „Wilhelm Meister"

beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe, der dem unzeitigen Frager nicht ausweichen konnte, fügte sich in das Unvermeidliche, indem er erwiderte: „Das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein; ja, ja! ich habe den „„Wilhelm Meister““ für ein Erziehungsinstitut geschrieben, und ich bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen.“ — Schwarz war entzückt über die neue Entdeckung und lief sogleich in ganz Heidelberg umher, um seinen Bekannten mitzutheilen, daß Goethe nun wisse, warum er den „Wilhelm Meister“ geschrieben habe.

Goethe pflegte in Heidelberg die Sonnenuntergänge von der Höhe einer Pfarrei herab zu beobachten und bei dieser Gelegenheit seinen Gefühlen im Anblick des erhabenen Naturschauspiels dem ihn begleitenden Freunde Sulpiz Boisserée gegenüber in der ergreifendsten Weise Ausdruck zu geben. Man wußte das in der Stadt. Als nun eines Abends Goethe wieder einmal mit seinem Freunde die Höhe hinanstieg, um die Sonne untergehen zu sehen, hatten ein paar Frauenzimmer, die ihn dabei zu belauschen wünschten, sich hinter das Gebüsch versteckt. Goethe bemerkte sie, that aber nicht, als ob dies der Fall sei, und als er oben angekommen war, begann er einen so abschreckenden Sermon über das Altwerden der Sonne, die anfange, fahl und bleich auszusehen, daß es nicht lange dauerte, und die Gestalten hinter dem Busch waren verschwunden. Nie

war, erzählte Sulpiz später seinen Bekannten, Goethe größer, seelenvoller in seinen Betrachtungen, als an diesem herrlichen Abende, nachdem die unberufenen Lauscherinnen sich entfernt hatten.

Wir wissen aus Goethes eignen Bekenntnissen, daß er jede Maske, auch die des liberalistischen Indifferentismus annehmen konnte, um sich dahinter gegen Pedantismus und Dünkel zu schützen. „Es kommt nur auf mich an," sagte er eines Tags bei den Boisserées, „mit jeder Gesellschaft, wie sie auch sei, in guter Art fertig zu werden. Vermuthe ich in ihr einfältige und dumme Leute, so stelle ich mir vor, daß es lauter geistreiche seien, dann erhebe ich sie zu mir und zwinge sie, auch ihren Geist leuchten zu lassen; und umgekehrt, wenn ich zu jemandem komme, der sich einbildet, mehr zu sein und zu wissen, als die andern Menschenkinder, dann denke ich mir das Gegentheil und behandle ihn auch so, indem ich ihn beschäme und nöthige, seine Nase nicht mehr so hoch zu tragen.

Goethe suchte alles, was in Leben und Dichtung ihm entgegentrat, möglichst unter dem ästhetischen Gesichtspunkt zu fassen. „Wenn etwas auch nicht schön ist," pflegte er zu sagen, „so müssen wir doch soviel Phantasie haben, es schön zu finden."

Zudringlichkeit und Hochmuth waren ihm so verhaßt, als Gespreiztheit und Ziererei. Als Frau v. Humboldt in geselligem Kreise ihn fragte, ob sie ihm nicht ihr Töchterlein vorführen dürfe, die gerade etwas

declamiren wollte, brummte er ein verdrießliches „Ja!“ Die Kleine trat auf und declamirte mit vieler Selbstgefälligkeit Stücke aus der „Jungfrau von Orleans“ und „Maria Stuart“. Goethe saß dabei, mürrischen Gesichts vor sich hinsehend, ohne ein Wort zu sagen. Als sie fort waren, rief er: „Welche Unverschämtheit! wäre dieser kleine Balg nicht werth, daß man ihm die Ruthe applicirte? Stellt sie sich so keck vor mich hin und declamirt mir diese Geschichten vor!“

Einst war Goethe zu Voß eingeladen. Als sie bei Tisch saßen, wird Voß herausgerufen, und führt verabredetermaßen einen jungen Dichter, Kunz mit Namen, der für Almanachs gearbeitet hatte, herein, stellt ihn vor und setzt ihn neben Goethe. Dieser Kunz war, ich weiß nicht mehr aus welchem kleinen Staate. Goethe ergriff das Wort und sagte: „Nun, Ihr Fürst ist ein strenger Herr: es soll schwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen solchen zeigen?“ „„O ja wohl! Sehr gern!““ Und damit holte Kunz aus der Seitentasche seines Rockes den Paß. „Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen!“ sprach Goethe; „es ist doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig sorgfältiger mir anschauen.“ Wer war glücklicher, als der junge Dichter? Er sah sich schon bei Goethe, eingeladen von ihm und seines Schutzes theilhaftig. „Wissen Sie,“ sagte Goethe später zu einigen seiner Gäste, die sich über diese Paßliebhaberei wunderten, „warum ich mir das Papier geben ließ?

Ich sah aus Kunz's andrer Rocktasche ein Packet Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß lesen, als die."

Goethe las sehr gut, aber selten vor; es war daher großer Jubel im Hause bei den Boisserées, als er ihnen ankündigte, daß er in der nächsten Abendgesellschaft etwas von sich vorlesen wolle. Melchior meldete dies Bertram mit dem Bedeuten, daß er dabei erscheinen müsse. Bertram antwortete: „„Laßt mich nur machen!"" und begab sich zu Goethe, indem er sagte: „„Muß ich heut Abend erscheinen?"" „Muß ich heut Abend erscheinen — was heißt das?" fragte dieser. „„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Geheimrath,"" erwiderte Bertram, „„daß Sie mir keinen größeren Possen spielen können, als wenn Sie etwas vorlesen: ich habe keine Ruhe dazu, es mit anzuhören."" „Gehen Sie ohne Gewissensbisse in pace!" antwortete Goethe, indem er die Arme zu einem Kreuze übereinander legte.

Der Professor des Civil- und Criminalrechts Christoph Reinhard Martin in Heidelberg hatte einen schönen Garten, wohin Goethe öfter kam, als er sich in jener Stadt aufhielt. Sie saßen beide im Gartenhause; Martin klagte, daß man die schönen hohen Waldbäume in der Nähe seines ländlichen Sitzes auf Befehl der Regierung habe abschlagen lassen und hielt letzterer gerade keine Lobrede. „Wie lange dauert es denn," fragte Goethe, bis die Bäume wieder herangewachsen sind?" „„Ja, eben das ist's! Mindestens zwanzig

bis fünfundzwanzig Jahre.““ antwortete Martin. „Nun!“ sagte Goethe, „dann haben Sie ja noch lange Zeit, um sich wieder zu ärgern.“

d.

Du [Frh. v. Truchseß] forderst einen Jubelbrief über Goethe, aber den kann ich nun nicht mehr schreiben, da die Jubelperiode vorüber ist und der Jubelsenior fern. Das hätte unter seinen Augen geschehen müssen. Goethe ist volle vierzehn Tage bei uns gewesen und hat bei den Brüdern Boisserée, eigentlich wohl bei ihren Gemälden gewohnt. Sein erster Besuch war bei meinen Eltern, und er kam so freundlich und zutraulich wie in den ersten Jenaer Zeiten. Am folgenden Tage gingen die Schmausereien an, und wenn so was im Gang ist, hört es nicht auf. Auch wir Professoren nebst einem Anhange von Beamten, Ärzten u. s. w. gaben ihm einen gemeinschaftlichen Schmaus im Karlsberge. So hat ihn denn jeder nach Herzenslust sehn können; genossen haben ihn nur wenige; denn beim Essen und Trinken, besonders wo Gaffer herumstehn, ist Goethe ein Mann wie unsereins. Nur zweimal kam ich dazu, ein trauliches Wort mit ihm zu sprechen, und sah zu meiner Freude, daß er mir und meinem Treiben noch hold ist. Besonders herzlich war er gegen mich, als ich ihm am Tage vor seiner Abreise [also 8. October] einen Morgenbesuch machte. Wir sprachen viel über Calderon. Auch er ist entzückt

von Gries' Übersetzung; auch er bewundert mehr das wollüstige Farbenspiel, als die Charakteristik Calderon's, in der er weit unter Shakespeare stehe. In den Intriguenstücken sei er besonders Meister, und hier müsse der Deutsche noch recht bei ihm in die Schule gehn.

Daß die Heidelberger über Goethe entzückt sind, versteht sich. Alt und jung preist seine Leutseligkeit, und jeder verwahrt sorgfältig die ihm zugeworfenen Geistesbrocken, wenn sie auch noch so mager sind. Sogar mein College Moser, der aus einem deutschen Barbier ein lateinischer Professor der Medicin geworden, ist seines Gespräches gewürdigt. „Wir haben über den „„Faust““ gesprochen," sagte er mir. „„Und ich mit ihm über die Feldmäuse,““ antwortete ich ganz ernsthaft. Ein anderer, ein Mann von Geschmack und ästhetischer Bildung, fing an über den Barbarismus zu radotiren, womit die Handschuchsheimer den schönen Heiligenberg niedergeholzt hätten. „Beruhigen Sie sich," sagte Goethe; „in einigen Jahren ist er wieder grün, und dann hat Ihr Ärger volle 22 Jahre Ruhe; denn so lange muß er nach forstlichen Regeln schon grün bleiben." Der Philister guckte Goethen an und schien an seinem Geschmacke ganz irre zu werden. — Daß Goethe sich mit manchen zu seiner Gemüthsergötzung unterhalten hat, ahndet mancher nicht. Andere dienten dazu, seinen Schatz von Menschenkenntniß zu erweitern, oder seine Phantasie mit irgend einer Personage für ein zukünftiges Fastnachtsspiel zu bereichern.

621.

1814, 10. October.

Über Georg Moller.

Die Sache mit Moller macht sich ganz gut; vor allem weicht der neu aufgefundene Riß [des Kölner Dom] nur ganz wenig von dem alten Kupferstich ab, das Wichtigste aber ist, daß er wie der Kupferstich selber von dem bereits ausgeführten Theil wesentlich abweicht, und daß alle Abweichungen vom Riß an dem Gebäude wahre Verbesserungen sind, die der Meister während dem Bau angebracht hat. Moller bietet mir [Sulpiz Boisserée] an, den Riß zur Veränderung meiner Hauptfaçade zu benutzen, und fragt mich, wann ich deshalb hierher kommen wolle. Sonst aber hat ihm der Himmel in den Sinn gegeben, diesen ganzen $13^1/_2$ Fuß langen Riß so, wie er ist, stechen und als Supplement zu meinem Werk erscheinen zu lassen. Goethe lachte von Herzen, als ich ihm diese Botschaft brachte. „Nun Gott sei Dank!“ sagte er, „daß der Kerl doch bloß absurd und nicht boshaft ist; ich fürchtete, er würde mit seinem Riß hinter dem Berg halten und nachher chicaniren wollen. Jetzt ist mir ein schwerer Stein vom Herzen. Lassen Sie ihn nur machen und bestärken Sie ihn nur in seinem Vorsatz; wer wird ihm denn einen so ungeheuern, so schwer verständlichen halben Riß abkaufen wollen.“

622.

1814, zwischen 20. und 25. October.

Mit Karl Cäsar Ritter von Leonhard.

a.

Es konnte nicht fehlen, daß beim Durchmustern meiner [Mineralien-] Sammlung im einzelnen, als die Kalkspathgattung zur Anschauung gebracht wurde, auch die so vielfach angefochtene und dennoch so kraftgeistige und schöpferische Farbenlehre zur Sprache kam und die großen Forschungen, welche der Gegner Newton's angestellt. Hatte Goethe sich einmal eines Gegenstandes bemächtigt, so verstand er diesen gleichsam auf's Neue zu schaffen. Seine einfachen, lichtgebenden Worte hatten den eigenthümlichsten Reiz; mit Entzücken hörte ich ihm zu. Wie wahr, was Jean Paul sagt: „Goethe ist der klarste Mann von Europa."

Seine Beredsamkeit, sein Feuer waren die eines Jünglings, aber zugleich großartige Ruhe, welche ihm den Glanz einer Würde verliehen, deren er nicht zu bedürfen schien. Anmuthiger Ernst mit dem Ausdruck von Wohlredenheit schwebte um die freien Lippen, als er mir erklärte, wie alle Farbenerscheinungen daher rührten, daß das Licht entweder durch ein trübes Mittel gesehen werde, ohne daß sich hinter einem beleuchteten trüben Mittel die Finsterniß als Hintergrund befinde,

oder daß man durch ein weiß erleuchtetes Trübe in die Finsterniß des unermeßlichen Raumes schaue. Geschehe das erste, so erscheine das Licht bei geringer Trübung des Mittels gelb und gehe mit zunehmender Trübung des Mittels ins Gelbrothe und Rothe über. So sehe man die Sonne, wenn dieselbe ihren erhabensten Stand erreicht, ungefähr weiß, obwohl auch hier in's Gelbe spielend; immer gelber aber erscheine sie, je tiefer sie sich senkt, je dichter mithin jener Theil des Dunstkreises wird, welchen die Strahlen der Sonne zu durchschreiten haben, bis sie endlich roth untergeht. Im andern Falle stelle sich der unermeßliche Raum, wenn die Trübe dicht, blaulich dar; ist sie weniger dicht, so nehme die Bläue an Tiefe zu, verliere sich in's Violblaue und endlich in's tiefste Schwarzblau.

Die prismatischen Versuche wurden angestellt und erläutert; Goethe schloß mit den Worten: „Daß meine Ansichten über die Farbenlehre gute Wirkung gethan, freut mich. Die Herren mögen sich gebärden wie sie wollen, aus der Geschichte der Physik bringen sie mein Buch wenigstens nicht heraus."

b.

Die Hanauer Gesellschaftsbühne hatte sich ganz besonders durch Iffland's Theilnahme, durch sein wohlwollendes Urtheil einigen Ruf erworben. Zu meinem Erstaunen sprach Goethe in Wiesbaden sehr entschieden

den Wunsch aus: ich möge während seiner Anwesenheit auf einen dramatischen Abend bedacht sein. Vergebens meine besorglichen Mienen, meine bescheidenen Einreden; umsonst die Vorstellungen, den gegenwärtigen Verfall des Privattheaters betreffend. Offen und ehrlich gestand ich: die erste Liebhaberin sei längst vermählt und eine glückliche Mutter — zärtlicher Vater und naiver Bursche wären Hand in Hand mit den reitenden hessischen Jägern gen Frankreich gezogen — der Charakterspieler und Darsteller alter Gecken treulos und flüchtig ohne Urlaub auf unbestimmte Zeit verreist — unter den jetzt Wirkenden fehle gar manchem noch die nöthige Bretersicherheit — es dürfte schwer werden, das fast gescheiterte Wrack wieder zum Segeln zu bringen — alles vergebens! Goethe beharrte auf seinem Begehren.

. . . . . Wir schritten zu Wiederholungen: „Die Brandschatzung“ [von Kotzebue], Contessa's „Räthsel“ und Theodor Körner's „Vetter aus Bremen“, das liebliche Spiel der Laune, kamen an die Reihe.

Der Tag erschien, an dessen Abend wir vor Goethe auftreten sollten. . . . . Gern sei's gestanden: ich fühlte kein großes Vertrauen zu mir, . . . und dennoch betrat ich die Breter mit freudigem Gefühl. Vorher, von mir gesprochen, ein Prolog, an den Patriarchen deutscher Literatur gerichtet, an unsern erhabenen Zuhörer. Folgende Stanze ist aus dieser Eröffnungsrede entnommen:

Da thut's so wohl, inmitten uns zu schauen
Den Sänger, der der Fesseln uns entwöhnt
Und ein Prometheus sinnig, sonder Grauen,
Den deutschen Geist erleuchtet und verschönt.
Du selbst lustwandelnd auf der Griechen Auen,
Hast Braga mit Apollo ausgesöhnt
Und wirst zum Lohne für Dein hohes Streben
Willkommen stets in ihrem Kreise leben.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß des heldenmüthigen Jünglings „Spiel in Versen" für Goethe neu war, und daß gerade in dieser Darstellung dem Dichter sein Recht widerfuhr. Bei der mit gebührendem Pathos vorgetragenen Rede des Pachters Veit:

Ich hab' schon mein Wort gegeben;
Der Vetter aus Bremen trifft heute noch ein.
Es bleibt nun mein liebster Wunsch im Leben:
Mein Eidam muß ein Schulmeister sein.
Die Veite haben seit ewigen Zeiten
Das Scepter in der Schule geführt,
Nun kann ich's doch wirklich nicht dulden noch leiden,
Daß unsre Familie den Ruhm verliert. —

lachte Goethe so herzlich, wie ich ihn je lachen hörte; er erklärte die Posse für allerliebst, neckisch und komisch. Das Ganze wurde nicht verdorben, sondern leidlich zu Ende geführt.

Die Spielenden hatte ich mit meines Gastes Bewilligung zu einem Abendbrode eingeladen. Immer lebendiger und mittheilender wurde Goethe, immer bestimmter und schärfer die Rede. Seine Laune war unerschöpflich, er hinreißend und liebenswürdig. Mit

Luſt ließ er ſich gehen und warf zuletzt mit Witzworten und Scherzen um ſich.

„Seht, liebe Kinder!“ — ſo ſagte er unter anderm — „Ihr befandet Euch dem Ziele ganz nahe; könnte ich acht Tage bleiben: noch eine Leſe- und eine Spielprobe, und Ihr ſolltet ſehen! — Dann müßte jede Scene ſo gegeben werden, als dürfte es eben nicht anders ſein, und die Zuſchauer glauben, ſie ſelbſt würden es gerade ſo und nicht anders gemacht haben.“

Wie dankbar, wie beglückt war der aufmerkſame Hörerkreis für die ſo nachſichtsvolle Äußerung! Wie fühlten wir uns ergriffen von Goethes Liebenswürdigkeit! Die geiſtvolle Munterkeit durchſtrömte die ganze Geſellſchaft; der heitere Genius des überragenden Meiſters beherrſchte die Gemüther ſeiner Jünger.

Mit Wärme wurde bei dieſer Gelegenheit der Wunſch ausgeſprochen: wir möchten daran denken, Schiller's Glocke über unſere kleine Bühne gehen zu laſſen; die Darſtellung in Weimar ſei von beſter Wirkung geweſen. Ohne die mindeſte Änderung hatte man dem trefflichen Werke dramatiſches Leben verliehen, indem nach Maßgabe der Perſönlichkeiten die einzelnen Stellen unter die geſammte Geſellſchaft vertheilt wurden; Meiſter und Geſellen erhielten ſo eine Art Individualität. — Später erfolgte die zugeſagte Überſendung einer Abſchrift der dramatiſirten Glocke.

.....Mein Gaſt erſtaunte, wie er nach ſeiner Taſchenuhr ſehend bemerkte, daß Mitternacht längſt vorüber.

c.

Auf dem nächsten Morgenspaziergang gefiel es dem Weimar'schen Heros von mir die Geschichte der Hanauer Privatbühne zu verlangen, von ihrem ersten Entstehen an bis zu den glanzvollen Tagen, wo Iffland mit uns auftrat. Gerechten Anstand nahm ich, meinen verehrten Gast mit solchen Kleinigkeiten zu unterhalten, aber es half nichts! Er wiederholte seinen Wunsch, ich mußte erzählen; mit Theilnahme achtete Goethe auf alles, was ich vorbrachte.

— — — — — — — — — — —

Leseproben ließ ich mir sehr angelegen sein, obwohl Spielproben meinen Leutchen für weit ergötzlicher galten.

„Recht!" unterbrach mich Goethe; „damit muß man's ernst nehmen, findet die Sache auch oft nichts weniger, als ungetheilten Beifall. Ich, der ich veranlaßt wurde, mit tieferem Blick in's Innere des Theaterwesens zu dringen, lasse mich nie irren. Mir gelten Leseproben für unerläßlich, damit Ausschweifungen vermieden, die Rollen nicht verfehlt, nicht ohne Leben, mit ächter Laune vorgetragen werden, mit Bewußtsein und Besonnenheit, nicht allzu feurig und ungestüm, auch das Stoßende, Harte und Verrenkte in der Sprache vermieden werde; ebenso der Schwulst, zu dem sich junge Schauspieler so gern verlocken lassen, obwohl er dem ganzen Wesen theatralischer Darstellungen durch-

aus fremd ist und ungeziemend. Leseproben sind für die meisten unerläßlich, um vom Geist ihrer Rollen durchdrungen zu werden, um die Herzenssprache hören zu lassen, nicht das Auswendiggelernte; um mit Kraft und Nachdruck reden zu können, ohne den Mund voll zu nehmen, ohne jene fürchterliche Deutlichkeit in der Aussprache, die durch Mark und Bein geht. Bei Leseproben kann man auf solche Fehler aufmerksam machen und Unarten verbannen."

623.

1814, Ende (?).

Mit Ed. Genast.

Er [Goethe] liebte . . musikalische Unterhaltung, die in früherer Zeit unter Eberwein's Leitung viel ausgedehnter stattfand. Seit diese größern musikalischen Aufführungen in seinem Hause aufgehört, begnügte er sich mit Liedern. Meist wurde dann der Kammersänger Moltke, der eine Menge Gedichte von ihm componirt hatte, herbeigerufen. Auch ich hatte einst die Freude, zu diesem Zwecke zu ihm beordert zu werden; wahrscheinlich wollte er sich überzeugen, ob ich Fortschritte im Vortrag, der bei ihm die Hauptsache war, gemacht habe. Ich sang ihm zuerst „Jägers Abendlied" von Reichardt componirt. Er saß dabei im Lehnstuhl und bedeckte sich mit der Hand die Augen. Gegen Ende des Liedes sprang er auf und rief: „Das Lied singst Du

ſchlecht!“ Dann ging er vor ſich hinſummend eine Weile im Zimmer auf und ab und fuhr dann fort, indem er vor mich hintrat und mich mit ſeinen wunderſchönen Augen anblitzte: „Der erſte Vers ſowie der dritte müſſen markig, mit einer Art Wildheit vorgetragen werden, der zweite und vierte weicher; denn da tritt eine andere Empfindung ein. Siehſt Du ſo!“ (indem er ſcharf markirte:) „da ramm! da ramm! da ramm! da ramm!“ Dabei bezeichnete er zugleich mit beiden Armen auf- und abfahrend das Tempo und ſang dies „da ramm!“ in einem tiefen Tone. Ich wußte nun, was er wollte, und auf ſein Verlangen wiederholte ich das Lied. Er war zufrieden und ſagte: „So iſt es beſſer! Nach und nach wird es Dir ſchon klar werden, wie man ſolche Strophenlieder vorzutragen hat.“ Nachdem ich ihm nun „Zwiſchen Weizen und Korn“ und „Da droben auf jenem Berge“ vorgeſungen, bat ich um die Vergünſtigung, ihm „Willkommen und Abſchied“ wieder einmal ſingen zu dürfen, wobei ich bemerkte, daß ich das Lied ſeit längerer Zeit fleißig ſtudirt habe. Mit einem freundlichen Kopfnicken gewährte er mir meine Bitte. Die Scene von Lauchſtädt [ein zärtliches Erlebniß Genaſt's] trat lebendig vor meine Seele; ich trug das Lied mit wachſender Empfindung vor, und diesmal ſang ich dem Meiſter mehr zudank.

624.

1814 (?).

Mit Gustav Moltke.

Mitunter waren wir Schauspielerkinder von unserer mütterlichen Freundin, Frau v. Goethe, recht zahlreich eingeladen; dann ging's natürlich nicht allzu ruhig her. So trat einstmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmüthigkeit dem Kinderlärm nicht zu steuern vermochte, der empörte alte Diener zornfunkelnd heran und schrie: der Geheimbderath könne den verfluchtigen Spectakel nicht länger ertragen. Kurze Zeit blieb's ruhig, sobald uns aber der Cerberus aus den Augen war, wurde lustig weiter spectakelt.

Plötzlich aber trat die allgefürchtete Excellenz im langen Hausrock selber herein, in gemessenem Schritt, voll majestätischer Haltung, die Hände auf dem Rücken. Rasch flüchteten wir Kinder zu unserer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umschloß. Da aber der gefürchtete Herr beim Anblick dieser komischen Gruppe nur lächelnd mit dem Finger drohte und gar nicht schalt, fing ich muthwilliges Bürschchen an zu kichern. Der Gestrenge setzte sich und rief: „Kleiner Molke!" (das t in meinem Namen war ihm eine grausame Härte) „komm einmal her zu mir." Etwas zaghaft ging ich zu ihm, er aber nahm mich freundlich auf sein Knie und fragte: „Was habt ihr kleinen Kobolde denn eigentlich getrieben? Weshalb der störende Lärm?"

Sogleich bekam ich wieder Courage und ſagte, wir hätten getanzt und geſungen, im Garten Haſchemännchen geſpielt, wären dabei tüchtig herumgeſprungen, an der Laube emporgeklettert und hätten den Herlitzchenbaum geplündert. — „Was! meine Herlitzchen, die ich ſelbſt ſo gern genieße, haſt du kleiner Schlingel mir ſtibitzt? I, das iſt ja recht ſchön!“ — Mit einem wohlwollenden Backenſtreich entließ mich der geſtrenge Herr.

625.

1815, Januar (?).

Bei den Proben der „Zenobia“ von Calderon.

Bei der erſten Theaterprobe zur „Zenobia“ ſollte Unzelmann, welcher den Soldaten ſpielte, das Unglück treffen, Goethes Zorn zu erregen. Er war einer der fleißigſten Schauſpieler und ein Liebling Goethes, aber er gehörte auch zu denen, die ſich durch ein Zorneswort des Meiſters nicht einſchüchtern ließen. Bei jener Probe nun trat Unzelmann mit der Rolle in der Hand auf die Scene und las dieſelbe ab. Sogleich ertönte mächtig Goethes Stimme aus ſeiner Loge, die ſich im Hintergrund des Parterre befand: „Ich bin es nicht gewohnt, daß man ſeine Aufgaben abliest!“ Unzelmann entſchuldigte ſich mit dem Bemerken, daß ſeine Frau ſeit mehreren Tagen krank darniederliege und er deshalb nicht zum Lernen hätte kommen können. „Ei was!“ rief Goethe: „der Tag hat vierundzwanzig

Stunden, die Nacht mit eingerechnet.“ Unzelmann trat bis in das Proscenium vor und sagte: „„Ew. Excellenz haben vollkommen recht: der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Nacht mit eingerechnet. Aber ebensogut wie der Staatsmann und Dichter der Nachtruhe bedarf, ebensogut bedarf ihrer der arme Schauspieler, der öfters Possen reißen muß, wenn ihm das Herz blutet. Ew. Excellenz wissen, daß ich stets meiner Pflicht nachkomme, aber in solchem Falle bin ich wohl zu entschuldigen.““ Diese kühne Rede erregte allgemeines Erstaunen und jeder stand erwartungsvoll, was nun kommen würde. Nach einer Pause rief Goethe mit kräftiger Stimme: „Die Antwort paßt! Weiter!“

In dieser Probe sollte noch ein Unglücklicher an die Reihe kommen, und dieser Unglückliche war ich [Eduard Genast]. Ich spielte den Hauptmann der Zenobia, der den Aurelianus gefangen zu nehmen und nur wenige Worte zu sprechen hat. Mit großer Sicherheit trat ich aus der vierten Coulisse heraus und schritt mit Würde, um die Heldenthat, die Gefangennahme des Aurelianus, zu vollbringen. Da ertönte es: „Schlecht! So nimmt man keinen Kaiser gefangen. Noch einmal!“ Ich kam also noch einmal, dann zum dritten, vierten und fünften Mal, und immer blieb der Ausspruch derselbe, nur daß er bei jeder Wiederholung markiger wurde. Ganz zerknirscht wagte ich endlich die bescheidene Frage: „„Excellenz, wie soll ich's denn nur machen?““ — „Anders!“ war die belehrende Antwort.

Ja, das war leicht gesagt, aber wie? Mein Herr Papa, der seinen Sitz rechts im Proscenium hatte, warf mir schon längst ingrimmige Blicke zu; ja, der hatte gut werfen, ich hätte mich lieber selbst hinauswerfen mögen, um der Qual und Schande zu entgehen. So trat ich denn den schauerlichen Gang zum sechsten Mal an, um dem Willen Goethes nachzukommen und es „anders" zu machen, aber es blieb beim alten. Da rief der Gewaltige: „Ich werde es Dir vormachen." Nach einer Weile betrat er in seinem langen blauen Radmantel, den Hut halb schräg auf seinem Jupiterhaupte, die Bühne. Er nahm mir das Schwert aus der Hand, stellte mich als Zuschauer in den Vordergrund der Bühne und kam nun mit einem martialischen Gesicht und — ich kann's nicht anders bezeichnen — mit Hahnenschritten im raschesten Tempo auf den Aurelianus losgestürzt, das Schwert drohend über dessen Haupt schwingend. Das war allerdings ganz anders, wie ich es gemacht hatte, aber ich wußte nun, wie er es wollte und ahmte ihm treu nach. Da kniff er mich mit dem Zeige- und Mittelfinger, wie seine Art war, wenn er seine Zufriedenheit zu erkennen geben wollte, in die Backe, daß ich hätte laut aufschreien mögen, und ging dann wieder hinab in seine Loge. Mein Vater wandte sich mit einem sarkastisch-freundlichen Lächeln gegen mich und flüsterte mir über die Achsel zu: „„Ich breche Dir den Hals, wenn Du es so machst!"" Ich stand da, wie gewisse Thiere am

Berge, der Papa aber fuhr fort: „„Wenn wir nach Hause kommen, werde ich Dir schon erklären, wie es Goethe meint.““

Bei der Hauptprobe sollte Goethe nochmals in Harnisch gebracht werden. Sein Princip war, diese gleichsam als die erste Vorstellung zu betrachten, darum durfte kein Unberufener während der Handlung auf der Scene stehen, oder auch nur den Kopf aus der Coulisse stecken. Letzteres Verbrechen ließ sich in dieser Probe ein ästhetischer Maschinist mit einem gewaltig dicken Schädel zu schulden kommen. Sogleich donnerte Goethe herauf: „Herr G'nast! Schaffen Sie mir den ungehörigen Kopf aus der ersten Coulisse rechts, der mit unanständiger Neugier sich in den Rahmen meines Bildes drängt.“

626.

1815, 31. Januar.

Über „Zenobia“.

In Weimar bei Goethe nach der Vorstellung der „Großen Zenobia“ des Calderon (30. Januar). Goethe sehr freundlich und gesprächig. Er legte besonders Gewicht auf den guten Humor, womit das Verhältniß zwischen Zenobia und Decius durchgeführt worden. — Calderon ein großer Dichter; nur eine gewisse freche Rhetorik müsse man ihm zugestehen. — „Der standhafte Prinz“ standhaft nicht sowohl für den Glauben, als für Portugals Größe und Ehre.

627.

1815, 18. April.

Mit v. Müller und Meyer.

Ich begab mich heute zu Goethe, um ihm die mir anvertrauten Zeichnungen der Prinzeß Julie vorzulegen. Dort traf ich auch den Hofrath Meyer. Zunächst legte ich die Zeichnungen vor, zu welchen der Zauberring die Sujets geliefert hatte. Nach einem sorgsamen Überblick äußerte sich Goethe: „Nun, das holde Kind soll höchlich gelobt sein. So viel reine Intention, so liebliche Anordnung, so zierlich nette Ausführung und so viel Freiheit in der Bewegung verrathen ein herrliches Naturell, das auf dem Wege der vollständigsten Ausbildung schon weit genug vorgeschritten ist.“ Ja ja, fügte Meyer hinzu, es ist gar erfreulich, ein so hübsches Talent sich aus sich selbst heraus entwickeln zu sehen. Nur Studium der Perspective wäre noch zu wünschen und einige theoretische Aufklärung über Beleuchtung und Schatten. „Das ist's,“ sprach Goethe, „aber kein Buch und selbst keine Intuition der Meisterwerke kann diesem Mangel abhelfen; es wäre erforderlich sich mündlich zu verständigen, zwei, drei ihr klar entwickelte Grundbegriffe würden Wunder thun und ihr schnell das Verständniß öffnen, worauf es noch ankommt, um auch die letzte Stufe der künstlerischen Ausbildung noch erklimmen zu können. Doch solche Offenbarung muß der Zufall herbeiführen, er ist ja immer

schönen Naturen günstig." Meyer: Und so muß man auch bei einem so sinnigen Gemüthe nicht viel hofmeistern wollen. Ich möchte wohl sagen, der beste Rath für sie sei, sich ihrer innern Eingebung recht frei zu überlassen. Kenntniß der Anatomie und ganz probefeste Zeichnung von ihr zu fordern, wäre thöricht; aber wundern mag man sich wohl, daß dem ohngeachtet die Proportionen ihrer Figuren und Gruppen auch dem schärfern Blick so wenig Anstoß geben. Goethe: Sehen Sie nur, wie hübsch Bertha und Otto am Bache componirt sind. Dieß zierlich reine Mädchengesicht, diese allerliebste Wendung des Köpfchens und Oberleibs kann nur aus einer reinen Mädchenphantasie entsprungen sein. Wie weit ist sie nicht vorgerückt, seit wir zum letzten Male Proben ihres Talentes sahen. Die Stufe der Flaxmannischen Umrisse hat sie schon glücklich überschritten, und es richtig geahndet, wie jene bedeutsam leeren Räume auszuschütten wären. Sie darf zu jener niedern Stufe nicht wieder zurückkehren wollen und sie kann es auch nicht, so wenig als ein Kind wieder in Mutterleib zurück kann. Auf dem Bilde, wo dem alten Ritter von fern das holde Paar zueilt, hat sie zwar noch à la Flaxmann die mittleren Räume ganz leer gelassen, aber man sieht deutlich, daß sie nur verschmähte, etwas minder Bedeutsames hinzuzufügen und wohl richtig ahnen mochte, was eigentlich noch hingehöre. Es ist etwas so anmuthig Jungfräuliches in diesen Zeichnungen, so viel Einfachheit und Verachtung

überflüſſiger Zierrath. Gerade ſo viel örtliche Unterlage als nöthig war zu individualiſiren. Wie ſauber ſind z. B. das gothiſche Fenſter und die Blätterranken gezeichnet, wo Bertha ſich herausbiegt. Ich kenne den Zauberring nicht und werde ihn niemals leſen, denn das iſt mir verboten von meinem Obern; aber dieſes Bild hat Zauberreiz genug für mich, um es auch ganz iſolirt zu verſtehen und zu lieben. Sehen Sie den Brief hier unten, wie artig arglos angebracht, und das ſpähende Mädchenauge verräth doch hinlänglich, was ſie ſo ſehnend ſuche. Welch kräftigen Druckes hat der Bleiſtift der Zeichnerin dem Auge des Otto gegeben, wie er vor Frau Minnetroſt kniet; ei ei, das ſchöne Kind muß doch auch wohl verliebte Augen ſchon in anmuthiger Nähe geſehen haben, weil ſie dem Jüngling hier ſo glühende Liebesblicke einhauchen konnte. Wie rein iſt die Seele, die ſich auf Bertha's betendem Antlitz ſpiegelt! Aber der Türke hinter ihr iſt auch ſchon ein ganz zahmer Türke geworden."

Ich holte nun auch die mir anvertrauten Landſchaftszeichnungen herbei, und es iſt ſchwer auszuſprechen, wie viel heitern Genuß ſie den beiden Kunſtfreunden gewährten. Vorzüglich rühmten ſie das ruhige tiefe Gemüth und die innigſte Anſchauung des äußerlich Bedeutenden, ſodann die freie Behandlung ſchwieriger Gegenſtände und die Liebe und reinliche Sorgfalt, mit der auch das kleinſte Detail behandelt ſei. Goethe: Hier, dieß kleine Blatt, ſo ſcheinbar unvollendet, ſo

herausgehoben, wie aus einem größern Ganzen; gleichsam ein Anklang, Probestückchen, es ist fürwahr mir das Erste und Liebste. Macht es denn wohl Friedrich je besser? Meyer: Und noch dazu lange nicht so anmuthig. Goethe: Seht nur doch diesen Faltenwurf an der sitzenden, lesenden weiblichen Figur, diese anmuthige Behandlung des Untertheils; sollte man nicht glauben, unser holdes Kind habe den Andreas del Sarto studirt? Wahrlich! wenn hier nicht das glücklichste Naturell sich ankündet, so giebt es niemals eins. Und wie großartig sind diese Felsenpartien behandelt, jene Linde, wie durchsichtig und üppig! In dieser Müllerin mit dem Kinde ist die individuellste Natur erlauscht und hier der isolirten ländlichen Hütte, die uns so stumm beredt in die freundlich kleine Thür einzutreten ladet, fehlt nur noch rechts etwas, mehr Freiheit des Blicks, etwas mehr Keckheit in der Begrenzung, um ganz vortrefflich zu sein. Sprecht nur, alter Herr (zu Meyer), Ihr hocherleuchteter Kritiker, wo ist denn sonst noch etwas zu tadeln? Was möchte man denn im geringsten anders wünschen. Meyer: Es ist eben alles recht, heiter und lieblich gedacht, und reinlich und zart ausgeführt, wie es einem wohlthun mag, es anzuschauen. Man sieht, ihr Instinct leitet sie ganz richtig und so soll sie ihm nur immer folgen und sich mehr und mehr an Mannichfaltigem versuchen, da sie des Einzelnen schon so Herrin ist. Goethe: Hat denn Scherer jemals so artige Figuren, so runde nette Com-

positionen gemacht? Was an Rambergen Gutes ist, das sieht man in ihren Zeichnungen wohl hier und da durchblitzen, aber von seinen Fehlern finde ich nichts. Nun mit einem Worte schreiben Sie dem schönen lieben Kinde, es solle gar hoch gelobt sein, und es sei nur dies bitter und streng an ihr zu tadeln, daß sie uns so fern sei und so fern bleiben zu wollen Miene mache.

Aber sogleich gebe ich die freundlichen Zeichnungen nicht zurück, Ihr müßt sie schon einige Tage unter meinem Dache lassen, daß ich sie sehe und wieder sehe und mich recht heimlich ihrer freue.

628.

1815, 12. Mai.

Mit v. Müller und Heinrich Karl Friedrich Peucer.

Ich kam Nachmittags $4^1/_2$ Uhr zu ihm und traf Peucern an. Nach einigen Mystificationen und humoristischen Ausfällen über die tragische Kunde von v. Müfflings Unfall in Lüttich, womit — wie er sagte — ich ihm vorgestern den Theaterspaß versalzen hätte, lenkte sich bald das Gespräch auf die bekannte Wiener Achtserklärung gegen Napoleon vom 13. März d. J. Goethe äußerte, er hoffe, Gentz habe als ein schlauer Fuchs das Volk dadurch nur elektrisiren wollen und den kecken Ausruf zum Reizmittel gebraucht, wohl wissend übrigens, daß es mit diesem Bann ganz dieselbe Bewandtniß

habe, wie mit dem vom Vatican herabgeschleuderten. Die deutsche Hypochondrie müsse von Zeit zu Zeit durch solche Theater-Coups aufgeregt werden und selbst falsche Siegesnachrichten seien oft dazu sehr dienlich, indem sie über die momentane Gefahr den Schleier der Hoffnung würfen.

Er nahm hiervon Gelegenheit von seinen in der Campagne 1792 und bei Mainz das Jahr darauf bestandenen Gefahren zu erzählen, insbesondere von der famosen Kanonade bei Valmy, wie da die Pferde, gleich Sturm umregten Fichten, schnaubend hin- und hergeschwankt hätten, und wie ihm insbesondere das zarte Gesichtchen des Standard-Junkers von Bechtolsheim gar seltsam contrastirend erschienen sei. Rechts und links hätten die Kononenkugeln den Koth der Straße den Pferden zugespritzt; doch das sei alles einerlei und nichts bedeutend, wenn man sich einmal der Gefahr geweiht habe.

Die naive Erzählung einer von ihm veranlaßten venetianischen Justizverhandlung (ad laudes), herbeigeführt durch eine Excursion über die Fideicommisse, stach sehr lieblich gegen jene Kriegsscene ab. Goethe hat doch eine ganz eigne Art zu beobachten und zu sehen, Alles gruppirt sich ihm gleich wie von selbst und wird dramatisch. Auch sagte er im vollen Selbstgefühl: „Wenn ich meine Augen ordentlich aufthue, dann sehe ich wohl auch was irgend zu sehen ist."

Die Erinnerung an seine nahe Abreise nach Wies-

baden entlockte ihm manche hübsche Darstellung seines dortigen geologisirend politischen Lebens. Nassau's Länder und Staaten wurden hoch gepriesen, und von einem reizenden jungen Mädchen [Philippine Lade], der Tochter eines Secretärs bei irgend einem Departement zu Wiesbaden, erzählt, die die höchsten Anlagen zur Declamation und zum theatralischen Spiel besitze. Sie habe ihm den Wassertaucher vordeclamirt, aber mit zu viel Malerei und Gesticulation; darauf habe er sie statt aller Kritik gebeten, es noch einmal zu thun, aber hinter einem Stuhle stehend und dessen Lehne mit beiden Händen festhaltend. Das schöne Kind habe bald Absicht und Wohlthat dieser Bitte empfunden und lebhaft dafür gedankt. Verwechsle man doch nicht, fuhr er fort, epische Darstellung mit lyrischer oder dramatischer.

„Wenn Maria Stuart sich dem bezaubernden Eindruck des Naturgenusses hingibt, „„laßt mich der neuen Freiheit genießen,"" dann" — rief er aus — „gebraucht Euere Glieder und macht damit, was Ihr wollt und könnt; aber wenn Ihr erzählt oder bloß beschreibt, dann muß das Individuum verschwinden und nur starr und ruhig das Objective sprechen, wiewohl in die Stimme aller mögliche Wechsel und Gewalt gelegt werden mag."

Solche Anklänge brachten das Gespräch bald auf Julie v. Egloffstein, die Goethe eine incalculable Größe nannte. Er habe ihr, durch den heillosen Lavater in

alle Myſterien eingeweiht, bald angeſehen, daß ſie ſehr ſchön leſen müſſe und daher gefürchtet, er werde verleſen ſein, wenn er ſie höre.

629.

1815, Mai (?).

Über den „Rehbock" von Kotzebue.

Der „Rehbock" gefällt Goethe ſehr; er hält ihn für eines Deiner beſten Luſtſpiele. Bei den Proben iſt er immer gegenwärtig geweſen und hat ſich bald todtgelacht. Er ſchob auch ſeine Reiſe in das Bad auf, um es erſt ſpielen zu ſehen. Da die Damen zum Theil die Naſe gerümpft, ſo, höre ich, hat er ihnen ſeine Meinung darüber geſagt.

630.

1815, 27. Juli.

Bei Rector Fochem.

Herr v. Stein und Goethe ſind vierundzwanzig Stunden länger [in Köln] geblieben und haben auch mir, begleitet von Wallraf und Maler Fuchs, einen anderthalbſtündigen Beſuch geſchenkt. Goethe raiſonnirte beſtändig und predigte dem Miniſter vor. Von den alten Bildern ſagten beide, daß ſie überaus ſchön und mein Manuſcript [aus dem fünfzehnten Jahrhundert] etwas Künſtliches wäre. Bei nichts indeſſen verweilten

sie so, wie auf dem andern Zimmer bei einem Raphael. Sie nahmen Stühle, standen wieder auf, setzten sich wieder; Goethe schüttelte den Kopf und sagte endlich, dies wäre ein königliches Bild — und dies alles in Gegenwart von Wallraf und Fuchs. Beim Weggehen sprach Goethe viel vom Verdienste, das ich mir durch die Rettung dieser alten Werke gemacht hätte, und welches von oben belohnt werden müßte. . . . . Herr Goedeke, ein Kaufmann von hier, der sie in seinem Wagen herumfahren ließ und mein Nachbar ist, sagte mir nachher, daß Goethe sich geäußert hätte, die Sammlung des Herrn Boisserée überträfe die meinige nur in der Menge und ich hätte mit sehr großer Auswahl und Sachkenntniß gesammelt!!! . . . . Ich meinerseits ließ es auch nicht an Complimenten fehlen. Ich äußerte sehr lebhaft: es sei mein Stolz und mein Glück, zwei Männer zu besitzen, von denen ich mit einem der berühmtesten Classiker sagen dürfte: Unus sufficit orbi — ein Compliment, welches Goethe fast außer sich brachte. Dieser letzte ist zwar ein schon alter, aber gesetzter, fester, sinniger, sublimer Mann. . . . . Goethe lobte unser Bestreben in der Herausgabe des „Taschenbuchs [für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst"] und sagte: „Nun das ist brav! Das heißt doch etwas gethan. Es fängt an zu tagen, und Sie haben das Verdienst, die Nebel zu durchbrechen. Fahren Sie fort! ꝛc." Ich hätte mich beinahe erkühnt, ihn um einen Beitrag zu bitten. Beim Abschiede versprachen sie, im Zurückkommen wieder bei

mir anzusprechen. Nur ein Theil verarge ich ihnen: sie waren so unhöflich mit ihren beschmutzten Stiefeln auf meine seidenen Stühle zu steigen, um die Bilder, besonders die Gefangennehmung in der Nähe zu betrachten.

631.

1815, 2. August.

Mit S. Boisserée.

Mittags kam ich [in Wiesbaden] zu Goethe; es war ein fröhlicher, herzlicher Empfang. Stein hatte ihn ersucht, an Hardenberg ein Memoire zu schreiben über die Kunst und die antiquarischen Angelegenheiten; darüber wollte er mich berathen. Er ging gleich darauf ein, daß es geradezu, ohne Steins Veranlassung zu erwähnen, geschehen müsse, um dem nächsten Parteiwesen zu entgehen. Ich erzählte ihm, wie er bei Hardenberg gut angeschrieben sei, nach den Äußerungen von Jordan, im Hauptquartier, über sein politisches Benehmen. Goethe ging gleich weiter, meinte, er könne ja das Memoire zugleich an Metternich schicken, er sei ihm ohnehin noch den Dank für den Orden schuldig. Hauptgrundsatz soll darin sein, daß die Kunstwerke und Alterthümer viel verbreitet würden, jede Stadt die ihrigen behalte und wieder bekomme, aber daß dabei geltend zu machen sei, daß ein Mittelpunkt gegeben werde, wovon aus über das Ganze gewacht würde. „Laßt Düsseldorf wieder etwas haben, wie es in seinen Sälen auf-

gestellt war, wozu Alles in München? Laßt Köln, Bonn, ja Andernach etwas haben! Das ist schön und ein großes Beispiel, daß die Preußen den Petrus nach Köln zurückgeben. So stellt auch der Ingenieurgeneral Rauch alle römischen Alterthümer, die bei Köln gefunden werden, in seinem Hause auf, mit dem festen Willen, daß sie in Köln bleiben sollen." Vom Domwerk, von Cornelius, dessen Faust, von Ruscheweih sehr schön gestochen, er bekommen habe, soll gesprochen werden; von Allem, was Einzelne gethan, und was nun zu erwarten, wenn die Unterstützung der Regierung zu Hülfe komme. „Gebt nur den Malern und Kunstbeflissenen zu leben und zu thun, so werden sich schon von selber Schüler bilden. Mit allen Zeichenschulen ist es doch nichts, es läuft am Ende nur auf Handwerk und Fabrik hinaus; ich weiß ja, wie es uns in Weimar geht; ich hüte mich wohl, das Jedem zu sagen, aber du lieber Gott, die Zeichenschule ist nur dazu da, daß die Leute die Kinder aus dem Hause kriegen, und für die Kinder ist sie nur da, daß sie daran vorbei gehen! Ich will sie auch wahrhaftig nicht daran hindern, ich weiß, was zu einer eigentlichen Kunstakademie gehört, aber das sind ganz andere Forderungen, als man machen kann."

Ich sprach ihm von einer deutschen Gesellschaft für Alterthum und Kunst, wo es auf's Sammeln ankomme, und das Bedürfniß der Gemeinschaft am natürlichsten sei, und wodurch am ersten dergleichen Zusammenwirken zu Stande zu bringen wäre. Aber freilich müßte es

geſchehen, ohne alle äußere Anſtalt von Seiten der Regierung; nur Freiheit und Begünſtigung bedürfe man, es müſſe ſich von ſelbſt machen, da ſein, ehe davon geſprochen würde.

Goethe ging auf Alles ein, erinnerte mich an das, was er von der engliſchen Geſellſchaft der Naturforſcher in der Farbenlehre erzählt hat u. ſ. w. Von der Farbenlehre waren wir auf den Magnetismus gekommen; ich hatte ihm von Schelver erzählt, von Neefs Bekanntſchaft mit Major Meyer, und den Papieren der Frau v. N. „Er haſſe dieſes Treiben, weil die Menſchen es zu weit führen, und doch ſicherlich nie dahinter kommen, darum bekümmere er ſich auch gar nicht darum, und wolle nichts davon wiſſen. Er ehre und erkenne die Erfahrung an, damit ſei es aber auch abgethan. Es bedürfe, meinte er, fünfzig Jahre, ehe die Farbenlehre anerkannt werden könne, ſie ſei nur für die jungen, unbefangenen Menſchen, mit den andern ſei nichts anzufangen; die ſäßen bis an den Hals in ihrem Syſtem, und ſei ihnen unbequem, ſich einmal auch nur zum Verſuch heraus zu bemühen. Darum ſei er auch von Herzen grob geweſen; das gefalle doch wenigſtens der Jugend, die dächte: Ei, der Alte weiß doch ſonſt auch Beſcheid und kennt ſeinen Vortheil, er wird doch nicht ins Blaue hinein ſchelten und verrückt ſein, ſondern er muß einen Hinterhalt, Grund und Boden haben, wir wollen das doch näher betrachten und beleuchten. So kommen ſie allmählich in die

Sache hinein; hätte ich es aber gelinder gemacht, so würden mich die jungen Kerls eben so wenig gehört und gelten gelassen haben. Ich habe mir meine Blockhäuser in die Physik hinein gebaut, so bei der Farbenlehre, so bei der Metamorphose der Pflanzen. Da kann mir keiner vorbei, ohne daß ich darauf schieße; um das Übrige bekümmere ich mich nicht. Jene Lehren habe ich auf Urphänomene gegründet, da bin ich schon zu Hause. Was hätte und müßte man alles herausfördern können, wenn man vierzig bis fünfzig Jahre alles was von außen herkömmt, bei Seite lassen könnte. Was möchte daraus geworden sein, wenn ich mit wenigen Freunden vor dreißig Jahren nach Amerika gegangen wäre und von Kant u. s. w. nichts gehört hätte? Was hat nicht der Winterl (in Pest) in der Chemie geleistet, weil er vierzig Jahre lang Lavoisier und alle neuen Entdeckungen und Fortschritte rein bei Seite gelassen. Erlebt hat er freilich die Anerkennung seines Verdienstes nicht, aber jetzt, da er acht Jahre todt ist, kömmt es allgemein dazu. Es ist eine große Entdeckung von ihm, daß es keine reine Säure, keine Base gebe, sondern daß man eines für das andere setzen könne. Die Chemie rückt jetzt mit großen, gewaltigen Schritten nach durch Berzelius, Strohmeier, Göttling, Döberreiner. Letzterer ein junger Mann in den Dreißigen, in Jena, hat Winterl in seinem Compendium große Ehre erwiesen; das will etwas sagen von einem jungen Mann in den Dreißigen, der kann es durchsetzen."

Dann kam er auf die verschiedene Begabung der Menschen; wie viele Talente und Genies bleiben durch Verhältnisse unentwickelt und zurückgehalten; wie viel Dummköpfe dagegen werden durch Verhältnisse, Erziehung und Künstelei in die Höhe auf Catheder u. s. w. gehoben.

Ich meinte, die menschlichen Gaben seien fast in allen Zeiten gleich, aber die Zeiten seien ungleich, und die Menschen unter sich ungleich, und die Verhältnisse. Goethe sagte: ein alter Hofgärtner [J. H. Seidel] in Dresden habe von selbst die Metamorphose der Pflanzen gefunden, und habe ihm dann mit Freuden davon erzählt, wie er gemerkt, daß er auch etwas davon wisse.

Goethe: Wunderliche Bedingtheit des Menschen auf seine Vorstellungsart, wie Kant sehr richtig mit Antinomie der Vorstellungsart ausdrückt; so muß es mir mit Gewalt abgenöthigt werden, wenn ich etwas für vulkanisch halten soll, ich kann nicht aus meinem Neptunismus heraus; das ist mir am auffallendsten gewesen am Laacher See und zu Mennig; sehen Sie, das hat mich so ruhig gelassen, daß ich, wie Abt Spangenberg, hätte sagen mögen: Wir wünschen der lieben Gemeinde unsere Ruhe und unsern Frieden! Da ist mir nun Alles so allmählich erschienen, das Loch mit seinen gelinden Hügeln und Buchenhainen; und warum sollte denn das Wasser nicht auch löcherige Steine machen können, wie die Bimssteine und die Mennigersteine? Daß das Gewässer, ehe es sich gesetzt, zuletzt noch einmal große Bewegung

gemacht, wie im ersten Anfang, warum das nicht? Es möchte dem Vulkanismus schwerer fallen, die Menniger-steine als Lava durchzuführen, und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und dahin gekommen. Ja, wenn von Vulkanen die Rede, wie bei Nemi in Italien, da bin ich genöthigt, überzeugt und überwältigt, da glaube ich, und wenn ich einmal einen Vulkan anerkenne und vertheidige, dann will es auch was heißen; so in Böhmen, da habe ich bewiesen, wie ich mich eines Vulkans annehmen kann; aber hier hat Hamilton mehr gesehen, als zu sehen war, und dem hat dann der elende Deluc, der gar nichts davon versteht, nachgeschwatzt. Diese Antinomie der Vorstellungsart ist es nun, warum wir Menschen nie auf's Reine kommen können mit einem gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrthümer, auf eine neue Weise aussprechen; darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das in der Natur ist, und das; was geht es nun weiter die Welt an. Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letztern Falle hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden.

Dann kamen wir auf die Geschichte von Goethes Ring mit dem Serapiskopf, worunter die Zahl INI steht. Er hatte dem Ring lange nachgestellt, konnte

ihn lange nicht haben; im März war er unwohl, ein Freund kömmt: rathen Sie ein Ungeheueres! — „Der jüngste Tag.“ — Nein. — „Napoleon ist entflohen.“ — Ja! Den andern Tag kam der Ring. Felix omen: Napoleon interiit.

632.

1815, 3. August.

Mit Boisserée.

Spaziergang von halb elf Uhr bis Mittag, mit Goethe, vor dem Kursaal, dann Essen daselbst. Nach Tisch spazierten wir am Teich, hinter dem Kursaal, lustige Leute segeln auf einem Boote.

Es muß nun ein Schema entworfen werden über den Bericht.

Die Gesellschaft kommt wieder zur Sprache, und daß ich ganz besonders seit vorigem Jahr meine Gedanken darauf gerichtet, und ihn in meinem Sinn zum Präsidenten gemacht habe. Gneisenau frug mich früher, warum ich mich immer zurückgehalten? Aus Mangel an Autorität und des wahren Augenblicks. Jetzt ist er da, die Sache macht sich ganz von selbst, es sind natürliche Forderungen. Übertreibungen einerseits, Armuth andererseits.

Der ganze Rhein von Basel herunter muß ins Spiel gezogen werden, das Elsaß, das Straßburger Münster mit seinem erhaltenen Werk und seiner Dotation, dagegen der Kölner Dom ganz verarmt ist.

Goethe will seine Werke neu herausgeben, in zwanzig Bänden. Zwei Bände Gedichte, statt einem. Er spricht über seine Arbeiten. Die italienische Reise; Einseitigkeit; sein Haß gegen das Deutsche; die gothische Architektur; gegen das Klima u. s. w. ist darin ausgesprochen. Er hat vollständige Tagebücher und alle Briefe von den Freunden zurückerhalten, damit einen vollkommenen Kalender mit Rechnungen, Trinkgelder ꝛc. zu Stande gebracht. Sicilien wurde kurz vor ihm von Bartels, der es beschreiben wollte, und andern bereist; Riedesels Buch führte er mit sich, da hatte er nicht die geringste Berichtigung zu machen. Alles ist aus dem Leben, und der Eindruck des Lebens, was er in seinen Briefen niedergelegt hat; das macht sich nun einmal hübsch. Neapel ebenfalls, unendlich heiter. Rom immer mühselig, ernsthaft; dabei nimmt er die Anleitung von Winckelmanns Geschichte immer zur Richtschnur auf seinen Wegen.

Die Reise ist meist ausgearbeitet, aber vorher muß noch der vierte Band von Dichtung und Wahrheit ausgeführt werden, wozu auch viel daliegt; dieser geht, bis der Verfasser nach Weimar kömmt.

Seine neueste Arbeit ist der Divan. Aneignung des Orientalismus; Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschengis-Chan, Naturkräften ähnlich, in einem Menschen erscheinend. Die Freiheit der Form ist abgerissen, einzeln; und doch bringt er von den Alten mehr Bildung und Bildlichkeit mit. Das

ist gerade das Einzige, was den Orientalen abgeht, die Bilder. Goethe sagt: „In so weit sei er so eitel und übertrieben, zu sagen, daß er darüber stehe, und das Alte und Neue verbinde."

Er las mir eine sinnreiche Introduction, eine Exposition des ganzen Orientalismus und seines eigenen Verhaltens dazu vor. Dieß letztere zuerst anfangend, von dem Gegensatz der Zeit, und Trost suchend im Orient. Talismane, Amulete, Abraxas, Siegelring der Araber. Hafiz, der Korankundige, wurde zum Eigennamen des Dichters; Goethes Gedicht an ihn vergleicht sich mit ihm, weil er sich die Bibel angeeignet, wie das göttliche Angesicht sich auf das Tuch abgedrückt hat.

Gedicht an Diez, Orientalist in Berlin, Herausgeber des Buchs Kabus, und einer Schrift über die Tulpen, von ihm mit Gold beschrieben.

An alle Orientalisten sollen solche Lobgedichte folgen.

Ich erzählte ihm von Palästina, vom Grab der Maria, von der Verehrung der Mohamedaner dafür. Hadrian ließ die Statuen von Adonis und Venus auf die Geburtsstätte Jesu stellen. Goethe bemerkte, bei den Mohamedanern sei Maria die heilige Frau im höhern Paradies; dort auch vier Thiere. Ich meinte, wohl in Bezug auf die vier Flüsse?

Später klagte er über Unredlichkeit der Schlegel und Tiecks. „In den höchsten Dingen versiren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist

schändlich. Ach, und wenn Ihr nur wüßtet, wie es zugegangen. Wenn ich mit der italienischen Reise fertig bin, werde ich es ihnen einmal recht klar und grell aufdecken. Komme ich ja dann schon in die letzten achtziger Jahre und in den Anfang der neunziger, wo das ganze Treiben schon begann. Schiller war ein ganz Anderer, er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern: sans tâche et sans reproche. Im Spinoza können wir es gleich nachschlagen, was es ist bei diesen Herren: es ist der Neid. Diesen und das Böse nennt er die Traurigkeit, und alles Liebe und Gute die Freude. Man müßte nur sagen mit allem Gleichmuth: wir sind betrübt über der Herren ihre Traurigkeit! Zu den Menschen habe ich immer eine wahre Wuth gehabt; im dritten Band findet sich davon schon der Anfang, aber im vierten wird es sich erst recht zeigen."

„Ich führe," sagte Goethe weiter, „die Ethik von Spinoza immer bei mir; er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre, das heißt: da steht nichts im Hintersatz, was nicht im Vordersatz schon begründet ist."

Dann kommt er auf den Faust; der erste Theil ist geschlossen mit Gretchens Tod, nun muß es par ricochet noch einmal anfangen; das sei recht schwer, dazu habe jetzt der Maler eine andere Hand, einen andern Pinsel, was er jetzt zu produciren vermöchte, würde nicht mit dem Frühern zusammen gehen. Ich erwiderte: Er

dürfe ſich keine Skrupel darüber machen, ein anderer vermöchte ſich in einen andern zu verſetzen, wie viel eher doch der Meiſter in ſeine frühern Werke. — Goethe: „ich gebe es gerne zu, Vieles iſt auch ſchon fertig.“ — Ich frage nach dem Ende. — Goethe: „das ſage ich nicht, darf es nicht ſagen, aber es iſt auch ſchon fertig, und ſehr gut und grandios gerathen, aus der beſten Zeit.“ — Ich denke mir, der Teufel behalte Unrecht. — Goethe: „Fauſt macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus Alles folgt.“ — Fauſt bringt mich dazu, wie ich von Napoleon denke und gedacht habe. Der Menſch, der Gewalt über ſich ſelbſt hat und behauptet, leiſtet das Schwerſte und Größte. Das iſt in den Geheimniſſen ſo ſchön ausgeſprochen. Es war dann die Rede von den vielen Irrthümern in der Welt — und wieder von den glücklichen Blicken in der Wiſſenſchaft — er ſei überzeugt, es laſſe ſich Alles auf feſte Principien bringen, wie die Mathematik.

„Alles iſt Metamorphoſe im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menſchen und bei dieſem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit aus einer Form in die andere überzugehen.“ — „Ach Gott, es iſt Alles ſo einfach und immer daſſelbe, es iſt wahrhaftig keine Kunſt unſer Herrgott zu ſein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da iſt. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber ſo einfach und ſo leicht der Gedanke iſt, ſo ſchwer laſſen

es sich die Menschen werden, Alles zu zerstückeln. — Ich meine, wie sollte das Zerstückelte auch anders als wieder selbst zerstückeln? Die Thorheit der indischen Büßer, wie sie die Einsiedelei suchen, ist nur ein Beweis, wie die Menschen immer, wenn sie etwas von der Wahrheit gemerkt, dann gleich wieder den irrigen Weg dahin einschlagen, das ist nun so die Welt."

Das Gespräch fing eigentlich mit der Mineralogie an, wovon er mir Leonhards nächst erscheinendes Werk empfohlen.

Die Geheimnisse, sagte Goethe, habe er zu groß angefangen, wie so Vieles. — Die zwölf Ritter sollten die zwölf Religionen sein, und alles sich nachher absichtlich durcheinander wirren, das Wirkliche als Mährchen und dieß umgekehrt, als die Wirklichkeit erscheinen.

Nachmittags: Von der Eitelkeit, Freude am Dasein, am Nichtigen. Goethe: „Es ist kein so großes Übel als gemeinhin daraus gemacht wird; nicht so ernst zu nehmen, daß es erst wichtig wird, wie heut zu Tage geschieht." — Er will in die Gesellschaft der verrückten Hofräthe aufgenommen werden. Er meint, der Spaß sei ganz allerliebst; das hätte Behrisch ganz ähnlich gesehen. Aber man müsse ihm ein gutes ob ins Diplom geben, ob varietatem scientiarum?

[Die Aufnahme in Dr. Ehrmann's „Orden der verrückten Hofräthe" erfolgte unter Angabe des Grundes, der mit ob angeführt wurde; bei Goethe: ob orientalismum occidentalem.]

633.

1815, 4. Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Heute habe ich den Bericht über deutſche Alterthümer, Kunſt und Wiſſenſchaft, am Rhein angefangen. Der Allgütige gebe ſein Gedeihen zu dieſer Arbeit! Goethe hat auch angefangen, und wie er ſich ausdrückt: hat der heilige Geiſt ihm offenbart, daß wir die Entwürfe hier fertig machen, darum wir noch acht Tage hier bleiben müſſen; in Frankfurt nähmen ſie ihn in Anſpruch und dann käme ich zu Willemer, ſo gebe es Wahlverwandtſchaften. Wir beſprachen die Verhältniſſe der Frankfurter Freunde, das wurde ihm nun immer mehr und mehr recht. Er verſicherte mich, Stein ſei uns ſehr gewogen und geneigt; er, Goethe, habe die größte und Haupttheilnahme für uns, in moraliſcher, artiſtiſcher, politiſcher, ökonomiſcher und aller Rückſichten. Er wiſſe es und fühle es recht vollkommen, was ich ihm ſage, daß er durchaus von unſerer Sammlung reden müſſe, weil er ſie geſehen, ſonſt urtheilten die Menſchen, ſein Schweigen ſei ein Mißbilligen oder Nichtachten. Darum ſei es ſo gut, daß ſich alles mache, und ſich zeige, wie alles reif ſei; er las mir dieß alles vor. Nach Tiſch beſprach er die Fortſetzung des Divan, das Roſenöl; — „Behandelt die Weiber mit Nachſicht;“ — Spiel in den Locken; Hans Adams Geburt; — der Tulbend; — Freude der Freigebigkeit. Verſprechungen

des Liebhabers. Alle Pracht des Orients hat doch am Ende nichts Höheres wie die liebenden Herzen — Stolz der Armuth des Liebenden, und viele andere herrliche, prächtige und anmuthige Dinge. Ich sage Goethe, daß es mich an Faust erinnere, wegen der Großartigkeit und Kühnheit, und doch wieder in der Natürlichkeit und Einfachheit der Sache und in der Form und Sprache, was ihm dann ganz recht und lieb war.

Morgens. Goethe: was er näher kennen möchte, wäre das Verhältniß und der Weg der neuen katholisch gewordenen Protestanten. — Ich meine, die Philosophie der Geschichte der Menschheit (Herder, Müller), die Zeit der Gegenwart, die welthistorische Richtung, haben es gethan. Stolberg ist der Heros unter ihnen. — Goethe: Ja, es sei die Fülle der Menschheit in ihm; das Gemüth des Großen, das Naturell; selbst das Kindermachen, die eigentliche Fülle des Menschlichen (ein Poet sei er gerade deswegen nie gewesen). — Ich: Aber nun sei von der andern Seite das Übel, daß er keine Kritik habe, die Tradition stützen wolle, durch Gelehrsamkeit und Historie. — Goethe: „Ei, das ist gegen alle Überlieferung, diese nimmt man entweder an, und dann gibt man von vorn herein etwas zu, oder man nimmt sie gar nicht an und ist ein rechter kritischer Philister. Auf jenem Mittelweg aber verdirbt man es mit allen; und es ist ein Beweis, daß er von dieser Seite noch nicht einmal mit sich fertig ist. Die Protestanten dagegen fühlen das Leere, und wollen

nun einen Mysticismus machen, da ja gerade der Mysticismus entstehen muß. Dummes, absurdes Volk, verstehen ja nicht einmal, wie denn die Messe geworden ist, und es ist gerade als könne man eine Messe machen! So der Schubart, der erbärmliche, mit seinem hübschen Talent, hübschen aperçus, spielt nun mit dem Tode, sucht sein Heil in der Verwesung, da er freilich selbst schon halb verwest ist, das heißt, buchstäblich die Schwindsucht hat. Da möchte man des Teufels werden; es ist aber gut, ich lasse sie machen, es geht zu Grunde, und das ist recht."

Ich: und es ist ihnen mit dem Christenthum, wenn man's beim Licht betrachtet, doch nicht recht ernst, es läuft am Ende doch immer wieder auf alles und eines und eines und alles hinaus. Dagegen ich mir den Dualismus für unentbehrlich halte, daß dem Geist und Leib sein Recht widerfahre, und die Einheit als Ziel und Höchstes immer gefordert, verlangt werde! Wovon hier auf der Erde nicht die Rede sein kann, als wenn Gott selbst kömmt. Sie aber wollen dem Herrn Christus auf die Spur kommen und selbst Christusse machen. Goethe: „Ja, recht, das ist: sie selbst wollen ein kleiner Herr Christus sein; sie ließen den Leib als solchen gelten, würden ihn auch zu ehren wissen." — Dieß Alles kam zur Sprache, bei Gelegenheit eines neuen dünnen Büchleins: über das Abendmahl, welches in Gießen erschienen, und das ihm der hier badende Verfasser gegeben.

634.

1815, 5. Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Morgens.

Goethe klagt, daß er zur Großfürſtin von Oldenburg ſoll: „Sie haben nichts von mir, und ich nichts von ihnen, den Herrſchaften.“ Ich vergleiche die fürſtlichen Perſonen und die vornehme Welt mit Gewäſſer, welches um uns herum anſchwillt, ein Strom im See werden kann, worauf man ſchifft und ſegelt, ſich aber auch wieder verlaufen kann. Man muß ihm nicht trauen, iſt und bleibt Waſſer. — Goethe: „Nun, zu hypochondriſch muß man ſie nicht nehmen, aber ſo als Naturkräfte.“ — Goethe ſpeiſt bei der Großfürſtin.

Nachmittags.

Staatsrath Süvern von Berlin kömmt an; Goethe veranlaßt mich, zu ihm zu gehen. Er iſt mit dem ganzen kölniſchen Schulweſen und Univerſitätswünſchen von amtswegen bekannt. Er ſagte unter anderem, Preußens Lage fordere große Feſtungen und Burgen, auch in geiſtiger Hinſicht, nicht nur zum Schutz, ſondern auch zur Anziehung und dadurch zu allgemeinerer Wirkung.

Abends war ich mit Goethe und Oberbergrath Cramer auf dem Geisberg, es wurde oben gezecht in der Schenke. Der Wirth heißt Haſtings; ein ſchöner,

freundlicher, blonder Aufwärter bediente uns. Ein Schwager von Cramer aus Hanau kam nach, das Töchterchen des alten Oberbergraths, etwa sechzehn Jahre alt, führte ihn zu uns, ein ganz einfaches, frisches Kind. Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzi'schen Rechenkunst, erzählte uns von der Schule hier, und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen gab, und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindelig bei der Auflösung; vorerst war es einmal nicht möglich zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Förmlichkeit, womit das Kind die trockenen Dinge aussprach, die man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dieß arme Köpfchen was darauf zu gut that, mit den hohlen Zahlen und Verhältnissen herum zu wirthschaften, wie es gar selbst mit über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinausginge, weil jeder alles selbst finde und erfinde: endlich über Buchstaben-Rechnungen, Gleichungen u. s. w. Das Alles, mit der festen, schulmeisterlichen Haltung, setzte mich wahrhaft in Schrecken. Gewitter am Himmel. Auf dem Rückweg Gespräch über orientalische Poesie. Hafiz ein anderer Voltaire. Ich bedaure die Orientalen, sie haben keine Musik und keine Bilder und nur Schrift

zur Verzierung; und die Baukunst ist bloßes Bedürfniß, ein elend Ding, ohne eigentlichen Kunstwerth.

Als wir im Dunkel gegen zehn Uhr nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer über dieß Pestalozzi'sche Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen, und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, so bald es aus den ersten Elementen hinaus gehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches nothwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könne. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen errege; da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen unter einander zu Menschen macht. „Was wäre denn aus mir geworden," sagte er, „wenn ich nicht immer genöthigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wuth, alles auf das einzelne Individuum zu reduciren, und lauter Götter der Selbstständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Schaaren widerstehen, wenn diese einmal sich der

elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten?" Er fühlte recht eigentlich einen Drang, mir über alles dieses sein Herz auszuschütten, und ich selbst war von all diesem voll, es sprach mich gleich an, wie eine Meldung des jüngsten Tages, und die Furcht vor den Russen war mir beim Namen Sievers, den Cramer als einen der schärfsten Prüfer und größten Rühmer der hiesigen Schule genannt hatte, in ihrer ganzen Macht aufgestiegen. — So führten wir uns wechselseitig in das Gespräch hinein, und Goethe bat mich wiederholt um Gotteswillen, nicht in die Schule zu gehen, ich würde zu sehr erschrecken. Cramer hatte mir schon vor seiner Rückkehr gesagt, daß ihn das Pestalozzi'sche Wesen außerordentlich interessire und er immer davon spreche. Des Abends erzählte ich ihm, bei Gelegenheit der Russen, noch das Verhältniß von Kaiser Alexander und der Krüdener.

635.

1815, 6. (?) August.

Mit Boisserée.

Vormittags war ich bei Goethe, er fragte nach Reinhard, da kamen wir auf das Reimarus'sche Theewesen, und daß ich darin gewesen. Ich erzählte ihm

in einem kurzen Abriß meine Lebensgeschichte; unser Verhältniß zur Familie; wie ich und Bertram zuerst allein waren, dann bald auch Melchior mit uns hielt, und die Pariser Reise Hauptangelegenheit und Vereinigungspunkt wurde. Dann von Schlegel's Vorlesungen in Paris und Köln, von unserem Kriegsstand gegen die ganze Stadt und alle Welt. Das gefiel ihm sehr, ich müsse es ihm einmal ausführlicher erzählen. Am meisten fiel ihm auf, daß ich zwei Jahre in dem Hamburger Theewasser gelebt. — „Nun da gehört doch eine gute Natur dazu, das zu überleben." — Und noch mehr die Gnade Gottes, sagte ich. Er, Goethe, habe das auf alle interessante Menschen erpichte Raimarus'sche Wesen immer gemieden, an Jakobi genug gehabt; dafür hätten sie ihn auch schöne gehaßt, ihn einen scharfsinnigen Menschen genannt, der dann und wann gute Einfälle habe.

636.

1815, 7. (?) August.

Bei Goethe.

Nachmittags als Goethe von Biberich zurückkam, erschien ein altes Männchen in grünem Rock und grünseidner Weste mit schwarzgeschnittenem Sammt, Forstmeister von Frankfurt, ein alter Schulkamerad von ihm [Kehr]. Er war unendlich freundlich gegen ihn, ließ ihm zu trinken bringen; nach einigen lustigen Reden

und Fragen über andere alte, bekannte Schulkameraden kam Cramer, und nun ging das Gespräch mit diesem und mit mir fort; das alte Männchen blieb immer ruhig sitzen, lange, lange Zeit, und trank sein Gläschen und wir nahmen immer Rücksicht auf ihn, ohne uns weiter um ihn zu bekümmern. Seltsam war es, daß Goethe weder Cramer noch mir, als wir verschiedentlich fragten, wer der Mann sei? den Namen nicht nannte, sondern jedesmal freundlich sagte: „Es ist ein alter Schulkamerad von mir, der kömmt noch alle Jahre nach Wiesbaden und ist schon 74 Jahre alt."

Nachher Gespräch über den Divan. Entstehen. Lob des Weins. Frechheit gegen das Gesetz. Die Perle. — Unwillen über die Deutschen; ihre Neuerungssucht und Zerstreuung. — Gespräch über die bloße Kunst der Poesie, bei dem bloßen Talent der Sprache: wie weit es in dieser bloßen Phraseologie gebracht werden könne; er rühmte den Major Luck, es ist auch ein diffuses Wesen in ihm, aber da thut ihm das Sonett Gewalt an, und zwingt ihn zur Einheit. Darum gibt's nicht leicht bessere Sonette als die seinigen, auch in Rücksicht der Gedanken. Ein Spottgedicht hat er gegen die Arndt'sche Dreieinigkeit gemacht, von Wellington, Blücher und unserm Herrgott; aber das nicht als Sonett. Eine Strophe, die er Goethe bloß in einem Briefe mitgetheilt, als geheimes Einschiebsel, nur für Vertraute, ist sehr artig. Es lautet ohngefähr: Gott ist der großen Schrift nicht werth, dieweil er nicht

freiwilliger Jäger geworden, das Schießgewehr auf die Schulter genommen hat und in den Landsturm ausgezogen ist. — „Die Einheit des Gedankens, die lebendige Gliederung durch den Gegensatz zur Identität, das ist es, was allen Kunstwerken zu Grunde liegen muß. Das ist, was die Franzosen mechanisch ergriffen haben in ihrem Schauspiel, und was Shakespeare nicht hat, und warum seine Stücke in dieser Hinsicht bei aller Poesie nichts taugen." Ich sagte, wie seit einigen Jahren ich auf diese innere Gesetzmäßigkeit und poetische Gliederung gekommen, und sehr bald den Dingen ansehe, wo es fehle, es sei immer fast instinktmäßige Forderung bei mir, und mir auch so gleichsam instinktmäßig entstanden, auf dem Weg der Musik. So z. B. innere Nothwendigkeit des Allegro, Adagio und Rondo, das Muthige, Traurige und Freudige. — Sonntag am 6. Abends las mir Goethe wieder einen Theil aus seinem Divan vor, worunter das schönste „Adam und Eva" war, wie der Schöpfer sie macht und seine Freude an ihnen hat. Er legt dem Adam die Eva an die Seite, und möchte dabei stehen bleiben. Ein Bildchen, eine Idylle von der schönsten, reinsten Naivität, und wieder der höchsten Größe; es machte mir den Eindruck wie das beste plastische Werk der Griechen. Dann las er, wie Jesus das Evangelium gebracht und wieder mit zum Himmel genommen hat. Aber was die Jünger, jeder auf seine Art, davon behalten, verstanden und mißverstanden, ist so viel, daß die Menschen genug

daran haben für immer zu ihrem Bedarf. — Liebesgedichte. Was ich verlange ist nur wenig; aber für die Geliebte alle Schätze. Ein prachtvolles Stück [im Buch Suleika], worin alle Herrlichkeit und der ganze Handel des Orients vorkömmt; wo alle Elemente, alle Kräfte der Natur und Menschen in Bewegung gesetzt werden, um der Geliebten Geschenke zu bringen; die aber doch nichts sind gegen die Freuden der Liebe. Die Feueranbeter der alten Parsen. Ein solcher stirbt und spricht seine Lehre als Vermächtniß aus. Verehrung der Sonne, durch Ordnung und Reinlichkeit, damit sie sich nicht betrübe den Schmutz und Wüstenei der Menschen und der Erde zu sehen. (Stiftung, eine Gasse zu reinigen, damit die Sonne mit Freuden hinein scheine.) In demselben Bezug, Ackerbau. (Auf ähnliche humane Weise erklärt Goethe sich die Verehrung der Kuh, als nützlichstes Hausthier, und des goldenen Kalbes, und sei also nicht gar so absurd und abgeschmackt, als es aussehe.) Verehrung des Feuers als irdische Sonne. Ich erzähle, wie die Symbolik des Lichts mit so großem Geist in den christlichen Gottesdienst aufgenommen sei; am Charsamstag Symbolik der ganzen Schöpfung, Wasser, Licht u. s. w.

Später waren wir bei Hügel; er erzählte von dem Künstlerleben der italienischen Sängerin, die den Wiener Bankier Natorp geheirathet hat. Der Bankier machte bankerott, die Frau ging wieder aufs Theater, und der größte Triumph ihres Lebens war der Beifall, der ihr

hier zum erſtenmal wieder gezollt wurde. Aller Reichthum, alle Pracht der Zwiſchenjahre war ihr nichts dagegen. Ihr Vater war Einnehmer von Monte pietà in Rom geweſen, und kam herunter; ihr großes Talent wurde in einem Concert erkannt, dieß entſcheidet ſie, um ihrem Vater damit zu helfen, ſich gleich bei der Geſellſchaft anwerben zu laſſen. In Florenz ſchenkte ihr beim erſten Auftreten ein Muſikfreund für ſein Billet ſtatt einem Scudo hundert Zechinen, ſo entzückte ſie; das war ihr erſtes Glück und ſo ging es fort; ſie blieb immer brav gegen ihre Eltern. Nach ihrem zweiten Auftreten lebte ſie nur noch wenige Jahre.

637.

1815, 8. Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Dienſtag den 8. abends lieſt Goethe wieder Stücke aus dem Divan. „Der Schenke.“ Kuß auf die Stirne. Eiferſucht. Das Mädchen ſei eine böſe ermüdende Liebhaberei für den alten Freund. Das Ganze als ein edles, freies pädagogiſches Verhältniß, als Liebe und Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter; vorzüglich ſchön ausgeſprochen in einem Gedicht: die kürzeſte Nacht, wo Morgenroth und Abendroth zugleich am Himmel ſind. Aſtronomie. Ethik. Ein anderes Gedicht bezieht ſich auf den ſchönen, jungen, blonden Kellner auf dem Geisberg. Dann wieder eins auf die kleine Paulus in

Heidelberg, mit seinem Schwänchen von Pfirsichen, Kirschwasser und Mandeln.

Er macht mir die Confession, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn sie recht wären; dann müßte er sie aber gleich aufschreiben, sonst finde er sie nie wieder; darum hüte er sich auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es sei ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtniß behalte, sobald er sich besinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er selten etwas; ebenso sei es ein Unglück, wenn er Gedichte träume, das sei meist ein verlorenes. Ein italienischer Poet (Petrarca s. Wilken) habe sich aus diesem Grund ein ledernes Wamms machen lassen, worauf er im Bett habe schreiben können. Italienische Reise. Goethes Freude an der Architektur, seine rein persönliche Leidenschaft für Palladio, bis ins grasseste nichts als Palladio und Palladio. Freilich lebt er in Vicenza und Venedig in seinen Werken und Wirksamkeit noch im lebendigen Andenken. Wuth und Haß gegen die gothische Architektur; er läßt diese Stelle wegen mir weg, daß ich sehe, welch ein braver Kerl er sei. Die Menschen wie sie aber wären, würden so etwas gleich mißverstehen. Am Ende mache es sich auch in der Composition besser, wenn es wegbleibe; sonst freilich lasse er alles wie es sei, weil die Tagebücher so vollständig seien.

Er führt das Gespräch weiter; was die Verhältnisse mit Fürsten theuer und werth mache, sei das Beständige

und Beharrliche darin, wenn einmal ein Vertrauen entstanden; so zwischen ihm und dem Herzog. Durch allen Wechsel der Verhältnisse und Gesinnungen durch habe der Herzog ihn immer denselben gefunden; gesehen, daß er einen braven, ehrlichen Menschen an ihm habe, und so sei der Herzog noch jetzt wie in ihrem Freundschaftsverhältniß; er habe ihm kürzlich einen Brief geschrieben, ein Resultat seiner Lectüre während langer Unpäßlichkeit, ganz wie aus jener Zeit so herzlich.

Timurs Winterfeldzug, Parallelstück zu Napoleons Moskowitischem Feldzug. Kriegsrath. Der Winter tritt redend auf gegen Mars; Fluch oder Verheißung; groß, gewaltig. Haß des Kreuzes. Schirin hat ein Kreuz von Bernstein gekauft, ohne es zu kennen; ihr Liebhaber Cosken findet es an ihrer Brust, schilt gegen die westlich nordische Narrheit u. s. w. Zu bitter, hart und einseitig, ich rathe, es zu verwerfen. Goethe: Er wolle es seinem Sohn zum aufheben geben, dem gebe er alle seine Gedichte, die er verwerfe; er habe eine Menge, besonders persönliche und zeitliche. Es sei nicht leicht eine Begebenheit, worüber er sich nicht in einem Gedicht ausgesprochen. So habe er seinen Ärger, Kummer und Verdruß über die Angelegenheiten des Tages, Politik u. s. w. gewöhnlich in einem Gedicht ausgelassen, es sei eine Art Bedürfniß und Herzenserleichterung, Sedes p. Er schaffe sich so die Dinge vom Halse, wenn er sie in ein Gedicht bringe. Sonst

habe er dergleichen immer verbrannt; aber sein Sohn verehre alles von ihm mit Pietät, da lasse er ihm den Spaß.

Napoleon hat ihm imponirt, er habe den größten Verstand, den je die Welt gesehen. Daru habe ihn präsentirt in demselben Saal der Statthalterei in Erfurt, wo er in seiner Jugend mit Schiller, dem Herzog und dem Coadjutor Dalberg so viele Späße getrieben, und frohe Stunden erlebt. Da sei noch Berthier gewesen und Soult und andere, denen er alle zugleich Audienz gegeben; sie habe mehr als eine Stunde, ja zwei gedauert; er habe immer abwechselnd von Geschäften mit jenen, dann wieder mit ihm gesprochen. (Goethe scheint nicht gemerkt zu haben, oder nicht bemerken wollen, daß dies alles angelegt gewesen, um ihm zu imponiren; wie ich mir's auslege.) Daru habe ihn präsentirt mit dem Bemerken, er habe Mahomet übersetzt, da habe Napoleon gesagt: Mahomet est une mauvaise pièce. Dann habe er es entwickelt, und so richtig, als es nur zu verlangen. Goethe bemerkte: „Ei, er der ein anderer Mahomet war, mußte sich wohl darauf verstehen." Ich sprach von Ostentation, und wie er den armen Müller bethört. Die Ostentation warf er weg, mit Müller das war ein ander Verhältniß, weil er eben der arme Müller war. Napoleon habe sehr viel und trefflich über Tragödie mit ihm gesprochen, wo der Refrain immer gewesen: qu'en dit Mr. Goethe. Napoleon habe ihn, was doch etwas sagen wolle, zum

Lachen gebracht; so daß er sich darob entschuldigen zu müssen geglaubt; wisse nun aber nicht mehr zu sagen, was es denn eigentlich betroffen.

638.

1815, 11. August.

Mit Boisserée.

Freitag den 11. morgens sechs Uhr sind wir nach Mainz gefahren. Wir sahen auf der Höhe das Rheingau bis Bingen. Goethe: „Was muß das für eine Gewalt gewesen sein, was muß eine Zeit dazu gehört haben, ehe nur das Wasser da zum Durchbruch gekommen; das hat da gewiß lang als See gestanden, wie der Bodensee. Und nicht allein die Berge haben gehindert, sondern auch das Meer, ehe seine Gewässer abgenommen.“ Wir kamen nun so auf das Allgemeine, die italienischen Gebirge, die griechischen, die palästinischen, alles ist Kalkgebirge, bis im Sinai wieder der Granit erscheint. Ich fragte nach einem Buch, das eine Übersicht der Gebirgsbildung auf der ganzen Erde gibt, und ob Ebel es gäbe? Ja gewissermaßen, auf jeden Fall lerne man viel, es sei ein trefflich Buch; doch fehle etwas, welches auf eine seltsame Weise entstehe und häufig vorkomme. Der Mann suche nämlich etwas zu erklären, was sich nicht erklären lasse, was man zugeben müsse; bis auf den Punkt sei er ganz charmant, aber durch dies falsche Bemühen verderbe er

seine Sache. Es sei damit wie bei der Musik, wo man nie eine reine Oktave kriege, sondern in der zweiten immer ein neuer Ton sich bilde, ein neunter Theil, den man nicht als einen für sich stehenden annehmen könne, darum als Bruch in die ganze vertheile. Dieser Bruch sei es, der einem überall in der Geologie und in der ganzen Natur begegne. Wolle man ihn rein auflösen, so gehe es nicht, so verwirre man das Ganze, man müsse wissen, daß da noch etwas Unauflösbares sei, und es als solches zugeben, dann komme man durch.

Dann erzählte er mir von Butte's Zahlenlehre. Herr Butte (derselbe, den die französischen Blätter zum Besten gehabt), war in Wiesbaden am letzten Tag bei ihm gewesen, und hatte ihm sein Weltsystem erklärt. Er sagte: wenn man einmal solch Spiel zugäbe, und zugeben müsse man es doch, so sei das äußerst scharfsinnig und hübsch, unter anderem besonders die Verrückung der Klimate merkwürdig; sie folgten nicht den Zonen, die unsere Mathematik beschrieben, sondern biegen sich ein u. s. w. Die Durchführung ins Einzelne gefiel ihm sehr, nur klagte er, daß der Mann etwas cynisches habe; daß er nicht einmal ein reinliches Manuscript und Karten, sondern beides beschmutzt und befleckt bei sich führe.

Nach acht Uhr sind wir in Mainz in den drei Reichskronen. Unser erster Gang war zu Professor Lehne; er zeigte uns seine Gemäldesammlung. Er

besitzt auch römische Alterthümer, schön und klar geordnet, innerer Zusammenhang; das meiste Grabsteine von Kriegsleuten aus den verschiedensten Theilen von Europa. Die römische Herrschaft wirkte hier ganz auf dieselbe Weise, wie die französische.

Goethes Vorliebe für das Römische wurde später ausgesprochen; er habe gewiß schon einmal unter Hadrian gelebt. Alles Römische ziehe ihn unwillkürlich an. Dieser große Verstand, diese Ordnung in allen Dingen, sage ihm zu, das griechische nicht so. Ich sei gewiß auch schon einmal da gewesen im 15. Jahrhundert. Ich lehne es ab und spaße über diesen Wahn, wenigstens müsse es noch früher gewesen sein. Doch sei mir der Gedanke nicht neu, ich habe schon Wallraf im Jahr 1811, als die Helwig in Köln gewesen, damit aufgezogen, daß seine Verliebtheiten in die Stadt und in die Agrippina die Folgen einer alten Liebschaft zu dieser Kaiserin sein müßten, die jetzt nach der Seelenwanderung unbewußt in ihm wieder erwache. Endlich sei mir über mich selbst schon dergleichen Wahn durch den Kopf gefahren, als ich im vorigen Sommer die Geburtsstadt von Eyck besucht und zugleich die meines Vaters, nur zwei Stunden davon. Die Großmutter väterlicher Seite und der Großonkel stammen von Tongern, die Großmutter mütterlicher Seite von Köln; wer könne wissen was da für Blutsverwandtschaft und Zusammenhang mit Meister Eyck und dem Baumeister des Doms sich denken ließe! Ich schäme mich aber

deſſen, als närriſcher, abergläubiſcher Einbildung, und hätte es noch keinem erzählt; aber als eine Schwachheit geſtehe ich es gern und laſſe es gelten. „Ja nun,“ ſagte Goethe, „lobe ich Euch; Ihr ſeid geſcheidter als Ihr wißt. So hat doch Eure Sache Fug und Schick, und durch die Zuziehung der Ahnen kommt es immer noch beſſer ins klare.“ Ich neckte ihn darüber und wir lachten fröhlich über dies geheime Geſpräch, das wir am Tiſch führten. Profeſſor Lehne holte uns ab in die Gemäldeſammlung des Grafen Keſſelſtädt und zu Kaufmann Memminger, wo wir ſchöne Rheinlandſchaften von Kaspar Schneider ſahen. Nachher gingen wir in den Dom, der halb mit Brettern verſchlagen war, worin Getreide lag.

Nach Tiſch ſpazierten wir nach Zahlbach, der Grabſtätte römiſcher Krieger, wo über dreißig Gräber an einen Hügel angelehnt gefunden wurden, hinter jedem der Aſchenkrug. In Zahlbach kehrten wir in einem Weingarten ein. Profeſſor Lehne hielt mir vor, daß es nichts ſei mit der gothiſchen Architektur, daß ſie nur die Frucht der verfallenen römiſchen und griechiſchen ſei. Er ſprach überlaut, weil er taub iſt, gerade darum hörte ich es geduldig und ruhig an. Preußiſche Officiere ſaßen in der nächſten Laube. Goethe hatte ſeine Freude über den Spaß. Auf dem Rückweg fanden wir eine ſchlecht gebaute Kirche im Dorfe, ganz neu im byzantiniſchen Geſchmack, von einem franzöſiſchen Ingenieur; das machte ſich nun gut, neben der römiſchen Waſſerleitung.

und zu dem Gespräch im Weingarten; Goethe neckte mich damit.

Nachher machte ich mit Goethe noch einen Spaziergang die Bleiche herab, nach Hause. Ich erzählte ihm von unserem ersten Bild, von der Großmutter, wie sie allein Freude daran gehabt; von Schlegel und allen ersten Geschichten der Sammlung; antwortete auf seine Frage, warum wir zuerst nach Heidelberg gegangen und erzählte von meiner Reise im Jahre 1808. Vor Schlafengehen betrachteten wir noch leuchtendes Holz, das Goethe aus Wiesbaden mitgebracht hatte.

639.

1815, 12. August.

Mit Boisserée.

Samstag morgens um sieben Uhr sind wir nach Frankfurt abgefahren. Auf der Höhe bei Höchst wurde still gehalten, wegen der prächtigen, reichen Aussicht, die im schönsten Sonnenlicht vor uns lag. Unsern Wunsch nach Weimar zu ziehen, lehnte Goethe ab, er sagte: da ist es zu nüchtern für euch, das Theater kein Ersatz für das schaureiche, mannichfaltig bewegte Leben, welches ihr von Köln her gewöhnt seid. Ich wende ein, daß wir dieses auch in Heidelberg entbehren, und erwähne, wie mich die großen Kirchenfeste u. s. w. an das erinnern, was in Köln zum Theil noch übrig geblieben, von würdigen, kirchlichen und volksmäßigen Einrichtungen und schildere nun, wie es ehemals gewesen.

Processionen, Gottestracht, Zünfte, Altäre, Gemälde auf denselben, Veränderung der Kirchen. Zierath und Ausschmückung derselben. Realität im Alten, modernes Wesen nur auf den Schein. Die Form allein entscheidet hier nicht. Kirchenmusik. Liebhaber bemühten sich um dieselbe. Kreuzbeleuchtung in der Charwoche wie in Rom. Messe; vortreffliches Thema, Einheit darin, und gibt doch zu den mannichfaltigsten Compositionen Anlaß. Goethe: ja einigemale im Jahr lasse man sich wohl eine Messe gefallen; aber das immer Einerlei leuchte ihm doch nicht ein. Aber in Köln in dem Dreikönigsfest und der Übertragung des Rathhausbildes in den Dom, im Dom selber, da sei doch ein Leben; sie in Weimar müßten sich behelfen mit der Gelehrsamkeit, stoppelten den Tempel von Ephesus mit aller Mühe auf dem Papier zusammen, und den Wagen des Alexanders, und am Ende sei es doch nur für wenige Einzelne.

Ankunft in Frankfurt. Ich stieg im Schwanen ab, Goethe fuhr weiter auf die Gerbermühle hinaus. Bis Montag wollte er wieder in die Stadt kommen.

640.

1815, 14. August.

Mit Boisserée.

Montag früh um acht Uhr kam Goethe mit Willemer zu mir in den Schwanen. Wir gingen zusammen zu Schlossers. Nachher fuhr ich mit Goethe nach der

Gerbermühle. . . . . Bei Schloſſers hatten wir ein ſchrecklich altdeutſches neudeutſches Gepinſel von einem jungen Maler in Wien geſehen. Goethe hatte mich auf die Seite gerufen, mir die Bildchen vorgehalten, eine heilige Familie, und eine Jägergeſchichte, wahre Nürnberger oder Spaaer Kiſtelmalerei. „Da freut euch eurer Früchte," ſagte er. Gott bewahre uns vor ſolchen Freunden, denn mit unſern Feinden wollen wir ſchon fertig werden, erwiderte ich. Dieſe Neckerei ſetzte uns in luſtige Laune.

Ich übergab ihm den Entwurf, er ſoll wo möglich Maximen und Principien ausſprechen, für alles was gemacht werden ſoll ꝛc. Er gab allem ſeinen Beifall, wir ſind überhaupt einig. Nur wegen der Frankfurter Angelegenheiten, Bibliothekbau u. dergl. ſcheut er ſich ins einzelne gezogen zu werden; er hat überhaupt ein großes Vorurtheil gegen den freiſtädtiſchen Staat.

Goethe führte mich zu einem ſteinernen Heiligenhäuschen bei der Mühle, um es zu verehren, weil es, obwohl einfach, ſo meiſterhaft gemacht, und von Baſalt wäre. Auf dem Wappen daran iſt ein Ring à jour gefaßt. Die Jahreszahl 1508.

641.

1815, 19. Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Goethe hatte meine Schrift mehreremale durchgeleſen; will dieſelbe gleich ausführen, doch ſchiebe es

sich noch etwas in die Länge; es mache sich aber artig, müsse eine Composition werden in rhetorischer Kunst.

642.

1815, 25. August.

Mit Boisserée.

Goethe ist mit meinen Beschreibungen sehr zufrieden. „Sie sind gut," sagte er, „und was noch mehr ist, sie sind recht; denn, was mir immer die Hauptsache, der Ton ist getroffen; dabei sind sie mit Neigung und frommem Sinn geschrieben, ich würde sie vielleicht nicht so gut machen, weil mir der letztere fehlt." Meinen Zweifel wegen der Weitläufigkeit benahm er mir; der Gegenstand verlange sie, so sei auch die ausführliche Beschreibung des brokatnen Tuches in der Verkündigung, worüber ich mich selbst beklage, nur insofern ein Fehler, als es ein Fehler im Bilde sei, es sei aber kein Fehler; dadurch komme ja die wahre Charakteristik in die Darstellung. Doch wollten wir die Dinge noch einmal lesen, und noch näher darüber sprechen.

643.

1815, 28. August.

Geburtstagsfeier in der Gerbermühle bei Frankfurt.

Morgens hatte Frau Hollweg in einem Boot Musik machen lassen, sehr schöne Harmonieen. Es war so eingerichtet, daß sie anfing, als Goethe eben aufstand.

„Ei, ei," sagte er, etwas ängstlich und bedenklich, „da kommen ja gar Musikanten;" doch fand er sich bald zurecht, weil die Musik sehr gut war. Dann gab's ein Mißverständniß, mit einem Dukaten, den der Alte durch seinen Bedienten Karl an die Musikanten schickte. Sie wollten und konnten natürlich nichts nehmen, es war das Theaterorchester, und fanden sich dadurch beleidigt.

Willemer eröffnete den Tisch mit einer passenden Anrede und Anspielung auf Freimaurersitte, und brachte Goethes Gesundheit aus, mit Wein aus seinem Geburtsjahr (1749) es war 1748er Rheinwein. Durchgehend herrschte eine muntere Stimmung. Dann kam ein Brief vom Consistorium an Geheimerath Willemer, mit dem gedruckten Erlaubnißschein zur Haustaufe eines an diesem Tag geborenen, unehelichen Sohns Wolfgang. Ein zweiter Brief kam in Knittelversen, von einem Meistersänger Christian, darin war eine kurze Wiederholung von Goethes Biographie, soweit sie jetzt gedruckt ist, mit den Namen aller seiner Mädchen in den Reimen, aber ohne den seinigen. Goethe merkte es gleich; beide Späße waren von Dr. Ehrmann.

Ich legte die heilige Barbara von Eyck mit meinen darunter versteckten Versen in Goethes Schlafzimmer; zur Linken des Bildchens einen schönen Eichenzweig, zur Rechten einen großen Lorbeer, unten, wo beide sich kreuzten, einen dreischüssigen Kleezweig, dieß faßte das Ganze angenehm ein. Vor Tisch hatte ich ihm auf

ſeinem Zimmer ſchon Glück gewünſcht, und geſagt, daß ich ihm was mitgebracht. Ich fand ihn da gerade bei der Denkſchrift beſchäftigt, wir umarmten uns herzlich, und als ich meine Freude zu erkennen gab, gerade an dieſem Tag hier mit ihm zuſammen zu ſein, ſagte er: Ja es iſt recht ſchön und ominös." Das kleine Geſchenk und den Vers nahm er nun mit Rührung auf; es entfuhr mir die auf mich ſelbſt ſtörend wirkende Entſchuldigung: es ſeien die erſten Verſe, die ich gemacht. „Nun," ſagte er, „ſie ſind gut gedacht, das übrige wird ſchon kommen." Dann las er mir ſeine Denkſchrift von Köln vor. Es muthete mich an, wie ein Kapitel aus ſeinem Leben. Ich ſolle in dieſen Tagen zu ihm heraus kommen, da wolle er mir alles noch einmal raſcher in die Feder ſagen, man ſehe dann am beſten, wo es noch fehle. Er wollte nicht, daß ich weggehe; ich blieb den Abend draußen; er las uns von ſeinen orientaliſchen Gedichten. Es herrſchte eine heitere, freundliche Stimmung in dem kleinen Kreis.

644.

1815, 29. Auguſt.

Mit Boiſſerée.

Goethe . . . ſcheint entſchieden, das Memoire drucken zu laſſen, und ſo beides an Hardenberg und Metternich mit beſonderen Briefen zu ſchicken. Ich lege ihm auf ſeine geſtrige Vorleſung dieſen Wunſch vor. Er will von mir haben, was wir über unſere

Sammlung gesagt haben wollen. Ich beschließe nun zu bleiben und ein Quartier in der Stadt zu nehmen; er ist damit sehr zufrieden.

645.

1815, 30. August.

Mit August und Theodor Kestner.

Mittwoch den 30. August 1815 war einer meiner merkwürdigsten Tage. Von Bruder Theodor hörte ich, daß Goethe wahrscheinlich noch in Frankfurt sei und auf der sogenannten Gerbermühle bei Oberrad auf dem Wege nach Offenbach bei einem Freunde, dem Dr. Willemer, wohne. Es blieb nun, da er so entfernt von der Stadt und sein Hereinkommen unbestimmt war, nichts übrig, als ihn zu besuchen. Ich richtete daher mein Augenmerk auf meinen Freund Christian Schlosser, den ich mich freute seit Rom wiederzusehen, und hoffte bei ihm Hülfe zu Ausführung meines Plans zu finden. Ich traf ihn auf seiner Wohnstube mit einem gewissen Dr. Seebeck, einem Physiker und Optiker. . . . . Um 4 Uhr war der Wagen da und wir fuhren nach Oberrad, wo wir an dem, nach der Gerbermühle führenden Wege zur Linken ausstiegen und an dem Main heraus sehr bald bei der Gerbermühle ankamen.

Der Bediente empfing uns an der Hausthür. Wir baten, dem Herrn Geheimen Rath aufwarten zu dürfen.

Der Bediente kehrte zurück mit der Nachricht: „es wird Ihro Excellenz viel Ehre sein.“ Durch eine dunkle Treppe wurden wir in seine Wohnstube geführt, die für eine Gartenwohnung sehr groß und lang war. Er kam uns von der entgegengesetzten Seite entgegen und schien im Nebenzimmer sich angekleidet zu haben. Sein Anstand war würdig mit Absicht, aber sein Benehmen sehr freundlich, ja zuvorkommend; er half selbst die Stühle zusammenholen, indem er uns zum Sitzen nöthigte. Vorher fragte er, wer von uns beiden der Dr. Kestner aus Frankfurt sei.

Ich machte die Introduction damit, daß ich eines Briefes erwähnte, der mir von Frau von Beaulieu an ihn mitgegeben sei, den ich aber unglücklicherweise verloren habe. Sehr verbindlich erwiderte er darauf, daß ich auch ohne diesen mich eines freundlichen Empfangs habe versichert halten können. Dann richtete ich ihm eine Empfehlung meiner Mutter aus, indem ich mir Hoffnung gemacht, ihn in Wiesbaden anzutreffen. Er fragte nach ihrem Befinden und ob meine Geschwister noch vollzählig wären, indem er freundlich hinzufügte, daß unser seliger Vater ihm unsere sämmtlichen Silhouetten geschickt habe, als wir noch böse Buben gewesen, und daß er uns daher schon alle kenne. Dann kam die Rede auf Silhouetten, und er äußerte [sein Bedauern], daß diese ehemals gangbare Art, sich ein Andenken zu geben, so ganz abgekommen sei; denn es wäre doch ein treuer Schatten des Freundes gewesen.

Nach einem kurzen Gespräch verschiedenen Inhalts nöthigte er uns darauf in den Garten. Beim Hinabsteigen in denselben wurde die Altlichkeit seiner körperlichen Bewegungen sichtbar. Dieses schien ihm unangenehm; denn er nöthigte uns sehr angelegentlich, als wir zu seinen beiden Seiten ihn aus der Stubenthür begleiteten, die Treppe hinabzugehen, indem er folgen werde.

Der Garten bestand in einem Bosquet, an dem Main gelegen, und hier kamen wir zuerst durch einen Schattengang an einen freien Platz nah am Flusse, wo wir einen Kaufherrn, Herrn Nicolaus Schmidt aus Frankfurt antrafen, den Goethe bewillkommnete und „Du" nannte; er wird ein Jugendbekannter von ihm sein. Hier blieb er einige Augenblicke stehen und wies uns weiter zur Gesellschaft der Damen auf einem andern Platz, die zum Theil zur Willemer'schen Familie gehörten, zum Theil zum Besuch da waren.

Nachdem wir hier vorgestellt waren, kam Goethe uns nach und nahm sich so unserer Unterhaltung an, wie es dem gebührt, der Besuch bekommt. Er war dabei körperlich in einer beständigen Beweglichkeit und Unruhe, aber ohne schnelle Bewegungen. Anfangs theilte dann und wann eine Dame das Gespräch; doch hörte dieses bald auf und er ging zwischen uns auf dem, von Bäumen umgebenen Platze, der nach dem Wege zu eine freie Seite hatte, auf und ab, oder, blieb er eine Weile stehn, so wiegte er doch den Oberkörper

auf den Füßen und lehnte sich zuweilen an. Die Hände hatte er meistens eingesteckt, entweder in die Tasche seines dunkelblauen Überrocks, der ihm schon wenigstens neun bis zehn Monate gedient hatte, oder in den Busen.

Während Theodor mit einem andern Herrn redend auf und ab ging, wurde mir das Gespräch mit Goethe etwa eine halbe Stunde allein zutheil. Es lenkte sich dieses auf Frau von Beaulieu und ihre Töchter [erster Ehe, Gräfinnen v. Egloffstein], von denen er mit vielem Interesse sprach, aber stets mit voller Besonnenheit und einer großen Abgemessenheit. Er verbreitete sich mit gerechtem Lobe über das Talent der Comtesse Julie Egloffstein und äußerte, sie leiste alles, was man ohne höhere Leitung eines solchen hübschen Talentes erwarten könne. Ich erwiderte, daß ich die Wohlthätigkeit der Einwirkung eines geschickten Lehrers nicht verkenne, aber daß uns die Höhe der Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts und früher beweise, daß in den wesentlichsten Theilen der Darstellung schon etwas Großes geleistet werden könne ohne völlige Correctheit der Zeichnung, und daß diese ohne die Kraft der Darstellung, die in jener Zeit geherrscht habe, für sich allein nach meinem Ermessen keinen großen Werth habe; ich führte den Masaccio an. Er billigte meine Erhebung jener Kunstepoche, aber wollte, den vorliegenden Fall betreffend, doch nicht davon abgehn, daß mehr Studium in der Zeichnung erforderlich sei, und hörte mit vieler

Freundlichkeit, daß es schon länger unter ihre Lieblingsideen gehört habe, in Weimar unter seiner Einwirkung sich in der Kunst zu üben. Ich erzählte, daß sie neuerlich manche Portraits mit großem Glück gemacht habe. Er fragte: „Alle mit Bleistift?“ Ich bejahte es, und er rühmte ihre Geschicklichkeit, den Bleistift zu behandeln. Doch kam mir vor, als ob er gewünscht hätte, sie möge auch in andern Manieren Portraits machen.

Als im Gespräch eine Stille eintrat, erwähnte ich Christian Schlosser und meine Freude, ihn seit meinem Leben mit ihm in Rom zum ersten Mal wiedergesehen zu haben. Er lobte ihn und seinen beharrlichen Eifer in seinen Wissenschaften und seiner Ausbildung. Ich erwähnte Overbeck's schöne Zeichnung. Auch er lobte die Composition und die große Sauberkeit ihrer Ausführung; ich stimmte ein, doch setzte ich hinzu, daß zwar eine Reminiscenz des Raphael in dem ähnlichen Bilde aus dem Palast Borgheſe unverkennbar sei*), aber dennoch in der Composition mehreres Eigenthümliche bleibe. „Kann man denn anders,“ erwiderte er, „als in den schönen Gedanken Raphael's fallen?“ Er hörte dann mit Interesse von mir, daß ich Overbeck aus seiner früheren Zeit kenne und er mir persönlich den angenehmsten Eindruck gemacht habe. Dann fragte er

*) [Wohl lo sposalizio sowie Overbeck's Geschichte Josephs gemeint.]

nach seiner Ausbildung und hörte von seinem Geburtsorte Lübeck — wo er bei der brennendsten Begierde zur Kunst eine sehr mittelmäßige Anweisung gehabt — von wo er nach Wien unter Fügner's Leitung gekommen. Dann fragte er, ob nicht ein Verwandter des Overbeck Künstler gewesen; ich sagte ihm, daß sein Vater der bekannte Dichter gewesen, welches ihm neu war. Als ich diesen an einigen kleinen Gedichten bezeichnete, schien er zu glauben, ich wolle ihn herabsetzen und erwähnte mit einem Lobe, welches nicht gar sehr erhebt, die Overbeck'schen Gedichte; er nannte sie „gar brave Gedichte", welche eine lobenswerthe moralische Tendenz hätten und wies dabei auf die Zeit hin, in welcher sie entstanden. Bei Gelegenheit des Overbeck erzählte ich, daß dieser mir in seinen Briefen aus Wien einen gewissen Pforr als einen sehr talentvollen Freund erwähnt, der gleichfalls das historische Fach zu dem seinigen genommen. Goethe ergriff diesen Namen und lobte sehr einige Zeichnungen von ihm zum „Götz von Berlichingen", die sehr originell und kräftig und von vieler Erfindung wären. Leider sei dieser junge Mann gestorben. Die Rede kam dann auf Cornelius, von welchem Schlosser eine Zeichnung hat. Auch diesen lobte Goethe, aber mehr schien ihm Pforr am Herzen zu liegen.

An allen diesen drei Künstlern lobte er das Studium der alten Meister und erhob die höhere Leitung, die an ihrer Ausbildung bemerkbar sei. Als hierauf die Rede auf Riepenhausens fiel, die ich als meine Freunde

erwähnte, schien er sie gegen die andern herabsetzen zu wollen, und sagte, es sei noch immer das ungewöhnliche Talent, dem kein anderes vorgesetzt werden könne, an ihnen bemerkbar, aber ihre früheren Arbeiten hätten mehr versprochen, als sie nachher erfüllt; es fehle an der Ausbildung nach großen Mustern. Ich konnte leider nicht widersprechen und hob aus allen Kräften ihre ökonomisch beschränkte Lage hervor, die sie stets gedrückt habe, weshalb sie ein großes Stück ihres Lebens schon hätten verlieren müssen; bloß ihrer Hände Arbeit hätte sie ernähren müssen, und sie hätten während meines Dortseins die elendesten Aufträge anzunehmen nicht ausschlagen können, da sie niemals so glücklich gewesen wären, eine Pension zu erhalten oder einen Mäcen zu finden. Er hörte mich, wie es schien, mit Theilnahme, aber doch nicht so lebhaft an, daß er ihnen einen Mäcen verschaffen wird.

Während dieses Gesprächs machte ich die Bemerkung, wie in unseren Zeiten ein Talent zur bildenden Kunst eine doppelte Hülfe bedürfe, da ein jedes mit der Zeit zu kämpfen habe, welche der Kunst ungünstig zu sein scheine, und berührte das Problem, daß in der guten Zeit, worin die Kunst geblüht habe, selbst mittelmäßige Talente etwas Gutes hervorgebracht hätten, sie mochten wollen oder nicht, als: Lorenzo di Credi und selbst Perugino. „Ja!“ antwortete er mit einem Lächeln der Zustimmung, „die Fluth trägt das Schiff, aber wer wird es selbst tragen können? Es ist dergleichen ge-

ſchehen — die Argonauten haben es ſelbſt getragen — aber nur gar wenigen iſt dieſes gegeben."

Er fragte nach Sartorius und ſeiner Frau und hörte mit Theilnahme, daß ihre Geſundheit leide, und gebrauchte mehrere freundliche Ausdrücke bei ihnen. Ich bedauerte, ihm nichts Specielles von ihnen beiden ſagen zu können, weil ich erſt in der Nacht in Göttingen angekommen und früh weitergereiſt war.

Der Abſchied war, wie andre Leute von Lebensart ſich dabei benehmen, mit einigen verbindlichen Äußerungen über die gemachte Bekanntſchaft, welchen er noch hinzufügte, daß er den Herrn Doctor noch bei ſich zu ſehen hoffe, um zu hören, daß ich in Wiesbaden wohl angekommen ſei.

646.

1815, 5. September.

Mit Boiſſerée.

Goethe beſucht mich morgens mit Dr. Seebeck. Findet die Steinmetzordnung auf meinem Tiſch; ich erzähle ihm davon. Nachmittags begegne ich Goethe auf der Zeil, ſpreche vom Graf Solms [der im Auftrag des Miniſter Freiherrn v. Stein mit Boiſſerée über die Unterſtützung der Kunſtbeſtrebungen der Brüder verhandelt hatte], da ſagte er: „Ei! das iſt gut, ſo macht ſich ja Eure Sache von ſelbſt, und Ihr braucht mich nicht einmal. Wenn Ihr mich aus dem Spiel

laſſen könnt, wäre mir's lieb." Ich wehre ſehr dagegen, ſage, daß er ſelbſt dem Grafen erſt einen Anhalt gebe, daß dieſer mir gezeigt, wie lieb ihm das ſei. Mit Goethe bei Guaita. Der junge Maler Ludwig Grimm zeigt ſeine Zeichnungen, Frau von Savigny iſt ſeine Beſchützerin; übertriebenes Lob eines ſchönen Talents. Goethe ſagt: „Jeden Sommer wachſen Roſen, die Talente ſind immer da, wenn ſie nur entwickelt würden." Ich als ein guter Jeſuitenprovinzial würde dem jungen Mann aufgeben, ein Jahr lang keiner Frau ſeine Zeichnungen zu zeigen. Goethe ſagte mir, daß er ein Quartier in der Stadt wünſche. Ich ſehe die Wohnung bei Lindheimer für ihn an. Nachmittag bin ich wieder auf der Mühle. Ich trage ihm die Sache wegen dem Quartier vor, und ſpreche mit Willemer, daß er es ihm in ſeinem Haus verſchaffe. Wir haben eine weitläufige Unterhandlung darüber. Goethe ganz gerührt, freundlich.

647.

1815, 8. September.

Mit Boiſſerée.

Den 8. iſt Goethe in die Stadt in Willemers Haus gezogen; ich komme abends um ſechs Uhr zu ihm. Er ſteht am Fenſter, bewundert die Pracht braſilianiſcher Trockenhäute, er rief dabei aus: „was das für ein Glanz und eine Farbe iſt!" Dadurch kommen wir

auf die Farbenlehre. Goethe: „Es findet ſich überall ein Haken, ein Kreuz in aller Expanſion und Contradiktion, überall daſſelbe, alles nur Metamorphoſe.“ Ja in der Naturanſicht laſſe ich mir den Pantheismus ſchon gefallen; weiß wohl, daß man damit am weitſten ausreicht. Goethe: „die Natur iſt ſo, daß die Dreieinigkeit ſie nicht beſſer machen könnte. Es iſt eine Orgel, auf der unſer Herrgott ſpielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu.“

648.

1815, 10. September.

Mit Boiſſerée.

Sonntag den 10. abends bei Goethe. Feuerwerk in der Schwimmſchule auf dem Main. Meine erſte Kunſtliebhaberei war Rubens in der Düſſeldorfer Gallerie. Ich leſe den Ardinghello. Geſpräch über Heinſe; Zügelloſigkeit des Genies; über Stil; Wieland gerühmt. Ich äußere wieder den Wunſch, den Winter in Weimar zuzubringen, um mir bei meinen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen Rath zu holen. Er räth abermals ab. Seine Heiden machen es ihm, der er doch ſelbſt ein Heide ſei, oft zu arg; das ſei nichts für mich; ich würde bloß auf ihn reducirt ſein, das ſei zu wenig, weil er mich nicht oft genug in freier, vertraulicher Ruhe ſehen könne. Er zeigt mir das Werklein, es iſt ſchon fingerdick angewachſen, er hat dem Herzog

ſchon davon geſchrieben. Ich frage nach dem Titel, ob: Von Kunſt und Bildung am Rhein; er meint: Von Kunſt und Alterthum im ſüdweſtlichen Deutſchland! Ich will gern den Rhein genannt haben, es iſt bezeichnender, charakteriſtiſcher. Ja, meint er, da müſſe auch der Meyer [Main?] nicht vergeſſen werden u. ſ. w. Er wünſcht noch Zuſätze zu meinem Entwurf. Goethe ſagt, er habe ſich oft gefragt, warum er ſich mit ſo vielerlei Dingen abgegeben? Habe doch ſo entſchiedene Anlage und Neigung zum Dichten, warum er nicht allein dabei geblieben? warum er ſich auch in die Wiſſenſchaften gewagt, und es ihm keine Ruhe gelaſſen, ſelbſt in Italien nicht. Ich meinte, er habe ſeinem Zeitalter die Schuld und Buße bezahlen müſſen; er ſtimmt ein.

649.

1815, 11. September.

Mit Boiſſerée.

Begegnet mir Goethe in der Fahrgaſſe, maulaffend. Er nimmt mich mit, wir gehen in das Münſter, ins Conklave u. ſ. w. Der üble geringe Eindruck des Gebäudes in der Jugend wird ihm begreiflich. Wir wandern durch die Meſſe am Main; alle Landſchaften werden bedacht, die ihre Produkte und Waaren hieher ſenden. Freude, daß die Welt, das Leben für Bedürfniſſe ſich immer gleich bleiben. Ein Troſt für die Seelen-

wanderer. Wir kamen endlich zum Krahnen. Goethe fragte nach allen Kisten und Fässern, was darin sei; wandte sich an einen jungen Schiffer, der war von Linz, sprach ganz kölnisch; wir wanderten unter die Bäume, wo der Wein gelegt zu werden pflegt, und dann nach Hause.

Es kommt die Rede auf die Zeichnungen von Cornelius, Overbeck und andern bei Wenner, die ich sehen soll, da fehle an allen etwas. Im jetzigen Zustand der Kunst sei bei vielem Verdienst und Vorzügen große Verkehrtheit; die Bilder von Maler Friedrich können eben so gut auf den Kopf gesehen werden. Goethes Wuth gegen dergleichen; wie er sie ehemals ausgelassen, mit Zerschlagen der Bilder an der Tischecke, Zerschießen der Bücher u. s. w.; er habe sich da nicht erwehren können, mit einem Ingrimm zu rufen: das soll nicht aufkommen! und so habe er irgend eine Handlung daran üben müssen, um seinen Muth zu kühlen. Ich erinnere an Jakobi, Woldemar u. s. w. Goethe: „Ja deßwegen haben die Hamburger, die Reimarus und Consorten, mich nie leiden können, immer nur gesagt, ich sei ein scharfsinniger Mensch, habe dann und wann gute Einfälle.“ Der Reimarus'sche Theetisch sei im Privatisiren ein Stichwort der Weimarer Heiden. Ich bemerke, es seien in Frankfurt viele Kunstsammlungen, mehr als ich gedacht, und bei so viel Leben, Handel und Bewegung ließe sich da wohl auch eine schöne Wirksamkeit für uns denken. Goethe meinte dagegen,

wir müßten durchaus nach Köln, auch ließe sich in solchen Dingen allein mit einer monarchischen Regierung was rechtes ausrichten.

Er zeigt mir seine Ansicht der altdeutschen Kunst und Behandlung derselben, in einem Beispiel an der Darbringung im Tempel von Eyck. Hier ist die Tradition Unterlage, wirkt gleichsam als Folie, in dem Gemüthlichen, Natürlichen und Vernünftigen, welches alles mit der höchsten Fertigkeit und Talent in Nachahmung der Natur und Behandlung der Farbe verbunden ist. Das Bild befriedigt die Forderung des Natürlichen, Gemüthlichen, Vernünftigen; die Tradition tritt zurück und dient als bloße Folie.

650.

1815, 13. September.

Mit Boisserée.

Mittwoch den 13. morgens um sieben Uhr läßt mich Goethe wecken, und zu sich rufen. Er rief mir zu: „Ich muß Euch wecken aus Eurem Sündenschlaf, hab' Euch was zu sagen. Wir gehen nach Heidelberg, der Herzog kommt hin; er will am 20. in Karlsruhe, Freitag am 22. in Heidelberg sein. Wir gehen Montags ab, bleiben Dienstag in Darmstadt, sind Mittwoch in Heidelberg." Er hatte eine rechte Freude, mir seinen Entschluß anzukündigen.

651.

1815, 15. September.

Mit Boisserée.

Morgens war ich noch mit Goethe bei Serrand. Im Herausfahren war er dankbar dafür, daß ich ihn dahin geführt habe. Er sagte: so einzelne bedeutende Werke sind einem auf einmal mehr, als sonst hundert andere; es war ihm das liebste und lehrreichste in Frankfurt. In Hobbema, in Paul Veronese, in Rubens erscheint die Selbständigkeit der Kunst; wo der Kunst der Gegenstand gleichgültig, sie rein absolut wird, der Gegenstand nur der Träger ist, da ist die höchste Höhe; das erscheint auch im Wouvermann bei Brentano. Schon oft war dies Princip zwischen uns zur Sprache gekommen, zuerst und am auffallendsten am 7. draußen auf der Mühle; nachmittags als von der Beschreibung der Reise der drei Könige von Hemmelink die Rede war. Sie sei nicht recht; man müsse sie nicht mit der Verkündigung, sondern mit den drei Königen anfangen, welche auf den Bergen den Stern beobachten, und die andern Darstellungen episodisch mitnehmen. Sonst sei die ganze Art meiner Beschreibung gut, nur würde er sie nicht so machen, weil er eine ganz andere Ansicht der Kunst habe. Auf meine Frage, worin diese Verschiedenheit bestehe? wollte er anfangs nicht heraus. Es sei eine Antinomie der Vorstellungsart, da helfe alles nichts, sich darüber zu verstehen wäre vergebens.

Wir hingen am Gegenstand, und müssen daran hängen, das sei recht, das gehöre zur ganzen Ansicht, aber es sei nicht das Höchste. Der Spielmann sei noch irgend anders begraben. Ich erwiderte, daß ich nicht begriffen, was er meine; ich glaube sehr, daß es einen Punkt gebe, worin wir zusammen kämen, und brauche das Gleichniß von einem Spitzbogen oder Parabel; einerseits setzte ich den Gegenstand, die Bedeutung, andererseits die Form, die Regel, das freie Spiel der Kunst, mit dem Gegenstand. Ich finde das Höchste nur in der Vereinigung von beiden; in Raphael zum Beispiel und in den schönsten antiken Werken. Er mußte sich damit zufrieden stellen, wollte aber nicht recht zugeben, daß es mir Ernst sei. Wir kamen wieder auf den Pantheismus, ich brachte es darauf mit einigen Neckereien, wegen dem Abstrahiren vom Gegenstand, und so waren wir bald im allgemeinen. Er sagte mir, in Beziehung auf meine Arbeiten, auf mein Treiben und Vorhaben, es gehe mir wie dem Seebeck; wir säßen im Fegefeuer, und dächten nicht, daß uns nur eine papierene Wand vom Himmel trenne. Hätten wir nur den Muth, diese durchzuschlagen, so wäre uns geholfen. Im vorigen Jahr hatte er mir gesagt, er hätte Freunde, die treffliche Arbeiten machten, er selbst hätte ihnen Vorschub gethan, ihnen seine Hefte gegeben u. s. w., aber sie könnten nie zur Ausführung kommen, da wäre immer etwas woran es fehle, sie würden nie fertig; das schien er diesmal zu verschiedenenmalen auch von

Seebeck zu sagen. Merkwürdige Erfahrung, sagt Goethe, habe er gemacht an den Zeichnungen bei Wenner; keine behage ihm, und da sei doch der Gegenstand nicht Schuld, denn sie seien aus allen Zeiten. Er habe sich gefragt und gefunden, der Grund liege darin, daß sie alle nicht unmittelbar aus erster Quelle entstanden seien.

Goethe hatte der Frau Willemer ein Blatt des Gingko biloba als Sinnbild der Freundschaft aus der Stadt geschickt. Man weiß nicht, ob es eins ist, das sich in zwei Theile theilt, oder zwei, die sich in eins verbinden.

652.

1815, 16. September.

Mit Boisserée.

Goethe liest mir, was er von den Steinmetzen geschrieben. Die Kölner Reise. Wallraf. Die Kapelle von Fuchs. Von uns. Vom Dom. Ausbau desselben. Kononikus Pick. Von Frankfurt hat er ein dickes Paket, will aber nichts lesen lassen; das müsse sich erst ordnen, liege noch zu wild durcheinander.

653.

1815, 16. September.

Abends bei v. Willemers.

Abends singt Marianne Willemer mit ganz besonderem Affekt und Rührung: „der Gott und die Ba-

jadere". Dann: „kennſt du das Land" und mehreres andere, ausdrucksvoller als ich es je von ihr gehört. Die kleine Frau bemerkte, und Goethe beſtätigte, daß die Zeit während der Muſik unendlich langſam gehe; die größten Compoſitionen drängten ſich in einen kurzen Zeitraum zuſammen, und ſcheine einem bei dem größten Intereſſe, eine lange Zeit verfloſſen. Nach Tiſch lieſt Goethe den Siebenſchläfer, den Todtentanz, das Sonett: „Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen ſchallen."

654.

1815, 17. September.

Bei v. Willemers.

Sonntag den 18.*) zahlreicher Mittagstiſch im großen Saal. Goethe erzählt von der ſchönen Müllerstochter in der Nonnenmühle bei Wiesbaden, mit der ihn Frau Panſa bekannt gemacht hat, als ein Gegenſtück zu ſeiner Dorothea. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Schönheit, Derbheit. Sie ſpielt Klavier, die Brüder ſind zugleich Fuhrleute, eine alte Mutter ſteht dem Haus vor. Eine alte Muhme iſt der Apotheker aus „Hermann und Dorothea" und recht gut. Sie hat noch eine Zahl kleiner Geſchwiſter. Nachmittags kömmt Herr Mieg, früherer Hofmeiſter der Familie. Goethe hatte eine Apprehenſion, ſchon als der Mann herein

*) [Irrig.]

trat, und ihm als ein Freund des Hauſes angekündigt wird. Abends Geſang. Marianne ſingt wieder „der Gott und die Bajadere“. Goethe wollte dies anfangs nicht; es bezog ſich dieſes auf ein Geſpräch, das ich kurz vorher mit ihm geführt, daß es faſt ihre eigene Geſchichte ſei, ſo daß er wünſchte, ſie ſollte es nimmer ſingen. Nachher ſingt ſie hübſche Volkslieder; dann aus „Don Juan“: „Gieb mir die Hand mein Leben“, als Arie. Goethe nennt ſie einen kleinen Don Juan; wirklich war ihr Geſang ſo verführeriſch geweſen, daß wir alle in lautes Lachen ausbrachen und ſie, den Kopf in die Noten verſteckt, ſich nicht erholen konnte.

Die luſtige Stimmung ſetzte ſich auch beim Abendeſſen fort, die Frauen brachten allerlei Späße vor, wozu die Gegenwart des Herrn Mieg Anlaß gab; es waren meiſt Erinnerungen ihrer italieniſchen Reiſe. Dann wurde, weil wir auf der Mühle waren, viel Scherz getrieben mit der Anſpielung auf die Müllerin, und auf den Müllersknecht: an dem iſt nichts zu verderben. Man bat Goethe wegen Herrn Mieg darum, noch etwas zu leſen, und die kleine Müllerin ſchmückte ſich mit ihrem Turban und einem türkiſchen Shawl, den Goethe ihr geſchenkt hatte. Es wurde viel geleſen, auch viele Liebesgedichte an Juſſuph und Suleika. Der Todtentanz wurde geſagt und anderes. Willemer ſchlief ein und wurde darum gefoppt. Wir blieben deßhalb deſto länger zuſammen, bis ein Uhr. Es war eine ſchöne Mondſcheinnacht. Goethe will mich in ſeinem Zimmer

noch bei ſich behalten; wir ſchwatzen, dann fällt ihm ein, mir den Verſuch mit den farbigen Schatten zu zeigen, wir treten mit einem Wachslicht auf den Balkon und werden am Fenſter durch die kleine Frau belauſcht.

655.

1815, 18. September.

Mit Boiſſerée.

Nachmittags fuhr ich mit Goethe durch den Wald nach Darmſtadt, ſchöne Lichter ſpielen an den Baumſtämmen und auf dem Raſen. Wir kamen von dem Geſang der Willemer auf Muſik, auf Mozart zu ſprechen. Dann las er mir ein Lied eines Freiwilligen, ſehr hübſch, naiv und ironiſch zugleich, durch eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit. Es kommt in die neue Ausgabe, hinter „Vanitas Vanitatum“ zu ſtehen.

656.

1815, 19. September.

Mit Boiſſerée und Moller.

Den 20. September*) kommen wir nach Darmſtadt, es iſt hell und kalt. Am andern Morgen acht Uhr gehen wir ins Muſeum, Goethe zu den Naturalien, ich zu den Gemälden und Statuen; dann beſchäftigten uns noch Smeathons Leuchtthürme bis halb zwei Uhr; da

*) [Jedenfalls den 18.]

geht Goethe nach Hof. Als Goethe zurück kam, gingen wir zusammen zu Moller. Im Gehen erzählt er mir die Entstehung des Lingham. Es sei ein unendlicher Geist und Weisheit in den indischen Sagen; er verehre sie sehr hoch. Aber nur müßte er ihre Bilder nicht dabei sehen, die verdürben gleich die Phantasie bis zum Verfluchen!

Bei Moller sahen wir den Straßburger und den Freiburger Münster und sein kleines Werk, sein Theater und seine Kirche. An dieser entwickelte Goethe seine Grundsätze über Architektur. Alles müsse in drei Theile fallen; das Gesetz der Säulenordnung auf das Ganze angewandt werden, denn es käme wesentlicher darauf an, daß das Ganze harmonisch, als daß das Einzelne immer streng nach der hergebrachten Schnur und Regel sei.

Beim Nachtessen war Primavesi, er sprach abgeschmacktes Zeug über Dekorationen, rühmte seinen Mondschein mit künstlichem Mond, und will auch eine künstliche Sonne auf's Theater bringen: eine Glaskugel mit altem Rheinwein gefüllt, weil keine gefärbte Flüssigkeit so prächtig, klar u. s. w. sei. Ironie half nichts gegen ihn. Goethe erzählte von Mondschein in Rom, ohne allen Mond, in einer sehr schönen Dekoration. Man wählt dazu Architektur mit krausem mannigfaltig verziertem Umriß, ganz dunkel auf dem Himmel abgeschnitten, davor eine Mauer und niedrige Gebäulichkeiten ganz hell wie von Mondschein beleuchtet.

657.

1815, 20. September.

Mit Boisserée und Anton Thibaut.

Mittwoch den 21.*) fuhren wir nach Heidelberg. Unser Gespräch führte uns auf die Antike. Goethe wünschte sich in einem Statuensaal zu wohnen und zu schlafen, um unter den Göttergestalten zu erwachen. Ich habe mir zuerst die Büsten in physiognomischer Rücksicht angesehen, die der Götter, sowie der Personen; überall herrscht dieselbe Großheit der Naturansichten; ich meine, die Griechen hätten keine Anatomie getrieben in der Kunst, sondern bloß durch die Oberfläche mit ihrem glücklich scharfen Auge den ganzen Körperbau durchgesehen. Goethe sagte ausdrücklich das Gegentheil; es wäre auch ohne Anatomie nicht möglich. Ich sprach dann auch meine Verehrung aus über die Einheit und das glückliche Maßhalten in allen ihren Werken. Goethe sagte darauf: „Ja, in Allem, auch in ihrem Theater; nehmen wir Calderon, Shakespeare dagegen; diesem Letztern fehlt die Einheit; er war von seiner Zeit abhängig, so gut wie Jeder, die Schlegel mögen sagen was sie wollen. Shakespeare ist mehr episch und philosophisch als dramatisch.“ Goethe hat „Romeo und Julie“ für die Bühne abgeändert; er gibt mir eine weitläufige Beschreibung der Endscene; von dem Theatereffekt der Lampe in der Gruft über der Leiche u. s. w.

*) [Mittwoch war der 20.]

Cornelius' Zeichnung hatte uns darauf gebracht, worin dieſe Handlung ganz verfehlt iſt.

Dann kamen wir auf den „Fauſt", die Fortſetzung deſſelben. Über Goethes Werke überhaupt. Meiſters Wanderungen. Novellen. Auf die beſtimmte Zahl der verſchiedenen möglichen Liebesverwicklungen.

Ich brachte das Geſpräch auf ſeine Naturanſichten, auf die verſprochene Formenlehre. Die Metamorphoſe iſt in Allem, auch in den Thieren. Der Kopf iſt nichts anderes, wie ein Wirbelbein. Dieſen Gedanken hat ihm Oken geſtohlen, als er denſelben abends bei Fromanns ausſprach, und ihn auf der Stelle in einer ſchon in der Druckerei befindlichen Abhandlung oder Programm eingerückt. — Goethe ſprach den Wunſch aus: jetzt, da wir einmal auf dem Weg ſind, ſollten wir nur ſofort nach München und Italien fahren. Wir kamen zu Mittag nach Heidelberg.

Thibaut bekennt, daß er Unrecht gehabt in Vertheidigung von Görres, im vorigen Jahr. Goethe erwidert uns darauf: „Ja, lehrt mich die Welt nicht kennen. Ich habe gleich, als der Enthuſiasmus los ging, den Fluch des Biſchofs Arnulphus über alles deutſche politiſche Gerede ausgeſprochen, und mir dadurch die Qual vom Halſe gehalten. Wie ſie mir nur davon anfingen, hub ich gleich an: ich verfluche euch u. ſ. w. Da waren ſie bald ſtill und ließen mich ungeſchoren."

658.

1815, 21. September.

Mittag bei Boisserées.

Donnerstag den 22.*) mittags, waren Creuzer und Daub bei uns zum Essen. Goethe erzählte von den neugriechischen Dichtungen von etwa fünfzig Jahren her. Die Helden seien meist unabhängige Seeräuber und in den Gebirgen Landräuber, oder Familien auf kleinen Inseln, es seien meist dramatische Romanzen. Alle Elemente, lyrische, dramatisch-epische, seien in Einer Form. Der Geist derselben sei der nordische, schottische mit dem südlichen und altmythologischen verbunden. Das Gespräch eines Adlers mit dem abgeschlagenen Haupt eines Räuberanführers, welches er auf die Felshöhe getragen. Charon, ein Reiter, welcher die Seelen der Gestorbenen hinten an den Schweif seines Rosses bindet, die der Kinder an den Sattel hängt. Ein Pferd, welches seinen erschlagenen Herrn beklagt und mit der Hufe scharrt. Ein Bräutigam, der auf der Überfahrt zur Braut in einem siegreichen Gefecht mit den Türken bleibt, und wünscht, es solle der Braut verschwiegen werden.

---

*) [Donnerstag war der 21.]

659.

1815, 23. (?) September.

Mittag bei Boisserées.

Mittags, als wir bei Tische saßen, kömmt Willemer unverhofft. Ich hatte ihm, weil der Herzog noch immer erwartet wurde, geschrieben, am Montag zu kommen. Nachdem wir eine kurze Weile gesessen und uns von der ersten Überraschung erholt hatten, sprang Goethe plötzlich auf, ich folgte ihm in sein Zimmer, er sagte: „Wir können doch nicht essen, während die Frauen im Gasthof warten." Das gibt ein Precipicio von der ersten Sorte! Ich ging zu den Frauen, und erst als ich sie brachte, setzte Goethe sich wieder zu Tische.

660.

1815, 29. September.

In Boisserée's Gemäldesammlung.

Als während des zweiten Aufenthaltes Goethes in Heidelberg der Großherzog von Weimar dorthin kam und zum Besuch der Sammlung bei den Boisserées sich melden ließ, sagte Goethe zu diesen: „den überlassen Sie nur mir! Haben Sie nicht ein recht altes aber merkwürdiges Bild?" Es wurde eins aus der Rumpelkammer herbeigeholt; das hing Goethe gerade über der Thür des Bildersaals auf. Als der Großherzog erschien, unterhielt sich Goethe mit ihm über

die Sammlung, rühmte besonders die geschichtliche Folge und Übersicht und machte dann, um dies mit Beispielen zu belegen, zunächst auf das alte Bild über der Thür aufmerksam. Aber während er noch sprach, war der Großherzog mit einem Mal zur Thür hinaus, man wußte nicht wie. „Das Bild hat seine Wirkung gethan," sagte Goethe, der dem Fürsten nachgeeilt war, als er zu den Freunden zurückkam.

[In S. Boisserée's Tagebuch steht am 29. September: „Ankunft des Herzogs von Weimar. Die Thurmrisse werden in Goethes Zimmer aufgehängt."]

661.

1815, letztes Drittel im September.

Mit Georg Friedrich Creuzer.

Eines Nachmittags begegneten wir [G. Parthey und Genossen] Creuzern oben auf dem Schlosse und begleiteten ihn durch einpaar Gänge. Er hielt ein Blatt des wunderbaren chinesischen oder japanischen Baumes Gingko biloba in der Hand, von dem ein Stämmchen im Schloßgarten steht. Dabei theilte er uns mit: er habe, als Goethe 1815 Heidelberg besuchte, mit diesem bei einem Spaziergange im Schlosse ein langes und interessantes Gespräch über die symbolische Deutung und Sinnigkeit der hellenischen mythologischen Personen und Erzählungen geführt; er habe versucht, Goethen auseinanderzusetzen, wie jede hellenische Gestalt doppelt anzusehen sei, weil hinter der bloßen

Realität ein höheres Symbol verborgen liege. Die einfachen Fälle seien bekannt genug: Ares als Kriegsgott bedeute auch den Krieg, Hebe als die Jugendgöttin auch die Jugend; es gebe aber entferntere Anwendungen davon: der Fluß, in dem die Jungfrauen baden, empfange gewissermaßen ihre Erstlinge, so habe es geschehen können, daß ein verwegener Liebhaber als Flußgott die Sache in buchstäbliche Erfüllung gebracht. Dies dürfe aber nicht bloß als eine Personification der Zustände betrachtet werden, sondern dieser Doppelsinn sei allen antiken Mythen immanent, wenngleich nicht immer leicht herauszufinden. Den Glaubenden genügte das stricte Wortverständniß, den Wissenden ward der höhere Sinn in geheimen Weihen aufgeschlossen. — Goethe ging auf diese Erörterungen mit dem regsten Eifer ein, als sie gerade bei dem Gingko biloba stillstanden; er pflückte ein Blatt und sagte: „Also ungefähr wie dieses Blatt: eins und doppelt."

662.

1815, letztes Drittel im September.

Mit Wilhelm Grimm.

Goethe . . . wohnt bei Boisserées und schreibt über die Gemälde; außerdem gibt er sich mit persischen Sachen ab, hat ein Päckchen Gedichte in Hafis' Geschmack gemacht, liest und erklärt die [chinesische Erzählung] Haoh Kiöh Tschwen und lernt bei Paulus arabisch. Er

war so gnädig einpaarmal dazusein, als wir die Bilder besahen und kam auf einmal zu mir und fragte nach unsern literarischen Arbeiten. Ich sagte ihm dann Verschiedenes, unter andern auch, daß das mannigfache Leben der Sagen, ihr Hin- und Herströmen, ihre Vereinigung und Trennung ein besonderes Augenmerk sei. „Ja!" antwortete er, „was kann die Kritik anders sein, als die Beobachtung der verschiedenen Wirkungen der Zeit" — was ganz meine Meinung auch ist. Creuzer hat mir gesagt, daß ihn (Goethe) besonders die Prosaübersetzung der Edda gefreut; er redet noch immer von einer ähnlichen Arbeit beim Homer.

663.

1815, letztes Drittel im September.

Mit Louis Grimm.

Der Lui (Louis Grimm, jüngerer Bruder, Maler) hat es aus natürlichem Gefühl ebenso gemacht [d. h. sich gegen Goethe zurückhaltend benommen], und zu dem ist er [Goethe] auch gekommen, hat ihn über die Rheinreise gefragt und dergl., recht liebreich.

664.

1815, 1. October.

Mit Boisserée.

Goethe . . . klagte über die Vogelnestergewölbe in Henry VII. chapel in Salisbury Chathedral, und über

den unſinnigen Bücherluxus in England. Ein botaniſches Werk, bloß von Tannen handelnd, koſtet achtzig Guineen.

665.

1815, 2. October.

Mit Boiſſerée.

Goethe . . . ſagte mir: „An Euerm Domriß iſt mir ein Licht aufgegangen; ich habe aperçus gehabt. Ich glaube jetzt das ganze Geheimniß der Architektur heraus zu haben.“

666.

1815, 3. October.

Mit Boiſſerée.

Dienſtag morgens um ſechs Uhr fuhr ich mit Goethe nach Karlsruhe. Goethe fing gleich damit an, er habe dem Domriß was abgeſehen. Der Domriß habe ihm ganz neue Aufſchlüſſe über die Architektur gegeben. Er habe nie mit dieſer Kunſt recht fertig werden können. Mit den Farben ſei es ihm auch ſo gegangen, bis er ſie in phyſiologiſche, phyſiſche und chemiſche eingetheilt habe; jetzt hoffe er, mit der Architektur auch fertig zu werden; nur das Verhältniß zur Natur ſei ihm noch nicht recht klar. Ich ſprach meine Meinung aus, daß Naturnachahmung zu Grunde liege, aber nicht gerade unmittelbare, daß alle größere Architektur von den Höhlen

ausgegangen, daß zu unterscheiden sei zwischen häuslicher und heiliger Architektur, zwischen Architektur des Bedürfnisses und der einer höhern Bestimmung. Goethe sagte, er begreife jetzt erst recht, warum ich den Dom von Köln so vorgezogen, da sehe er, wie alles Andere dagegen verschwinde, er finde ein Princip darin und mit der größten Consequenz durchgeführt. Ich frage vergebens, daß er es ausspreche. Es sei noch nicht Zeit, ich würde es schon erfahren. Ich äußerte, daß ich sehr begierig darauf sei, und ob es mit dem zusammen stimmte, was ich darüber dächte; verschweige aber auch mein Geheimniß, so sehr ich mich auch gedrungen fühlte, es ihm zu offenbaren. Doch ein Schweigen gebiert das andere. Er sagte, er habe den Herzog in Mannheim, im Hinblick auf den Dom, schön damit geschoren, bei den englischen Werken. Ich sprach von des Herzogs Anlage eines gothischen Orangeriehauses, und was mir der Baumeister Stieler dabei von des Herzogs eigener Erfindung gesagt; so kamen wir auf den Herzog und zur Rekapitulation der letzten Tage, wie sich alles gedrängt, daß der Herzog durchaus auf dieser Reise nach Karlsruhe bestanden habe. Dann kamen wir auf die Willemers. Er lobte die Frauen und bedauerte, daß Willemer mit seinem strebenden, unruhigen Geist sich nicht auf ein bestimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen habe. Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu gar zu viel Verwicklungen, Qualen

und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere. Doch sehr zu rühmen und zu ehren sei die Macht des sittlichen Princips bei diesem Mann, dieses allein habe ihn in der Höhe gehalten, in der Verwirrung von Verhältnissen, in die er sich gestürzt. So ist die Rettung der kleinen, liebenswürdigen Frau ein großes sittliches Gut. Wenn die Menschen bei so viel Verirrung edel bleiben und gut, so müssen wir uns schon Herbigkeit und Schroffheit gefallen lassen. Es ist ein Wunder, daß Willemer nach allem, was er getrieben und erlebt, noch ein solcher Mann ist und solch ein Haus hat. Gegen die gewöhnlichen, ja gemeinen kaufmännischen und Geldverhältnisse kämpfte sein unbezwingbares, edleres Wesen.

Alte Erinnerungen: wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lilli. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählich von einander entfernt worden durch einen Dritten, ohne es selbst zu wissen. Religionsverhältnisse waren erster Anlaß, sie ist reformirt, er lutherisch. Sie sind unglücklich, wie die Kinder, die ein Leid haben, und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. Dorville, ein Pfarrer, ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Theil ihrer höhern Bildung zu danken. Vorher Gleichgültigkeit gegen die Welt, wie es sich bei Mädchen in einem reichen Kaufmannshaus, die alle Tage von Gesellschaft umgeben sind von frühester Jugend her, leicht einfinden

muß, wenn sie nicht selbst flach und leer sind. — Er spricht von seiner Verlegenheit wegen dieser Geliebten, die Lebensbeschreibung fortzusetzen; ich suche sie ihm auszureden. Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Karlsruhe; er werde da Jung Stilling wieder sehen, dem er seitdem nicht begegnete. Die Schönemann müßte auch da sein. — Lebensbeschreibung, Composition. — Ich erinnere an sein Gedicht von der Schöpfung, das er dieser Tage gemacht hat, worin nur ein Gedanke verkehrt war, und die ganze Composition gestört und verdorben hat. Er fand's nachher und warf ihn heraus. Er hatte mir versprochen, dies als ein merkwürdiges Beispiel ausführlich vorzulegen, wie es bei der Composition oft auf ein einzelnes Wort ankomme. Doch nun wollte er den falschen Vers nicht sagen, sondern hielt sich im Allgemeinen. Das Gedicht ist sehr dunkel und metaphysisch. Nach der Handlung der Schöpfung fühlt sich Gott zum erstenmal einsam! — Dies gibt mir dann Anlaß von seinen Naturansichten zu reden, und von seinem Vorhaben ein Naturgedicht zu schreiben. Er verwirft es jetzt. Man ist zu sehr gebunden. Besser einzelne Gedanken, wie die Gedichte des Divan, die man nachher in ein Ganzes ordnet. Ich muntere ihn dazu auf. Er geht darauf ein, und sagt: „Ja, einen Anlaß muß man doch zu Allem haben, und so wollen wir von Heidelberg gleich zwei Buch Baseler Papier mitnehmen, darauf schreibe ich so gerne, die lassen wir in einzelne Blätter schneiden." Ich bitte

mir aus, sie ihm schenken zu dürfen. Er erzählt mir von seiner philoso[illegible]phischen Entwicklung. Philosophisches Denken; ohne eigent[illegible]liches philosophisches System. Spinoza hat zuerst großen [illegible]nd immer bleibenden Einfluß auf ihn geübt. Dann Baco[illegible] kleines Traktätchen, de Idolis; *Εἰδώλεις*, von den Trugb[illegible]ildern und Gespenstern. Aller Irrthum in der Welt komme[illegible] von solchen *Εἰδώλεις* (ich glaube, er nimmt deren zw[illegible]ölf hauptsächliche an). Diese Ansicht half Goethe sehr, [illegible]agte ihm ganz besonders zu. Überall suchte er nun na[illegible]ch dem Eidolon, wenn er irgend Widersprüche fand, [illegible]oder Verstockung der Menschen gegen die Wahrheit, un[illegible]d immer war ein Eidol da. War ihm etwas widerwärt[illegible]ig, stieß man gegen die allgemeine Meinung, so dachte e[illegible]r bald, das wird wieder ein Eidol sein, und kümmer[illegible]e sich nicht weiter. So reiste er nach Italien; da bes[illegible]nders wurde er immer von philosophischen Gedanken ve[illegible]folgt, und kam er auf die Idee der Metamorphose. [illegible]s er nachher Schiller in Jena sah, theilte er ihm dies[illegible] An- sicht der Dinge mit, da rief Schiller gleich: Ei, d[illegible]s ist eine Idee! Goethe mit seiner naiven Sinnlichkeit[illegible]sagte immer, ich weiß nicht, was eine Idee ist, ich se[illegible]e es wirklich in allen Pflanzen u. s. w. Nun woll[illegible]e er sich doch auch mit der Sprache und dem System [illegible]ieser Männer bekannt machen, so kam er durch Schill[illegible]er an die Kantische Philosophie, die er sich von Reinho[illegible]d in Privatstunden vortragen ließ u. s. w.

Ich erzählte dagegen von unserer philosoph[illegible]ischen

Bildung, überhaupt von unserer Bildung durch Schlegel; unsere Geschichte wieder von einer andern Seite, von der literarischen. Von der Architektur; meine Ansicht der Geschichte der christlichen Architektur von den ältesten Zeiten. Mosaik. Liturgie ꝛc. ꝛc. Dann breche ich ab oder bleibe stehen, weil ich mein Geheimniß nicht verrathen will, sondern verspreche nur, daß es sich schön und sehr einfach machen wird. So sind wir dann an den Wünschen für die Zukunft angelangt. Goethe meint, von Frankfurt aus müsse man immer den Rhein auf- und abwärts fahren und so sein Wesen treiben.

Wir kamen nach Karlsruhe. Mittags-Essen auf dem Zimmer. Vertraulichkeiten. Unwillkürliche Eröffnung von einem Herzensverhältniß von meiner Seite. Nachher gehen wir zum alten Jung Stilling; werden von der Frau nicht erkannt, und von ihm kalt aufgenommen. Er muß morgen mit Elberfeldern nach Baden fahren. Anstalten zum Thee sind gemacht, wir werden nur von der Frau dazu eingeladen, diese ist nun die theilnehmendere. Er stichelt auf den Geheimerath. Goethe auf den Bischof; der Alte wirft sein schwarzes Käppchen weg, Goethe zwingt's ihm wieder auf. Dann müssen wir in die Studierstube, wo noch alle Geburtstagskränze und Geschenke: kleine schlechte Zeichnungen, Kupferstiche, Porträte von Minister Stein, Kaiser Alexander, Lavater u. s. w., alles durcheinander lag. Goethe, der so herzlich und jugendlich wie möglich, war

tief gekränkt durch diesen Empfang; am meisten aber durch die Äußerung Jungs: „Ei, die Vorsehung führt uns schon wieder zusammen!“

667.

1815, 4. October

Bei Karl Christian Gmelin.

Gegen Abend besuchten wir [Goethe und Boisserée den Geheimen Hofrath] Gmelin und fanden bei ihm die Vallisneria spiralis, das merkwürdige, gewissermaßen sich selbst bewegende Wasserpflänzchen, das er von Montpellier mitgebracht. Herr Sensburg kam, blieb aber nicht lang; dann Oberforsträthin Lattrop und andere Frauen, und Hebel. Dieser ward von der Lattrop, einer Niedersächsin, zum Hersagen von einem Gedichte genöthigt. Der freundliche Mann muß endlich nachgeben, und übersetzt jeden Vers ins Hochdeutsche. Goethe ward grimmig darüber; man sollte doch dem Dichter die Ehre anthun, seine Sprache zu lernen. Die Niedersächsin wird, da sie noch wiederbellt, schön mit ihrem Niedersächsisch und dem Norden geschoren. Goethe lobt das Oberländische, sagt noch etwas, sich auf ein Liebchen beziehendes Elsaßisches her.

668.

1815, 5. October.

Mit Boisserée.

Jungs lassen noch zum Abend einladen, als wir eben fort wollen. Wir freuen uns im Wagen zu sein und zu rekapituliren. Rühmen die Muschelsammlung und die ganz neue Anschauung, und lachen mitunter auch. Dann wachen bei Goethe alte Erinnerungen auf; gerade vor vierzig Jahren ließ ihn der Herzog von Heidelberg nach Frankfurt durch Stafette holen. Wenn er jetzt gerade vom Minister Stein zurück in Frankfurt wäre, und es ihm einfiele, wäre er im Stande, es zu wiederholen, da er ohnehin verlangt, Goethe solle nach Frankfurt kommen. Vor Tisch schon rühmte er, daß er wohl gethan nach Köln zu gehen, sich von dem Herzog influenziren zu lassen. Er lasse sich ohnehin leicht bestimmen, und vom Herzog gern; denn der bestimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem, aber einige Personen seien, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt; immer, wenn sie ihm erschienen, sei ihm auch ganz unabhängig von ihnen irgend etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entschiedenen Naturen seien ihm Glück bringend, so auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, sagte er, aber, wenn es einmal der Fall sein würde, verspreche er mir's zu

ſagen. Ich ſpreche vom Aberglauben; wie man ſich bei aller Anerkennung des Geheimnißvollen im Leben davor zu hüten habe. Und er war einig, daß man nur ſo viel darauf geben müſſe, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnißvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, welches eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit ſei.

Unterwegs kamen wird ann auf die „Wahlverwandtſchaften" zu ſprechen. Er legte Gewicht darauf, wie raſch und unaufhaltſam er die Kataſtrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er ſprach von ſeinem Verhältniß zur Ottilie, wie er ſie lieb gehabt, und wie ſie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt faſt räthſelhaft ahndungsvoll in ſeinen Reden.

Dazwiſchen ſagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb ſchläfrig, im ſchönſten Sternenlicht, bei ſcharfer Kälte nach Heidelberg.

669.

1815, 6. October.

Mit Boiſſerées.

Freitag den 6. morgens will Goethe plötzlich fort, er ſagte mir: „Ich mache mein Teſtament." Wir bereden ihn mit großer Mühe, noch einen Tag auszuruhen, und übermorgen zu reiſen. Die Jagemann hat ihn mit den andern Damen gedrängt, er ſoll nach Mannheim kommen, zu Tableaux und Attituden. Er fürchtet

den Herzog. Er ist sehr angegriffen, hat nicht gut geschlafen, muß flüchten. Er gibt mir einen Theil seiner Gedichte zum lesen für Melchior und Bertram.

670.

1815, 7. October.

Mit Boisserée.

Goethe ist früh morgens unruhig, fürchtet eine Krankheit, will schon zu Mittag fort. Ich biete mich ihm zur Begleitung an, und bereite mich vor, ihm bis Weimar zu folgen. Trauriger, schwerer Abschied.

Im Wagen erholt sich der Alte allmählich. Die Sicherheit nicht mehr vom Herzog oder der Jagemann erreicht zu werden, beruhigt ihn sichtbar. Gespräch darüber. Deutsche Politik, Verhältnisse; die Forderungen des Adels und der Bürger hält er nicht für gefährlich. Ständische Verfassung; es sei keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürsten halbwegs ihren Vortheil kennen, und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegen kommen wollten. Die heftigen Volksmänner seien nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sei das einzige und rechte. Er spricht seine Freude darüber aus, daß ich mich in nichts verwickelt habe, trotz der vielen Lockungen und Gelegenheiten.

Goethe hat immer eine Scheu vor allen politischen Dingen gehabt. War auch einmal in einer Art Verschwörung durch seinen Herrn, damals, als man die

Übermacht Friedrichs des Großen fürchtete. Es bestand eine geheime Verbindung bei dem alten Fürsten von Dessau; der Kronprinz von Preußen war darin. Nachher wurde dieselbe Veranlassung zum Fürstenbund, obwohl es anfangs gegen Preußen ging. Herr von Dohm erhielt noch vor einiger Zeit, zur Geschichte des Fürstenbundes, Aufschlüsse hierüber von Goethe.

Neukatholiken. Spottgedicht auf sie. Kinderspiel. Messe. Katholiken und Protestanten friedlich durcheinander in einer Stadt. Auf einem Speicher hing ein Seil, das mußte statt der Glocke dienen, daran zogen sie um die Wette und schrieen: bim bam. Und so wiederholten sie ohne Schonen die sämmtlichen heiligen Funktionen.*) Soll in die neue Ausgabe der Gedichte kommen; ich billigte es, er schien noch Zweifel zu haben.

Abends in Neckarelz. Kaltes Zimmer. Goethe war munter, vergaß die Kälte, indem er mir von seinen orientalischen Liebesgedichten vorlas. Wir schliefen in einer Stube. Es ist ihm lieb, daß ich bei ihm bin, er hatte wirklich eine Krankheit befürchtet.

671.

1815, 8. October.

Mit Boisserée.

Sonntag morgens fuhren wir von Neckarelz die Höhe hinauf. Kalkgebirge. Goethe erkannte die fränkische

*) [„Pfaffenspiel."]

Mainregion daran. Der Bediente fand Versteinerungen und Ammonshörner. Wir begegneten zwischen Oberschaflenz und Buchen dem Maler Jagemann, der zu seiner Schwester nach Mannheim reiste; er sagte, der junge Bertuch sei krank und von den Ärzten aufgegeben.

Noth, die der Herzog mit der Familie Jagemann hat. Die Schwester derselben, Frau von Dankelmann, mit ihren Kindern ist ihm auch auf dem Hals. Den Dankelmann hat man in Eisenach einsperren müssen. Nun hat der Herzog, außer seinen eigenen Kindern, zugleich noch für diese zu sorgen, im Ganzen für acht. Gutes Benehmen des herzoglichen Hauses gegen die Jagemann und diese Kinder. Der Erbprinz besucht sie und spielt mit diesen kleinen Geschwistern. Doch ist die unvermeidliche Spannung eines solchen Verhältnisses fühlbar. Großfürstin Maria; Lob derselben; edle Weise sich zu beschäftigen. Goethe steht sehr gut mit ihr; Meyer ist ihr Vertrauter. Sie hat ihre Freude an der Kunst; ist sehr zart, nicht glücklich.

Die Großfürstin Catharina ist ganz anders; durchaus politisch in Allem. Sie sagte in Wiesbaden noch: die Kunst mache ihr keinen Eindruck, hätte kein Interesse für sie; am meisten noch die Architektur, weil man da eine Menge Menschen beschäftigen, und dem Staat Glanz und Würde geben könne. In Buchen begegneten wir Herrn v. Türk von Yverdun mit Familie und mehreren Kindern, wahrscheinlich auch Zöglingen, einen

ganzen Schweizer Postwagen voll, neun oder zehn Personen. Er hatte in der Schweiz ein Erziehungshaus und wird nun von Preußen als Oberschulrath nach Frankfurt a. d. O. berufen.

Goethes Klagelieder über das heutige Erziehungswesen. Versuchen, Tasten und Wandern nach der wahren Erziehungsart! Liebesgeschichten wechselseitig. Deutsche mögen gern die naiven, ruhigen, nicht die leidenschaftlichen Frauen. In Hardtheim Mittagessen. Ein junges, frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuß. — Abends im Dunkel nach Würzburg. Im Pfälzischen Hof Verwirrung mit der Türk'schen Familie; man sondert uns wieder von ihr. Große gewaltige Räume, wie eine Abtei. Es ist das alte Schönborn'sche Haus.

672.

1815 (?).

Mit Riemer.*)

a.

„Die Sittenlehrer irren sich, wenn sie in jedem Alter denselben Grad der Bescheidenheit verlangen.

*) [Die Datirung der Äußerungen a und b vom 15. Juli und vom 21. August 1815 ist falsch, dafern sie in Gegenwart von Riemer gefallen sein sollen; deshalb sind sie allgemein unter 1815 in Frage gestellt.]

Anders der Jüngling, der in seine Kräfte gerechtes Mißtrauen setzt; anders der Mann, der sie geprüft und gezeigt hat."

b.

„Die Neigung zu einer Sache, das ist ja eben der Sinn dafür."

c.

„Es giebt zwei Welten: wenn die eine zürnt, so fragt die andere nichts danach." —

673.

1815 (?).

Mit v. Knebel.

Was meine von Ihnen [Böttiger] über Verdienst belobten Gedichte selbst betrifft, so darf ich Ihnen sagen, daß . . . . ihnen von unserm Goethe, — der wahrlich nicht verschwenderisch in seinem Lobe gegen Dichter zu sein pflegt — das Zeugniß gegeben worden ist: meine Gedichte würden bleiben, da sie ein allgemeines menschliches Interesse hätten.

674.

1815 (?).

Mit Beate Lortzing geb. Elsermann.

Einstmals trat er [Goethe] herein und zeigte seiner Frau ein kleines Etui mit den Worten: „Sieh, liebes

Kind, was mir meine liebe Freundin, die Geheimräthin Willemer, für eine allerliebste Neuigkeit zum Andenken übersandt hat.“ Es war eine goldne Schnalle, woran seine Orden im kleinsten Format mit venetianischen Kettchen befestigt waren. Madame Lortzing, die neben der Geheimräthin saß und ein großer Liebling Goethes war, fragte ganz unbefangen, welcher ihm der liebste von allen Orden sei. Keinem andern hätte ich [F. Genast] solche Dreistigkeit rathen mögen; denn er liebte es gar nicht, um seine Gedanken befragt zu werden und noch dazu in solchem difficilen Fall, aber bei ihr machte er eine Ausnahme und erwiderte: „Kleine Neugier! Doch den Kindern muß man zuweilen den Willen thun“ — und wies auf die Ehrenlegion.

675.

1815 (?).

Über Dur und Moll.

„Der Grund des sogenannten Moll liegt innerhalb der Tonmonade selbst. Dies ist mir aus der Seele gesprochen. Zur nähern Entwickelung bahnt vielleicht folgendes den nähern Weg: dehnt sich die Tonmonade aus, so entspringt das Dur; zieht sie sich zusammen, so entsteht das Moll. Diese Entstehung habe ich in der Tabelle, wo die Töne als eine Reihe betrachtet sind, durch Steigen und Fallen ausgedrückt. Beide Formeln lassen sich dadurch vereinigen, daß man den

unvernehmlichen tiefſten Ton als innigſtes Centrum der Monade, den unvernehmbaren höchſten als Peripherie derſelben annimmt."

676.

1815 oder 1816.

Bei Aufführung von „Des Epimenides Erwachen."

Für die Ausſtattung hinſichtlich der Decoration, Maſchinerie und Coſtüme war das Möglichſte gethan. Neue Uniformen hatte man für die Armeen der Preußen, Ruſſen und Engländer machen laſſen. . . . Goethe überwachte das Ganze mit unermüdlichem Eifer und war bei den Proben äußerſt ſorgſam, beſonders was die Gruppirung betraf. Alle Augenblicke donnerte er ein „Halt!" den Darſtellenden zu; dann hieß es: „Madame Eberwein, gut!" — „Madame Unzelmann mehr vor!" — „Herr Wolff! den Kopf mehr lauernd nach rechts gebogen! ſonſt gut!" — „Herr Oels, ſehr gut!" — „Der Darauffolgende ſchlecht!" und nun begann die Auseinanderſetzung. Es war eine Eigenheit Goethes, den Schauſpieler, mit dem er unzufrieden war, niemals bei ſeinem Namen zu nennen; man konnte dies nun nehmen, wie man wollte: als Rückſicht oder Kränkung.

— — — — — — — — — — —

Bei dem Siegerzug trat zuerſt Blücher mit der preußiſchen Armee auf, dann Schwarzenberg an der Spitze der Öſterreicher, dann Wittgenſtein mit den

Russen und endlich kam Wellington mit den Engländern. Jede dieser Armeen bestand außer den Feldmarschällen und einigen Adjutanten aus zehn Mann Statisten. . . . . Das Ganze war nach unsern Verhältnissen würdig in Scene gesetzt und machte sich gut. Goethes Ausspruch über Comparserie war: „Die Wirklichkeit, die aus Hunderttausenden besteht, kann auf einem so engen Raume, wie die Bühne bietet, doch nicht verkörpert werden; ob man da zehn oder hundert Mann erscheinen läßt, bleibt sich gleich; man möge sich die andern dazu denken!“

677.

1816, zwischen 26. Januar und 11. Februar.

Mit Johann Gottfried Schadow.

Es ist nicht lange her, daß ich in Weimar war wegen dem in Rostock zu errichtenden Denkmale des Helden Blücher. — Herr v. Goethe ist mir recht liebreich und milde vorgekommen, und behandelt er Gegenstände der Kunst mit einer Aufmerksamkeit, wie sie mir auch noch nicht vorgekommen.

678.

1816, 7. Februar.

Mit Schadow.

Auch für das zweite Basrelief [zum Blücherdenkmal] mußte ich eine andere Zeichnung machen und

damit am Mittwoch zu Herrn v. Goethe gehen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte mir derſelbe Landſchaften von Kniep, Entwürfe zu Theaterdecorationen; auch ſtellte er den Apparat auf, durch welchen man die Farbenerſcheinungen wahrnahm, die für mich neu waren und an die [akuſtiſchen] Experimente des Chladni erinnerte, welche Herr v. Goethe den Parallelismus ſeiner Farbenlehre nannte.'

679.

1816, Mai (?).

Mit E. Genaſt.

„König Lear" ſollte gegeben werden, aber der Schauſpieler, der gewöhnlich den Grafen Kent ſpielte, war krank geworden und ich mußte für ihn eintreten... Weder Goethe noch mein Vater nahmen ſich beim Studium meiner an. Ei was! dachte ich: du willſt den beiden Herren beweiſen, daß du ebenfalls auf eignen Füßen ſtehen kannſt. Ich kam in die Probe, bei welcher der Meiſter gegenwärtig war, und hatte meine Rolle ſo gelernt, daß mir auch nicht ein Jota fehlte. Nach meiner Anſicht machte ich die Sache gut und erwartete ein „Nicht übel!" oder „Gut!" von des Meiſters Lippen zu hören, aber weder ein „Schlecht!" noch „Gut" drang an mein Ohr. Ganz ſchlecht konnte meine Leiſtung nicht ſein; das ſagte mir die zufriedene Miene der Vaters. Ohne jegliche Bemerkung von Goethe.

über mein Spiel ging die Probe vorüber, worin nur zur Beluſtigung aller ein kleines Intermezzo vorkam.

Der Schauſpieler nämlich, welcher den Haushofmeiſter vorſtellte [Lortzing] und eben kein Licht war, trat bei den Schmähungen, welche Kent ihm zuſchleuderte, ganz entrüſtet vor und ſagte: „„Aber Ew. Excellenz! ich kann mir doch vor dem ganzen Publikum von einem ſo jungen Menſchen nicht ſolche Dinge ſagen laſſen.““ Eine Pauſe entſtand, in der ſich alle lächelnd anſahen und die Goethe mit folgenden Worten unterbrach: „Dieſer Einwurf hat allerdings, wenn man ihn vom menſchlichen Standpunkt aus betrachtet, etwas für ſich; wir wollen es überlegen. Einſtweilen fahre man fort!“ Der Arme hatte wegen dieſer Dummheit lange Zeit zu leiden.

Den andern Tag wurde ich zu Sr. Excellenz beſchieden. „Nun, ſiehſt Du, mein Sohn!“ ſagte er, „geſtern haſt Du mir bewieſen, daß Du Talent für das Charakterfach haſt. Einen guten Liebhaber wirſt Du in Deinem Leben nie abgeben; denn Dein Organ entbehrt aller Weiche die dazu gehört, aber Rollen wie Wallenſtein und Götz möchten Dir, wenn Du in Deinem Fleiß und Eifer nicht ermüdeſt, in ſpätern Jahren gar nicht übel anſtehen.“ Er entließ mich ſehr wohlwollend, und ich eilte freudig gehoben davon.

680.

1816, Ende Juli oder Anfang August.

Mit Friedrich Krug von Nidda.

Ein Meerfels von der Sonne beglänzt, von Zeit und Stürmen ungebrochen, erschien er [Goethe] eines Tages in unserer Versammlung [in Tennstädt], und die Würde und Sicherheit seiner Haltung, die milde Klarheit seines Blicks, die seine geistvolle Unterhaltung begleitete, ermuthigten mich, ihm nahe zu treten, um die Vergünstigung zu erlangen, ihn auch in seinem Hause zu sehen. Er empfig mich galant, als ich ihm bald darauf meine Aufwartung machte, und leitete das Gespräch mit den Worten ein, daß es ihm lieb sei, mich kennen zu lernen — eine Phrase, die vielleicht mehr als dieses war, da meine Erschöpfung ihn unwillkürlich weich gestimmt ... haben mochte. ... Er rühmte die wohlthuende Stille des Badeorts wie den Gehalt seiner Quelle, kam von den physischen auf die geistigen Eigenthümlichkeiten des Lebens, wo dann die Unterhaltung vom Kreisamtmann Just, dem Brunnenarzt [Schmidt] und andern Ausgezeichneten zuletzt auch auf Novalis überging, der einst, um sich als praktischer Jurist zu bilden, bei hiesigem Justizamt hospitirte und währenddem das schöne Verhältniß mit Fräulein Sophie v. Kühn schürzte..... — Auf meine Frage: mit welcher poetischen Darstellung er während seiner Badecur sich zu beschäftigen gedenke, nannte er mir die Zusammenstellung seiner Werke, die

bald darauf auch in zwanzig Bänden bei Cotta erschien; und als ich ihm zu soviel Trefflichem Glück gewünscht, womit er den deutschen Parnaß bereits beschenkt, versetzte er mit Bescheidenheit des ersten Verdienstes: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und einer hat sich an dem andern erhoben. Den Vorderen sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch vielleicht etwas weiter, als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung.“ — Jetzt fiel ihm auch ein, meine Namenschiffre schon unter poetischen Versuchen gesehen und einiges nicht ohne Antheil gelesen zu haben; ja, als ich ihm meine Liebe zur Kunst gestand und meine damals neueste Arbeit (Florian's „Gonsalvo von Cordova“ in deutsche Octaven umzubilden) nannte, ließ er sich meine Kühnheit gern gefallen, ihm einen Probegesang zur Durchsicht mitzutheilen, verheißend, mir sein Endurtheil auf keinen Fall verhehlen zu wollen. Nach angehender Dichter Art, ihr Liebstes stets am Herzen zu tragen, überreichte ich ihm auch sofort mein Gedicht, empfahl mich jedoch schon den nächsten Moment, nachdem mir noch die Erlaubniß zutheil geworden war, bald ungemeldet wiederzukommen, eine Vergünstigung, die ich späterhin mit wahrem poetischen Heißhunger nützte.

Ein ungemein artiger Gegenbesuch, der mich nach wenigen Tagen beglückte — wie Goethe überhaupt, weit minder förmlich, als in Weimar, fast jedem Ge-

bildeten dieſe Ehre erwies — gab mir noch mehr Gelegenheit, als bei der erſten Unterredung, den Dichterfürſten vom Weltmanne zu trennen, und als er mit nur zu ſchonendem Urtheil über meine Stanzen zuletzt mit der erhebenden Äußerung ſchloß: „Sie haben Octaven darunter, um die man Sie beneiden könnte" — war meiner Idee zufolge mein Glück gemacht, und raſch entſchied ich mich ihm meine Arbeit zuzueignen, was einige Monate ſpäter auch geſchah und mir einen ſchriftlichen Dank des Gefeierten einbrachte. . . . .

Es würde mir leicht ſein, aus meinem ſpäteren Zuſammenſein mit Goethe noch manches Anſprechende auszuheben, wozu theils Erinnerungen ſeiner italieniſchen Reiſen, Streiflichter ſeines geologiſchen und naturhiſtoriſchen Wiſſens und Anſichten über die Literargeſchichte des Tages mehr als genügenden Vorwurf boten, ſowie nicht minder manch Beherzigenswerthes über den weiſen Gebrauch der Trope, zumal in der Stanzenform, mir Stoff zu weiterem Nachdenken lieh; doch um mich kurz zu faſſen, ſei nur das Reſultat ſeines Wohlwollens in den einfachen Scheidegruß gefaßt, mich fernerhin den Muſen zu widmen, die mich gewiß nicht verſtoßen würden, ſofern ich mich Ihnen ganz hingeben wolle.

681.

1816, 29. Auguſt.

Mit Riemer.

„Die lieben Deutſchen kenn' ich ſchon; erſt ſchweigen ſie, dann mäkeln ſie, dann beſeitigen ſie, dann beſtehlen und verſchweigen ſie."

682.

1816, September und ſpäter.

Mit Heinrich Franke u. a.

Bald nach Wiedereröffnung der Bühne war mir das Glück zutheil geworden, Goethe durch Vulpius, und zwar auf dem Theater vorgeſtellt zu werden. Nachdem er mich jungen, im ſiebzehnten Lebensjahre ſtehenden Menſchen einige Secunden ſtillſchweigend betrachtet hatte, ſagte er mit wohlwollender Miene: „Hm, hm! Wir ſind noch ſehr jung und müſſen noch viel lernen. Es iſt ein ſchwerer Beruf, den Sie ſich wählen, das junge Volk begreift das aber nicht. Nun, wir wollen ſehen, wie die Sache ſich macht."

Bald darauf theilte in ſeinem Auftrage der Regiſſeur Genaſt mir mit: Excellenz wünſche, daß ich neben meinen rhetoriſchen und mimiſchen Studien mich auch im Tanzen und Fechten fortbilden, den Proben und Vorſtellungen aber zunächſt nur als Zuſchauer beiwohnen, die Bühne ſpäter erſt als Statiſt, dann aber, wenn ich einigermaßen an das Lampenlicht gewöhnt ſei, in kleineren Rollen betreten ſolle.

So fehlte ich denn von jetzt an in keiner Probe, die zwar von Goethe nicht immer, aber doch häufig geleitet wurden. . . . . Ein namhafter Theil der Bühnenmitglieder war in der Goethe'schen Schule aufgewachsen oder unter seiner Leitung schon so lange thätig, daß er mit jener sich vertraut gemacht hatte: daher richteten sich Goethes Bemerkungen über Auffassungen, Betonungen und Gesten meist an die jüngeren Elemente, ohne indeß gegebenen Falles Anstand zu nehmen, auch die älteren zu Wiederholungen und Änderungen zu veranlassen, dann aber immer in einer sehr schonenden Form. Besonders lenkte er seine Aufmerksamkeit auf ein gutes Ensemble und eine der Situation entsprechende Gruppirung. „Das ist ein Durcheinander, aber kein Bild!" äußerte er manchmal.

683.

1816, 8. October.

Über Moritz Graf O'Donell.

Goethe sagt . . von ihm, daß er keinen liebenswürdigeren Menschen kenne.

684.

1816, 25. October.

Mit Georg Ticknor und Eduard Everett.

We sent our letters to Goethe this morning, and he returned for answer the message that he would

be happy to see us at eleven o'clock. We went punctually, and he was ready to receive us. He is something above the middle size, large but not gross, with gray hair, a dark, ruddy complexion, and full, rich, black eyes, which, though dimmed by age, are still very expressive. His whole countenance is old; and though his features are quiet and composed they bear decided traces of the tumult of early feeling and passion. Taken together, his person is not only respectable, but imposing. In his manners, he is simple. He received us without ceremony, but with care and elegance, and made no German compliments. The conversation, of course, rested in his hands, and was various. He spoke naturally of Wolf, as one of our letters was from him, — said, he was a very great man, had delivered thirtysix different courses of lectures on different subjects connected with the study of antiquity, possessed the most remarkable memory he had ever known, and in genius and critical skill surpassed all the scholars of his time. In alluding to his last publication he said he had written his „Life of Bentley" with uncommon talent, because in doing it he had exhibited and defended his own character, and in all he said showed that he had high admiration and regard for him.

Of Lord Byron, he spoke with interest and discrimination, — said that his poetry showed great

knowledge of human nature and great talent in description; „Lara", he thougt, „bordered on the kingdom of spectres; and of his late separation from his wife, that, in its circumstances and the mistery in which it is involved, it is so poetical, that if Lord Byron had invented it he could hardly have had a more fortunate subject for his genius." All this he said in a quiet, simple manner, which would have surprised me much, if I had known him only through his books; and it made me feel how bitter must have been Jean Paul's disappointment, who came to him expecting to find in his conversation the characteristics of „Werther" and „Faust". Once his genius kindled, and in spite of himself he grew almost fervent as he deplored the want of extemporary eloquence in Germany, and said what I never heard before, but which is eminently true, that the English is kept a much more living language by its influence. „Here", he said, „we have no eloquence — our preaching is a monotonous, middling declamation, — public debate we have not at all, and if a little inspiration sometimes comes to us in our lecture-rooms, it is out of place, for eloquence does not teach." We remained with him nearly an hour, and when we came away he accompanied us as far as the parlor door with the same simplicity with which he received us, without any German congratulations.

685.

1816, 30. November.

Mit v. Müller nnd Meyer.

Ich [v. Müller] traf Goethe sehr heiter, ruhig und gemüthlich. Eben waren die Monatstabellen der Zeichenakademie eingegangen, was Gelegenheit gab, über die Wichtigkeit periodisch wiederkehrender Übersichten zu sprechen. Goethe fand einen Knaben wegen Unarten ausgestrichen, Meyer erläuterte den Sachverhalt; er selbst habe den Unterlehrern in Goethens Namen nachgelassen, ein halbes Dutzend todt zu schlagen. Bei Anpreisung der Vortheile, die jedem gebildeten Menschen das Zeichnen gewähre, sprach Goethe das gewichtige und doch sehr einfache Wort: „Es entwickelt und nöthigt zur Aufmerksamkeit und das ist ja doch das Höchste aller Fertigkeiten und Tugenden.“ Er erzählte, daß er täglich um 7 Uhr aus dem Bette zu dictiren anfange, erst Briefe, dann nach dem Aufstehen aus seinem Leben. So halte ich mich von der Welt zurückgezogen, um gesund zu bleiben und finde mich so meinen Obliegenheiten noch gewachsen.

686.

1816, 26. December.

Mit v. Müller.

Auf kurze Zeit besuchte ich Goethen, der heute schlaffer als sonst war. Die Preßvergehen wollte er bloß polizeilich geahndet haben.

687.

1817, Januar (?).

In der Probe zum „Schutzgeist“ von Kotzebue.

Mit besonderem Interesse leitete Goethe die Proben der Körner'schen Trauerspiele „Rosamunde“, welches am 14. September, und „Zriny“, welches am 12. October 1816 zum ersten Male gegeben wurde. Nächstdem war es „Der Schutzgeist“ von Kotzebue, zum ersten Male am 1. Februar 1817 gegeben, der seine Thätigkeit sehr in Anspruch nahm. Auf der Probe dazu wurde ihm eigentlich wenig recht gemacht, besonders war es der Schauspieler Deny, mit dem er sich diesmal nicht verständigen konnte. Deny hatte im Hintergrunde zu erscheinen, einige Worte in die Coulisse zurückzurufen und dann die Schwelle einer nach hinten offenen Halle zu überschreiten, um in die vordere Scene zu treten. Als er seinen Auftritt in der geschilderten Weise ausgeführt, erklang Goethes Stimme: „Das macht sich nicht gut! Sie treten zu rasch in die Erscheinung; das Publikum muß erst auf Sie aufmerksam werden, damit Ihre Worte ihm nicht entgehen. Überschreiten Sie deshalb erst mit dem rechten Fuß die Schwelle, dann wenden Sie sich zurück und rufen die Worte!“ Deny wiederholte nun seinen Auftritt, verfiel aber, der Schwelle nahe gekommen, in einen trippelnden Schritt, um den Augenblick des Überschreitens richtig zu treffen. Wieder ertönte aus der Parterreloge

ein: „So geht das nicht!“ worauf Deny entgegnete: „„Es ist schwer, Excellenz, gerade mit dem richtigen Fuße an die Schwelle zu kommen; wenn ich es so machen soll, wie Excellenz wollen, so muß ich die Schritte genau abmessen und zählen.““ — „Gut, thun Sie es!“ war die Antwort. — Deny nahm nun zunächst die angegebene Stellung über der Schwelle ein und zählte dann von da ab die Schritte bis zu einem Punkte hinter der Coulisse, der gezeichnet wurde. Darauf ging er halblaut zählend, von neuem vor und löste das Problem zu des Meisters Zufriedenheit.

In derselben Probe war es, wo Goethe nochmals mit Bewegungen Deny's nicht einverstanden war. Vielleicht hatte dieser sich über das Vorhergegangene etwas geärgert: er traf trotz mehrfacher Versuche die Meinung Goethes nicht und äußerte, er wisse nicht, wie er es machen solle. „Nun warten Sie! ich werde es Ihnen zeigen,“ — erwiderte Goethe und kam auf die Bühne. Ich war in hohem Grade gespannt. Der Meister trat an Deny's Stelle und frug zunächst den Souffleur nach den Worten. Dann begann er: „Also sehen Sie! wenn Sie sagen“ — (zum Souffleur:) „wie waren doch die Worte? — Kann nicht verstehen! — Nun ja! Sie treten dabei einen Schritt vor — So! dann — wie sagen Sie jetzt? Na, lassen Sie nur! Vormachen kann ich es Ihnen nicht;“ — wobei ein Lächeln über sein Gesicht flog — „ihr Schauspieler versteht das besser. Aber ich will es Ihnen noch einmal er-

klären." Deny ſprach nun, Goethe begleitete die Worte mit einigen Bewegungen und die Scene verlief endlich zu ſeiner Zufriedenheit.

688.

1817, 2. (?) Februar.

Mit Julie Gräfin v. Egloffſtein.

Gräfin Julie erzählt von lebenden Bildern, die bei Hofe vorgeſtellt wurden und zwar in den Thüren des Geſellſchaftsſaals, und fährt fort:

Von all dieſen [Bildern] ſollen die in meiner Thüre ſich am beſten ausgenommen haben. Ohne zu wiſſen, daß ich ſie arrangirt, haben mir's die Menſchen verſichert, und ich glaube es auch, weil ich klugerweiſe für ſchärfere Beleuchtung und eine dunkle Hinterwand geſorgt hatte. In meiner Thüre erſchienen folgende Bilder: die Gräfin Fritſch als Circe — Herr v. Könneritz, als junger Prophet, mit einem Engel — und die Poeſie, alſo meine eigene werthe Perſon. Da aber dieſe gerade zuerſt erſcheinen mußte, und niemand hatte, der ſie zu drapiren verſtand, ſo erbarmte der alte Goethe ſich der armen Poeſie . . . und zog und zerrte und zupfte ſolange an meinem Mantel herum, bis er endlich, entzückt über ſein eigen Werk, „Schön! ſchön! wunderſchön!" ausrief und mir verſicherte: es ſei jammerſchade, daß ich mich nicht ſelbſt ſehen nnd zeichnen könne. . . . . .

Es wäre ſehr eitel von mir und langweilig für

Euch, wenn ich erzählen wollte, was für außerordentliche Artigkeiten mir von allen Seiten zuströmten, als ich nach beendigten Vorstellungen im Ballkleid in den Zimmern der Hoheit erschien. . . . . Goethe allein hat mich getadelt, aber das Wunderbarste ist, daß dieser Tadel mich gefreut hat, statt mich zu schmerzen, weil er artiger war, als jemals ein Lob gewesen. Meine Feder sträubt sich, ihn hier niederzuschreiben, da er aber in Beaulieu'scher Manier gesagt ist, so wird es diesem nicht schwer fallen, ihn zu errathen.

689.

1817, 7. Februar und vorher.

Mit Franke.

Im Februar 1817 wünschte Goethe meine Mitwirkung in „Paläophron und Neoterpe", welches am 7. in seinem Hause aufgeführt werde sollte. . . . . Goethe selbst leitete die beiden Proben und war dabei von einer außerordentlichen Liebenswürdigkeit. Er hatte Zeichnungen zur Hand, die genau Maske und Costüme jedes einzelnen angaben. Mich belehrte er über Haltung, Gang und Mimik und meinte, im Costüme und mit der Maske werde die Sache sich gut machen. Die Vorstellung in Gegenwart mehrerer fürstlichen und vieler andern distinguirten Personen verlief günstig. Nach derselben blieben wir Mitwirkenden zum Thee. Ich stand bescheiden an der Wand, als mir Goethe, den

ich im Gespräch mit dem Kanzler v. Müller sah, winkte und mir sagte: „Nun, wir sind zufrieden! Es war zwar nur eine kleine Rolle, die Ihnen zugetheilt worden, aber auch die kleinste hat ihre Wichtigkeit. — Eigentliche Nebenrollen," fuhr er mehr gegen Müller gewendet fort, „gibt es nicht; sie sind nothwendige Theile eines Ganzen."

690.

1817, 14. März.

Mit Riemer.

„Die Menschen können nichts mäßig thun; sie müssen sich immer auf Eine Seite legen."

691.

1817, März.

Mit A. Genast.

Nachdem Anton Genast auf Betrieb der Frau v. Heygendorff genöthigt gewesen war, seine Entlassung als Hofschauspieler zu nehmen, ging er zu Goethe, sich zu verabschieden.

Goethe empfing ihn mit den Worten: „Alter Freund! es thut mir leid, daß die Sache sich so gestaltet hat und wir in geschäftlicher Beziehung scheiden sollen; doch Ihr selbst seid ja damit einverstanden. Wo ich Eures Raths bedarf, werde ich ihn nach wie vor in Anspruch nehmen." Mein [Eduard Genast's] Vater erwiderte: „„Ew. Excellenz wissen, wie treu ich Ihnen

ergeben bin, darum brauche ich Ihnen nicht erſt die Verſicherung auszuſprechen, wie ſchmerzlich mir es iſt, nicht ferner in Ihrer Nähe weilen zu dürfen. Aber was meine Stellung beim Theater anlangt, ſo kann ich nur ſagen, daß ich mich herzlich darüber freue, dieſer nun enthoben zu ſein; denn nur Ew. Excellenz Wohlwollen und freundliche Nachſicht haben mir in den letzten Jahren meine Laſt erleichtert, die man mir von anderer Seite her möglichſt erſchwert hat. Meine Entlaſſung, fürchte ich, iſt nur die Expoſition des Ganzen, was man vorhat, und wenn mich meine Beobachtungen nicht trügen, ſo werden mir Ew. Excellenz bald nachfolgen.““ Goethe ſah den kühnen Sprecher mit einem ſtolzen Blick an und erwiderte: „Glaubt Ihr nicht, daß der Capitän, der die Kraft ſeines Schiffes kennt, es ohne ſeinen alten Steuermann regieren wird?“ — „„Ganz gewiß, Ew. Excellenz,““ war die Antwort meines Vaters; „„aber man wird Ihnen das Steuerruder aus der Hand zu nehmen wiſſen.““ Ohne ein Wort hierauf zu erwidern, entließ Goethe mit einem kurzen Kopfnicken meinen Vater.

692.

1817, 25. März.

Mit E. Genaſt.

Goethe weilte ſeit Anfang März in Jena und da die Mißſtimmung zwiſchen ihm und meinem Vater

längst verschwunden war, fuhren wir hin, um ihm Lebewohl zu sagen [da auch Eduard Genast Weimar verließ]. Beim Abschied stürzten mir die Augen, obgleich ich wußte, daß er solche sentimentale Scenen gar nicht liebte; aber auch er wurde warm. Indem er mich in seinen Arm nahm und ich seine liebe Hand mit Küssen bedeckte, sagte er: „Gott behüte Dich, Eduard! Bleibe stets auf der Bahn des Rechten sowohl im Leben, wie in der Kunst, so wird sich Deine Zukunft gut gestalten.“ Hierauf nahm er ein Buch von seinem Schreibtisch und übergab es mir als Andenken — ... seine Gedichte, erster und zweiter Band, bei Cotta 1815 erschienen.

693.

1817, Mitte April.

Mit Riemer.

Eine der größten Neuigkeiten unserer Stadt ist, daß Goethe, des leidigen Theaterwesens und Unwesens müde, die Direction des Theaters niedergelegt hat; er wird sich selbst, seinen Freunden und Verehrern, den Künsten und Wissenschaften in verjüngter Kraft leben, da jene theatralische Zwangherrschaft ihm nicht mehr seine besten Stunden raubt, indem er für all seine Müh doch nur Undank einernten konnte. Über seinen Entschluß fand ich unsern, sonst in hiesigen Dingen so an sich haltenden Goethe vor ein paar Tagen abends

. . . sehr animirt. Er sagte im Verlaufe des Gesprächs: „Schauspieler und Publicum sind in gleicher Confusion und man macht sie immermehr zur Natur der Kunst. In die Fremde mußte man gehen, um des Guten froh zu werden, was man hier besaß und nun zerstört. Ein Bedürfniß für das Beste habe ich nie wahrgenommen, der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieser Theatertournuren satt. Bei so viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich, und die geringste Nachgiebigkeit hierin untergräbt alle Arbeit, bis das Ganze fällt. Habe ich das Publicum determinirt behandelt, als ich seinen Geschmack auf eine höhere Stufe bringen wollte, muß ich auch determinirt auftreten, wo man mich hemmt, das Gute zu realisiren. Ist's damit vorbei, hat sich kein anderer Sinn festgesetzt, als der, daß man nur das Neue will, wie niedrig es stehen möge — nun, wohl dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt. Ich aber kann's und will wenigstens fort von einem Wege, auf welchem die rechte Höhe unerreichbar ist — bei dem Theater besonders deshalb, weil den jetzigen Schauspielern überhaupt für das Leben und die Kunst der Ernst und die tüchtige Auffassungsgabe mangeln. Es ist ein weibisch Volk und ein Weiberregiment ihnen das Zuträglichste."

694.

1817, 30. April bis 5. Mai.

In der Frommann'schen Familie.

Gestern [5. Mai] früh steigt Goethe mit den Tanten [Elisabeth Wesselhöft und Wittwe Bohn geb. Wesselhöft] in ihrem Garten herum und sie sprechen über die Stuttgarter Geschichten, daß dieser König ihnen auch nichts recht macht, man ihm Pasquillgemälde geschickt hat ꝛc. Da sagt die Bohn: „Ich begreife nicht, wie es kommt, daß die Menschen doch auch mit niemand zufrieden sind!" Da steht er still und sagt: „„Ja, wißt ihr Kinderchen, woher das kommt? weil sie mit sich zu sehr zufrieden sind. Ihr Lieben, denkt's weiter nach!"" .... Aber wie hab' ich [Johanna Frommann geb. Wesselhöft] Dich [Friedrich Frommann] Mittwoch [30. April] hergewünscht, wo Goethe so ganz offen war, so heiter, daß er zuletzt halb 11 um Verzeihung bat, daß er uns so lange aufgehalten habe. Italien, Moritz, Merck, die Zeit von 1772 bis 1800 kamen auf's Tapet. Zuletzt kam's auf Preßfreiheitzwangscensurexemplare, wie dasjenige betitelt wurde, was die Censoren, die nicht mehr censiren, noch haben möchten. . . — Um dieselbe Zeit erzählte er einmal, wie ein hallischer Renommist in Kanonen und mit Stürmer ins Berliner Theater kommt und, als einiger Spectakel entsteht, auf die Bank steigt und ruft: Schauderhafter Plebs, sei stille! worauf alles still wird.

695.

1817, Mitte (?).

Mit Riemer.

a.

„Der Patriotismus verdirbt die Geschichte," pflegte Goethe zu sagen; „Juden, Griechen und Römer haben ihre und die Geschichte der andern Völker verdorben, nicht unparteiisch vorgetragen. Die Deutschen thun es auch, so ihre eigene, als die Geschichte der Ausländer."

b.

„Gutem Willen eines jeden will ich gerne nachhelfen; wo ich aber Mißwollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unversehens als Mitschuldigen zu ertappen."

c.

„Diese Italiener sind seltsame Personen; hohle Enkomiasten in ihren öffentlichen Vorträgen, heimliche Detractoren wenn sich Gelegenheit findet."

696.

1817, 22. August.

Mit Riemer.

„Pfaffen und Schulleute quälen unendlich. Die Reformation soll durch hunderterlei Schriften verherr-

licht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so ins Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren; denn unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponirt. Alles Übrige ist ein verworrener Handel, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

697.

1817, zwischen 22. März und 8. August.

Mit Friedrich Wilhelm Krummacher.

Voran stehe die Begegnung mit unserm Dichterfürsten Goethe. Es war im Jahre 1817, als ich mit diesem in heroischer Gestalt vor mir stehenden Manne eine längere freundliche Unterhaltung hatte. — Als damaliger Student machte ich vom Turnplatze aus in meinem Turnergewande einen einsamen Spaziergang dem Berge zu, welcher „die Goethesruhe" genannt wurde, und erblickte am Fuße desselben die Equipage der Excellenz. Obwohl ich dieselbe öfter schon von ferne erblickt hatte, war es mir doch interessant, ihn im Vorbeigehen näher anzuschauen und ihm meinen Gruß zu entbieten. Letzteres geschah in aller Ehrerbietung, aber vorbeigehen sollte ich nicht. „So eilig?" war die freundliche Anrede. Ich blieb stehen, die schwarzroth-

goldene Burſchenſchaftsmütze in der Hand. „Bedecken Sie ſich;“ hieß es. „Sie kommen vom Turnplatz?“ Auf meine bejahende Antwort erwiderte er: „Die Turnerei halte ich werth; denn ſie ſtärkt und erfriſcht nicht nur den jugendlichen Körper, ſondern ermuthigt und kräftigt auch Seele und Geiſt gegen Verweichlichung.“ Darauf fragte er nach meinem Namen und als ich ihm denſelben nannte, ſagte er mir: „Ihr Name iſt mir wohlbekannt. Iſt vielleicht der Verfaſſer der Parabeln Ihnen verwandt?“ Und als ich erwiderte: „„Derſelbe iſt mein Vater, Excellenz!““ da ſprach er das mich hoch erfreuende Urtheil: „Dieſe tiefen Dichtungen ſind nach Inhalt und Form klaſſiſch und überſtrahlen die Herder'ſchen. — Was ſtudiren Sie?“ fragte er weiter. „„Theologie, Excellenz.““ Er: „Da werden Sie ſehr viel zu ſtudiren haben. Gefällt es Ihnen denn in Jena?“ — „„Natur und Wiſſenſchaft bieten vieles, aber auch unſere Verbindung, die Burſchenſchaft, die von einem patriotiſch-ſittlichen Geiſt durchweht iſt.““ Er: „Aber herrſchen in derſelben nicht auch extreme Richtungen?“ Ich: „„Es mag das bei einzelnen der Fall ſein, aber ſie haben durchaus keine gefährliche Tendenz.““ Er: Alſo die Natur gefällt Ihnen hier? Sie gefällt auch mir. Schauen Sie nur das Panorama an, welches von dieſem Hügel ſich darſtellt als ein harmoniſches Ganze: dort im Thale die Stadt mit der Saale, rings von Bergen umgeben, und ſüdwärts die Burg, romantiſch hervorragend. Sie thun wohl,

wenn Sie sich neben der Wissenschaft der Natur erfreuen. Wenn Sie aber an Ihren Vater schreiben, so bitte ich, ihn von mir hochachtungsvoll zu grüßen." — „„Das wird meinem Vater,"" erwiderte ich, „„ein werthvoller Gruß sein, für den ich auch Ew. Excellenz herzlich danke."" — Darauf reichte er mir mit den Worten: „Ich wünsche Ihren Studien den besten Erfolg!" die Hand, und so nahm ich von dem freundlichen Herrn Abschied.

698.

1817.

Mit Samuel Ferjentsék.

Eines Tages war Ferjentsék . . zu einem geselligen Cirkel bei Knebel eingeladen. Er wurde veranlaßt Goethes Ballade „Der Sänger" (in der Composition F. J. Reichardt's) zu singen. . . . . Der Sänger war noch in der ersten Strophe, da trat Goethe ein. Er stellte sich unten an's Clavier und sah unverwandt den Sänger an. Nach dem Liede ging er heiter auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Sie haben mir eine angenehme Stunde bereitet." Er fragte ihn darauf, aus welcher Gegend Ungarns er sei und als er hörte, er sei aus den Bergstädten, bemerkte er sogleich: „Ei da müssen Sie sich auch für Mineralogie interessiren! Wir haben hier eine Mineralogische Gesellschaft; Sie müssen Mitglied werden." Nach einiger

Zeit erhielt F. auch zu seiner großen Verwunderung ein . . Diplom.

— — — — — — — — — — —

Goethe sprach von der Aufführung einer Oper, die an demselben Tage in Weimar stattfinden sollte und rieth Ferjentsék auf das Lebhafteste, diese Aufführung sich nicht entgehen zu lassen. . . . . Ferjentsék war auch sogleich entschlossen nach Weimar zu gehn. Bevor er sich aber noch von Goethe empfahl, trat dieser an das Fenster und sagte, nachdem er einige Zeit hinausgesehen: „Ich rieth Ihnen vorhin, nach Weimar zu gehn, nun rathe ich Ihnen ab: es kommt ein Gewitter.“ — Ferjentsék bemerkte: es sei ja doch der schönste Tag mit Sonnenschein und blauem Himmel. Goethe blieb bei seiner Meinung und Ferjentsék empfahl sich, ganz erstaunt über diese, wie ihm schien unbegründete Prophezeihung. Er glaubte nicht daran und blieb bei seinem Vorsatze, ging . . . nach Weimar und wurde von einem greulichen Gewitter überfallen, dabei naß bis auf die Haut.

Bei einem nächsten Besuche gestand F. denn seinen Unglauben und wie er dafür bestraft worden sei. . . . Er sagte unter anderm: „Ja, ihr jungen Leute, Ihr glaubt uns nicht! Wenn ich aber so jung wäre wie Sie, da wüßte ich, was ich thäte: ich würfe mich ganz auf die Meteorologie, da wäre noch etwas zu erreichen!“

699.

1817, 13. October.

Mit v. Müller.

Nachmittag besuchte ich Goethen, der sehr artig und mittheilend war, nachdem ich vier Wochen getrotzt hatte. Er zeigte mir die „Krönung der Maria" und*) die Wunder des Hieronymus von (Fiesole) herausgegeben mit Beschreibung von Schlegel. Dann legte er des jungen Kaufmann schönes römisches Stammbuch vor und gab mir die Modelle der Schweizergebirge. Sehr schön und gemüthlich sprach er über Hofrath Meyers Aufenthalt in Heidelberg, über den Kastengeist der Jenaischen Akademiker und Graf Rhedens Persönlichkeit.**)

700.

1817, 14. October.

Mit Luise Juliane von Lengefeld geb. von Wurmb.

Als ich neulich in die Stadt gehen will, steht mir Goethe im Wege auf der Schütte [vor dem Schlosse zu Rudolstadt]. Er war recht freundlich und sagte, er könne mir eigentlich nicht sagen, wo er herkomme noch wo er hingehe, er würde Dich [Charlotte v. Schiller]

*) Irrthümlich: Es heißt: oder die Wunder des heiligen Dominicus nach J. v. Fiesole, gez. von W. Ternite.

**) Wahrscheinlich Graf Redern, der aus Goethe — Zelters Briefwechsel bekannt ist.

aber bald ſehen und Dir es ſagen, daß Du mir es ſchreiben ſollteſt. Es freute mich ihn zu ſehen; er ſah ſo gut und ordentlich hübſch aus. Ich vermuthe, er hat die großen Köpfe bei uns [Abgüſſe der Coloſſe vom Monte Cavallo in Rom] geſehen.*)

701.

1817, 20. October.

Mit Victor Couſin.

Il [Goethe] me reçut dans une galerie ornée de bustes, où nous nous promenâmes. Sa démarche est calme et lente comme son parler; mais à quelques gestes rares et forts qui lui échappent, on sent que l'intérieur est plus animé que l'extérieur. Sa conversation, d'abord assez froide, s'anima peu à peu; il parut ne pas trop s'y déplaire; j'ai joui quelques instants de Goethe se développant avec plaisir. Il marchait et s'arrêtait pour m'examiner ou pour se recueillir et marquer toujours plus profondément sa pensée, chercher une expression, plus exacte ou donner un exemple et des détails. Le geste rare, mais pittoresque, et l'habitude générale grave et imposante. Nous restâmes ensemble à peu près une heure. Il n'a mis en avant aucun paradoxe, et il ne m'a dit que des choses neuves. Son imagination perçait de temps en temps; beaucoup d'esprit dans le détail et

*) [Die Vermuthung war zutreffend.]

le développement; un vrai génie dans le corps de l'idée le qui me parait caractériser son esprit, c'est l'étendue.

Notre entretien commença assez mal. Je lui exposai l'état de la philosophie en France et mes projets. Ils n'étaient pas tout à fait de plaire au Voltaire de l'Allemagne, à l'admirateur de Diderot, et il m'insinua doucement que la France ne s'occuperait jamais sérieusement de philosophie. Je lui répondis qu'au contraire la philosophie était dans l'essence même du génie français, témoin tant de philosophes illustres qu'a produits la France depuis Descartes jusqu'à M. Royer-Collard. Goethe m'eut tout l'air de ne connaitre ni l'un ni l'autre. Il me dit alors qu'il croyait bien qu'il y aurait toujours en France des individus d'élite qui étudieraient la philosophie, mais qu'il doutait fort qu'ils pussent communiquer leur gout à un public nombreux. Il me cita l'exemple de son ami M. de Villers dont il déplora la perte. — „Monsieur," lui répliquai-je, „M. de Villers était émigré et il ne connaissait pas la France nouvelle. Moi, je suis un enfant de la révolution, je suis libéral comme tous mes camarades, et bien résolu à ne reculer devant aucune difficulté. J'ai d'ailleurs la ferme conviction que j'ai raison, et que le matérialisme et l'athéisme du XVIIIe siècle sont des erreurs funestes, incompatibles avec les sentiments et les moeurs d'un peuple

libre.“ — Ce ton de jeune homme, qui dans ces préoccupations oublie à qui il parle, aurait irrité Voltaire: il fit sourire Goethe, et l'intéressa même car tout ce qui avait la moindre apparence de caractère et de nouveauté, en mal ou en bien, excitait son attention. — „„Eh bien,““ me dit il, „„puisque vous aimez la philosophie, et que vous voulez connaître la philosophie allemande, je puis vous en parler, car je l'ai vue naître et se développer.““ Là-dessus il passa en revue tous les philosophes distingués qui étaient sortis d'Iéna et de Saxe-Weimar: Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, Herder, Schiller, Wieland, qui était aussi philosophe à sa manière. „„J'ai tout vu en Allemagne, depuis la raison jusqu'au mysticisme. J'ai assisté à toutes les révolutions. Il y a quelques mois, je me suis mis à relire Kant; rien n'est si claire depuis que l'on a tiré toutes les conséquences de tous ses principes. Le système de Kant n'est pas détruit. Ce systéme, ou plutot cette méthode, consiste à distinguer le sujet de l'objet, le moi qui juge de la chose jugée avec cette réflexion que c'est toujours moi qui juge. Ainsi les sujets ou principes du jugement étant différents, il est tout simple que les jugements le soient. La méthode de Kant est un principe d'humanité et de tolérance. — La philosophie allemande,“ me dit-il encore, „„c'est la manifestation des diverses qualités de l'esprit. Nous avons vu paraître tour à tour

la raison, l'imagination, le sentiment, l'enthousiasme.""

Il m'a beaucoup entretenu de physique. Selon lui, la physique de M. Biot, qui venait de paraître, a deux parties écrites dans deux systèmes differents, dont un esprit exercé saisit aisément l'opposition perpetuelle. Il m'a parlé avec vivacité contre le système atomistique.

Je ne puis qu'indiquer ici les points principaux de notre conversation. Il m'est impossible de donner une idée du charme de la parole de Goethe: tout est individuel, et cependant tout à la magie de l'infini: le précision et l'étendue, la netteté et la force, l'abondance et la simplicité, et une grâce indéfinissable sont dans son langage. Il finit par me subjuguer, et je l'écoutais avec délices. Il passait sans efforts d'une idée à une autre, répandant sur chacune une lumière vaste et douce qui m'éclairait et m'enchantait. Son esprit se développait devant moi avec la pureté, la facilité, l'éclat temperé et l'énergique simplicité de celui d'Homère.

702.

1817, November.

Mit Karl August Varnhagen von Ense.

Ich mußte, als ich Goethen vor mir hatte, alles fahren lassen, was die langjährige, tiefgenährte Be-

kanntſchaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten wirkſamen Menſchen beſchäftigt zu ſein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geiſtvoll, kraftreich, mir das Bild eines ganzen Menſchen — wenn dieſer geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig iſt — in vollſtändig ausgebreiteter, großartiger, ſchöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das ſeltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer ſo milden und biedern Aufnahme, als ſei ich ein alter Freund, der längſt erwartet worden, mußte mich umſomehr überraſchen, als ich die ſcheue Zurückhaltung, die ihm ſooft vorgeworfen worden, in den ſchriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte vermiſſen können. Nach der erſten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, ſprachen wir gleich ſehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, hielt mir ſeine Hand hin und rief mit Innigkeit: „Sie müſſen mir nochmal die Hand geben!“ — Vergebens würde ich . . den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Geſprächs zu ſchildern ſuchen; es war wie ein Stück Leben, in tauſend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge geſondert feſthalten zu laſſen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber ſelber doch nur als luftigheitres Gebild des Augenblickes erſchloſſen. Wie jenen helleniſchen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Plato verlebten Tagen ihn erſuchten, ſie

nun auch zu seinem berühmten Namensvetter, dem Philosophen, zu führen, so ging es fast mir, der ich in täuschender Besinnung leicht diesen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch Bekanntschaft des ihm gleichnamigen Schriftstellers zu verschaffen. Ich blieb auf Goethes wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht sogar; sein Sohn und dessen neuvermählte Gattin waren die einzigen Mitgenossen eines Theils dieser Stunden. Schwer würde ich einige besondere Sprüche aus dem lebendigen Ganzen aussondern; die festesten, kräftigsten Äußerungen, die feinsten erfreulichsten Wendungen, voll Gestalt im Hervorkommen, zerflossen mir unter den Händen, wenn ich sie dem Gedächtniß zum Behalten und Überliefern einprägen wollte. Wir sprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — er sagt' es selbst — Zutrauen von Dingen, die seine Denkart sonst lieber unerörtert lassen mag; auch über den Geist und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Gestalten der nächsten Vergangenheit, Napoleon, Franzosen, Deutschland, Preußen. Wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unsres vaterländischen Dichters Vaterlandstreue gesetzt! Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Äußerungen in dieser Hinsicht, von wahrem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks, wie der Jahrhunderte beseelt! Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die meisten erst spät sie sehen; er hat vieles schon

durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen, und wir verlangen, er solle unsre Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen!

703.

1817, November oder December.

Über Wartburgfestreden.

Von [des Studenten] Rödiger's Rede sagte sogar Goethe neulich: „Ja, einpaar Ungeschicklichkeiten ꝛc. abgerechnet, ist sie sogar in sich gut.“ Am meisten wird Fries' Rede getadelt und für einen Professor ungeschickt und unklug genannt, wie seine Erklärung.

704.

1817, Anfang December.

Mittag bei Frommanns.

a.

Wir haben einen schönen Mittag mit Goethe gehabt. Wir saßen von 1 Uhr an nur bis $4^1/_2$ bei Tische! Der alte Herr schwazte so schön. Du [Friedrich Johann Frommann] weißt, ich [Johanna Frommann] bring' ihn nicht auf solche Dinge, aber er kam von selbst auf R.'s Rede. Du wärst zufrieden gewesen mit dem, was er sagte, aber nachsagen kann man's besser mal mündlich, als schriftlich, nicht weil's verfänglich wäre, sondern weil einem kaum gefällt, was man ihm nachsagt, viel weniger nachschreibt. Auch über

andres denkt er wie wir. Überhaupt über die Jugend und ihren mitunter unartigen Muthwillen ist keiner erbittert oder erbost, als Leute mit bösem Gewissen oder Stumpfe, wenn sie auch getadelt wird.

b.

Goethe aß den Mittag auch bei uns, und wie [der Untersuchungscommissar] G. fort war, äußerte er, daß er noch sitzen bleiben wolle und wurde nun so gesprächig und liebenswürdig, wie ich ihn nie gesehn. Er kam nämlich auf die Wartburggeschichte, und nun erklärte er sich so, daß ich ganz aus den Wolken fiel. Unter andern sagte er ungefähr: ob es etwas Schöneres geben könne, als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkäme, um sich fester für das Gute zu verbünden mit dem Entschlusse, in jeder Lage ihres Lebens alle ihre Kräfte aufzuwenden ꝛc.

705.

1817, gegen Mitte December.

Über den Studenten Rödiger.*)

R. ist neulich bei Goethe gewesen und hat ihn stumm und kalt gefunden; er hat immer von Politik anfangen wollen, G. aber immer gleich abgebrochen.

*) Wenigstens höchst wahrscheinlich ist unter dem „R." Rödiger zu verstehen, obwohl auch ein Burschenschafter Riemann als Redner beim Wartburgfeste aufgetreten war.

Nun war es wunderbar, wie G. von ihm erzählte, daß er sich hätte zurückhalten müssen; er hätte dem R. um den Hals fallen, ihn tüchtig küssen und sagen mögen: „Lieber Junge, sei nur nicht so dumm!“ Die Mutter nannte R.'s Augen lebendig; das war G. lange nicht genug. Er sagte auch: er thäte jetzt nichts als niederschlagende Pülverchen einrühren, damit sie nur seinen lieben jungen Leuten nichts thäten, seinen lieben Brauseköpfen.

706

1817, 12. December.

Mit Riemer.

„Wenn die Deutschen anfangen, einen Gedanken oder ein Wollen, oder wie man's nennen mag, zu wiederholen, so können sie nicht fertig werden, sie singen immer unisono wie die protestantische Kirche ihre Choräle.“

707.

1817.

Mit Ferdinand Johannes Wit gen. von Dörring.

Mit jedem Augenblicke peinlicher ward für Goethe die Geschwätzigkeit und Prahlerei des bekannten Wit. v. Dörring, der ihm 1817 in Weimar einen Besuch machte. Goethe erhob sich von dem Sopha, wo er neben ihm gesessen und sagte: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche, mein Bester, wie Sie das Talent hätten,

jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir das nun nicht widerfährt, leben Sie wohl!" So sprechend, entfernte er sich in ein anderes Zimmer.

Von eben jenem Manne sagte er ein andermal, als er ihn bei seinem Hause vorbeigehen sah, zu einem Freunde: „Es thut mir ordentlich wehe, wenn ich den Menschen so frei herumlaufen sehe. Man sollte ihn wieder festsetzen; denn er hat eine solche Virtuosität im Gefangensitzen, daß er nur im Prison seinen Beruf erfüllt."

708.

1817 (?).

Mit Jenaischen Burschen.

Man denke aber von dem frommen Ernste der damaligen Jenenser Jugend nicht zu hoch. Das „frisch, frei und fröhlich" wog immer noch gegen das Schlußwort ihrer Devise stark bei derselben vor. Wohl war alles, was an's Gemeine gränzte, aus ihrem Kreise verbannt, doch hatten neben ernsten Exercitien der aus unserer Mitte gebildeten und von Officieren des Freiheitskampfes befehligten „Wehrschaft" und der „edlen Turnerei", die alten Commerse, „Paukereien", ob diese auch seltener, burlesken Schaustellungen auf dem Marktplatze, und was deß mehr noch, ihren „flotten" Fortgang, ja, neben den höchst feierlichen Bundesversammlungen ging sogar nach wie vor auch die althergebrachte

Lichtenhainer „Hofhaltung“ mit ihrem biertapferen Herzog Thus, ihren Hofchargen und „Kanonenorden“ her, eine Posse, an der sich sogar Goethe einmal auf einem Spaziergange vorübergehend ergötzte. Überhaupt ward uns öfter die Freude, der hohen Gestalt dieses Dichterheros zu begegnen. Auf dem Turnplatz verweilte er einmal, nachdem er aus seinem, von zwei weißen Schimmeln gezogenen Wagen gestiegen, länger in unserer Mitte, und ich meine heute noch die sonore Stimme zu vernehmen, mit der er angesichts der Schwingungen eines besonders geübten Turners am Reck seine Bewunderung in dem Ausruf kund gab: „Ich bin erstaunt! Einer Weidengerte gleicht der junge Mann!“ Eine einst an ihn mit der Bitte abgeordnete Deputation, daß er uns Vorlesungen über Literatur oder Ästhetik halten möge, wurde auf das Wohlwollendste von ihm aufgenommen und nach einer längeren, die Studien der einzelnen Deputirten betreffenden traulichen Unterhaltung mit der Versicherung entlassen, er werde „zu gelegener Zeit“ (diese Zeit aber trat nimmer ein) mit Freuden unserem Wunsche willfahren.

709.

1818, 16. Februar.

Mit Riemer.

„Rath und That muß freilich jeder bei sich selber suchen.“

710.

1818, Februar.

Mit v. Knebel.

Jetzt macht alles Verse, doch Goethe meint, es sei niemals weniger Poesie in der Welt gewesen, als eben jetzt.

711.

1818, 27. Februar.

Mit v. Müller und Julie Gräfin v. Egloffstein.

Abends $7^3/_4$ Uhr holte ich Julie zu Goethen ab. Wir waren erst ganz allein mit dem alten Herrn und Ottilie und da war er ganz allerliebst. Julie legte ihre Zeichenbücher vor, die er sehr humoristisch kritisirte. Es ist unerlaubt, ja unverschämt, so viel Schönes zu machen, ohne einen Begriff davon zu haben; sie solle Perspective studiren, und vorzüglich schalt er die sklavische Treue im Zeichnen nach der Natur. Dann soupirten wir unten in dem neueingerichteten Zimmer, während Goethe eine allerliebste Liebesgeschichte von Karlsbad erzählte, und das Geständniß ablegte, daß er sich mit ältern Damen gar nicht gern befasse. Darauf zeigte er uns merkwürdige Handschriften aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und aus dem brandenburgischen Hause, welche in einer Foliantenkapsel gar zierlich und nett eingeschachtelt waren.

712.

1818, 5. März.

Mit v. Müller.

Heute besuchte ich Goethen, der sehr genial [Professor] Friesen das Skelet eines Tigers nannte und seine Vorahndungen des Unheils aus der Wartburgfeier erzählte. „Quiconque rassemble le peuple, l'émeut," rief er mehrmals aus. „Gegen Voigt saß mir die Mißbilligung der Erlaubniß zur Wartburgfeier schon auf den Lippen; ich habe sie aber verschluckt, um mich nicht zu compromittiren ohne Erfolg. Ich habe im 22. Jahre den Egmont geschrieben und bin seitdem nicht stille gestanden, sondern diese Ansichten über Volksbewegung immer fort mit mir sich durchleben lassen. Nun weiß ich wohl, woran ich bin; meint ihr, der Egmont sei nur ein .... gewesen, der mir entschlüpft, oder man müsse mich erst trepaniren, um den Splitter aus dem Gehirn zu ziehen?"

713.

1818, 6. März.

Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein.

Goethe öffnete uns seine Zimmer, als ich bei Ottilien den Abend zubrachte. Er war höchst liebenswürdig in seinem weißen Flausrock und schaukelte uns gleichsam hin und her im sanften Auf- und Nieder-

wogen seines Gesprächs. Nachdem er eine Mappe der interessantesten Kupferstiche mit uns durchblättert und viel Gewichtiges darüber gesagt hatte, kamen wir plötzlich von der Kunst auf die Natur zu sprechen.

Von Wiesbaden äußerte er, daß das Leben dort zu leicht, zu heiter sei, als daß man nicht verwöhnt würde fürs übrige Leben. Er möge daher nicht zu oft hinreisen; Karlsbad störe das innere Gleichgewicht schon weit weniger. Oft bestimme die kleinste Zufälligkeit die dauerndsten Verhältnisse im Leben, und am meisten wirkten Berge auf die Verschiedenheit der Sitten und Charaktere, weit mehr als Klima und Sprache. Viel Scharfsinniges und fast Fabelhaftes erzählte er von seinen Wolkenstudien. An die freundliche Einladung zu ihm nach Jena „auf seine Tanne" knüpfte er die interessantesten Äußerungen über das Leben und Treiben der Jenaischen Professoren, das ihn ewig frisch und in steter Fortbildung erhalte.

„Seht liebe Kinder, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nichts aus Büchern, sondern durch lebendigen Ideen-Tausch, durch heitere Geselligkeit müßt Ihr lernen."

Als die Richtigkeit seiner Ansicht, daß Professoren mehr als andere Geschäftsleute zu thun hätten, bestritten und ich z. B. hingestellt wurde, nach Belieben bei der Nachbarschaft zu weilen, sagte Goethe, ein Kanzler müßte eigentlich gar keine Nachbarschaft haben

und von Staatswegen eine Brandmauer vor ſeinen Fenſtern aufgeführt werden. Nun da verdiene ich ja wohl den Dank des Staates, entgegnete Julie, daß durch eine neuere Vorrichtung an meinem Zeichenfeſter wenigſtens zum Theil ſolch eine Brandmauer aufgeführt worden iſt. „Ja wohl," ſagte Goethe, „einen dreifachen Dank, des Kanzlers Augen, des Staats und Ihrer (Julien v. Egloffſtein) eigenen Augen wegen. Ob das der Kanzler wohl auch gewiſſenhaft niederſchreiben wird?"

714.

1818, erſte Hälfte März.

Mit Julie Gräfin v. Egloffſtein.

Außerdem noch habe ich auf Goethes Wunſch und Geheiß ein neues Studium begonnen — die Perſpective nämlich, und zwar beim hieſigen Theatermaler, der die bequemſte Methode haben ſoll, es den Leuten beizubringen, und zwar in kurzer Zeit. Ich ſcheute die neuen Koſten und ſträubte mich; Goethe meinte, ich ſei nur zwei Zoll breit vom wahren Weg entfernt und könne nur durch die Kenntniß der Perſpective dahin gelangen; ſechs bis acht Stunden wären hinreichend dazu. — Müller ließ heimlich den neuen Lehrer kommen und ſandte ihn mir ſodann unvermuthet über den Hals.

715.

1818, erste Hälfte März.

Mit Caroline Gräfin v. Egloffstein.

Goethe geht morgen wirklich schon wieder, weil er sich die Angst um Ottiliens Niederkunft ersparen will.... Goethe läßt sich von mir vorsingen und scheint sehr zufrieden; er hat neue Lieder, von Zelter neu componirt, die ich ihm vorspielen und bekannt machen muß.

716.

1818, April.

Mit Caroline Gräfin v. Egloffstein.

Wir haben bis jetzt unsere Musenscherze vor Goethe heimlich gehalten, weil er die dichtenden Frauen haßt und wir von ihm geliebt sein wollen; allein er weiß es nun und — unparteiisch wie die Liebe ist — findet er den Musenverein geistreich und wohlgethan!? — O, unparteiischer Mann! Er hat sich sogar über meine Kritik der Schriftsteller höchlichst ergötzt.

717.

1818, 29. April.

In Dornburg.

a.

Der schönste Sommermorgen begünstigte die Fahrt, die ich [Caroline Freifrau v. Egloffstein] mit einigen

Freunden [v. Müller, Julie v. Egloffstein] unternommen hatte. . . . . Einer meiner Begleiter meinte . . . . . [unter anderem]: Goethe sei äußerst tolerant mit dem Verstande, jedoch nicht mit dem Gemüthe, daher widersprächen seine Schriften den Handlungen im täglichen Leben, durch welche er intolerant erscheinen müsse.

Was mir bisher in Goethes Benehmen räthselhaft gewesen, lösten diese wenigen Worte und klärten mich über den Charakter des großen Meisters auf. Auch vertiefte ich mich so sehr in diese Betrachtung, daß ich erst wieder daraus erwachte, als wir in Dornburg anlangten, wo nach kurzem Verweilen in dem uns angewiesenen Zimmer Goethe erschien und uns mit ungewöhnlicher Freundlichkeit begrüßte. Auf den ersten Blick erkannten wir, wie wohlthätig der Aufenthalt in jener reizenden Umgebung, die Ruhe und Freiheit, die ihm hier zutheil geworden, auf Geist und Körper bei ihm eingewirkt. Sein großes Auge strahlte in milderm Glanze und über seine schönen classischen Züge war die reinste Heiterkeit verbreitet. Die starre Maske, welche er aus Verlegenheit und Convenienz vorzuhalten pflegte, hatte er abgelegt und stand nun in seiner ganzen Erhabenheit vor uns.

Nach manchen scherzhaften Äußerungen ging er allmählig auf die wichtigsten Anliegen der Menschen über. Mit der größten Klarheit und Wärme sprach er von Religion und sittlicher Bildung als den Hauptzwecken der Staatsanstalten. Er sagte unter andern: „Das

Vermögen jedes Sinnliche zu veredeln und den todtesten Stoff durch Vermählung mit der geistigen Idee zu beleben, ist die sicherste Bürgschaft unsers überirdischen Ursprungs, und wie sehr wir auch durch tausend und abertausend Erscheinungen dieser Erde angezogen und gefesselt werden, so zwingt uns doch eine innige Sehnsucht den Blick immer wieder zum Himmel zu erheben, weil ein unerklärbares tiefes Gefühl uns die Überzeugung gibt, daß wir Bürger jener Welten sind, die so geheimnißvoll über uns leuchten und wir einst dahin zurückkehren werden. Die Religion soll Frieden zwischen den Gesetzen jenes geistigen Reiches und der Sinnlichkeit des Menschen stiften; die Moral war nur ein Versuch dies zu bewirken, sie ist jedoch schlaff und knechtisch geworden, als man sie dem schwankenden Calculo einer bloßen Glückseligkeitstheorie unterwerfen wollte. Kant hat sich ein unsterbliches Verdienst erworben, indem er die Moral in ihrer höchsten Bedeutung aufgefaßt und dargestellt hat. Sie sollte den Charakter der Roheit mildern, der nur nach eigenen Gesetzen leben, in fremde Kreise nach Willkür eingreifen will. Dieser Rohheit und Willkür Schranken zu setzen, wurden Staatsvereine geschlossen, und alle positiven Gesetze sind nur ein mangelhafter Versuch, die Selbsthülfe der Individuen gegeneinander zu verhüten. — Wenn man das Treiben der Menschen seit Jahrtausenden überschaut, so erkennt man darin einige, unter mannigfachen Verbrämungen sich wiederholende Formeln,

die mit Zauberkraft auf ganze Nationen wie auf die Einzelnen eingewirkt, und als das untrügliche Zeichen einer höheren, alles leitenden Macht betrachtet werden müssen."

Diese Äußerungen prägten sich meinem Gedächtniß so kräftig ein, daß ich sie bei der Rückkehr nach Weimar niederschreiben konnte.

b.

Wir [v. Müller u. a.] fuhren bei heiterster Frühlingssonne gegen 8 Uhr Morgens von Weimar aus nach Dornburg.

— — — — — — — — — — —

Gegen 11 Uhr langten wir an. . . . . Eilig durchflogen wir die Zimmer rechts und links . . . . und fixirten uns dann sofort an das Eckfenster im Zimmer der Frau Großherzogin Louise, damit unsere eifrige Zeichnerin von hier aus einen Theil der Gegend, vom alten Schlosse gegen die Brücke hinab, aufnehmen könne. Wir mochten so etwa eine halbe Stunde am offenen Fenster gesessen haben, als durch den kleinen Garten unter dem Fenster ein stattlicher Mann ernst und feierlich aus den Gebüschen heranschritt.

Es war Goethe, der hochverehrte Meister, den ein Brief von mir gestern Abend von unserer Hierherreise benachrichtigt und zu uns eingeladen hatte! — Jubelnd flogen wir ihm entgegen, und sein heiteres Auge lohnte unserer herzlichen Bewillkommnung. Alsobald mußte

das Zeichnen fortgesetzt werden, mit der zärtlichsten Sorgfalt machte er auf alle kleinen Vortheile in Aufnahme und Behandlung des Gegenstandes aufmerksam und förderte so das begonnene Werk zum allerheitersten, bald lobend, bald scheltend. „Ach! wärst Du mein Töchterchen, rief er scherzend aus, wie wollt ich Dich einsperren, bis Du Dein Talent völlig und folgerecht entwickelt hättest! Kein Stutzer sollte Dir nahen, kein Heer von Freundinnen Dich umlagern, Convenienz und gesellige Ansprüche Dich nimmer umgarnen; aber copiren müßtest Du mir von früh bis in die Nacht, in systematischer Folge, und dann erst, wenn hierin genug geschehen, componiren und selbstständig schaffen. Nach Jahresfrist ließe ich Dich erst wieder aus meinem Käfig ausfliegen, und weidete mich dann am Triumphe Deiner Erscheinung.“ Unsre Zeichnerin zeigte aber keine sonderliche Lust, sich einer solchen Kunstdiät zu unterwerfen, obwohl sie mit der munterſten Laune den alten Meister beschwor, ihr seine strengen Lehren auch auf ihrem gewohnten Lebensgange nicht zu versagen. Er schüttelte skeptisch den Kopf, vermeinend: solche hübsche Kinder horchten gar freundlich auf die Lehren der alten Murrköpfe, weil sie sich stillschweigend den Trost gäben, nur so viel davon zu befolgen, als ihnen gerade beliebte. „Willst Du aber, mein Engelchen,“ fuhr er fort, „hierin wirklich eine Ausnahme machen, so fordere ich zur Probe dreißig Copien von Everdingens in Kupfer gestochenen kleinen Land-

ſchaften, die ich Dir zum Beginn eines folgerechten Portefeuille geben werde und ſetze Dir ſechzig Tage unerſtreckliche Friſt."

Die Freundin ſchrie hoch auf über die gewaltige Aufgabe; aber Goethe blieb unerbittlich und ſetzte wie ein wahrer Imperator hinzu: „wie Du es ausführſt, das iſt Deine Sache; genug, ich fordere es und weiche kein Haar breit von meinem Gebote ab."

So verſtrich unter Scherzen und Neckereien der Reſt des Vormittags; unterdeſſen war im zierlichen Saale das kleine Mittagsmahl aufgetiſcht und das fröhliche Quartett ließ ſich nicht lange mahnen. . . . .

Doch bald nahm das Geſpräch eine höhere Richtung. In ſolcher Naturherrlichkeit, in ſolchem Freiheitgefühl von allem Zwang der Convenienz ſchließt der edlere Menſch ſein Inneres willig auf und verſchmäht es, die ſtrenge Maske der Gleichgültigkeit vor ſich zu halten, die im täglichen Leben den Andrang der läſtigen Menge abzuhalten beſtimmt iſt. So auch unſer Goethe! Er, dem über die heiligſten und wichtigſten Anliegen der Menſchheit ſo ſelten ein entſchiedenes Wort abzugewinnen iſt, ſprach diesmal über Religion, ſittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanſtalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir ſie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten. „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den todteſten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben," ſagte er, „iſt die ſchönſte Bürgſchaft unſres

überſinnlichen Urſprungs. Der Menſch, wie ſehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tauſend und abertauſend Erſcheinungen, hebt doch den Blick forſchend und ſehnend zum Himmel auf, der ſich in unermeßnen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in ſich fühlt, daß er ein Bürger jenes geiſtigen Reiches ſei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieſer Ahnung liegt das Geheimniß des ewigen Fortſtrebens nach einem unbekannten Ziele; es iſt gleichſam der Hebel unſres Forſchens und Sinnens, das zarte Band zwiſchen Poeſie und Wirklichkeit.

Die Moral iſt ein ewiger Friedensverſuch zwiſchen unſern perſönlichen Anforderungen und den Geſetzen jenes unſichtbaren Reiches; ſie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts ſchlaff und knechtiſch geworden, als man ſie dem ſchwankenden Calcul einer bloßen Glückſeligkeits-Theorie unterwerfen wollte; Kant faßte ſie zuerſt in ihrer überſinnlichen Bedeutung auf, und wie überſtreng er ſie auch in ſeinem kategoriſchen Imperativ ausprägen wollte, ſo hat er doch das unſterbliche Verdienſt, uns von jener Weichlichkeit, in die wir verſunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Charakter der Rohheit iſt es, nur nach eignen Geſetzen leben, in fremde Kreiſe willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geſchloſſen, ſolcher Rohheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle poſitiven Geſetze ſind wiederum nur

ein ewiger Verſuch, die Selbſthülfe der Individuen gegen einander abzuwehren.

Wenn man das Treiben und Thun der Menſchen ſeit Jahrtauſenden überblickt, ſo laſſen ſich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen, wie über die Einzelnen ausgeübt haben, und dieſe Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tauſend bunten Verbrämungen dieſelben, ſind die geheimnißvolle Mitgabe einer höhern Macht ins Leben. Wohl überſetzt ſich jeder dieſe Formeln in die ihm eigenthümliche Sprache, paßt ſie auf mannichfache Weiſe ſeinen beengten individuellen Zuſtänden an und miſcht dadurch oft ſo viel Unlauteres darunter, daß ſie kaum mehr in ihrer urſprünglichen Bedeutung zu erkennen ſind. Aber dieſe letztere taucht doch immer unverſehens wieder auf, bald in dieſem, bald in jenem Volke, und der aufmerkſame Forſcher ſetzt ſich aus ſolchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeiſtes zuſammen."

Wir lauſchten aufmerkſam jedem Worte, das dem theuren Munde beredt entquoll, und waren möglichſt bemüht, durch Gegenrede und Einwurf immer lebendigere Äußerungen hervorzulocken. Es war als ob vor Goethes innerem Auge die großen Umriſſe der Weltgeſchichte vorübergingen, die ſein gewaltiger Geiſt in ihre einfachſten Elemente aufzulöſen bemüht war. Mit jeder neuen Äußerung nahm ſein ganzes Weſen etwas Feierlicheres an, ich möchte ſagen, etwas Pro-

phetiſches. Dichtung und Wahrheit verſchmolzen ſich in einander und die höhere Ruhe des Weiſen leuchtete aus ſeinen Zügen. Dabei war er kindlich mild und theilnehmend, weit geduldiger als ſonſt in Beantwortung unſerer Fragen und Einwürfe, und ſeine Gedanken ſchienen wie in einem reinen ungetrübten Äther gleichſam auf und nieder zu wogen.

Doch nur allzuraſch entſchlüpften ſo köſtliche Stunden. „Laßt mich, Kinder, ſprach er plötzlich vom Sitze aufſtehend, laßt mich einſam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach ſolchem Geſpräch geziemt dem alten Merlin ſich mit den Urelementen wieder zu befreunden.“ Wir ſahen ihm lange und frohbewegt nach, als er in ſeinen lichtgrauen Mantel gehüllt feierlich ins Thal hinabſtieg, bald bei dieſem, bald bei jenem Geſtein, oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend, und die erſtern mit ſeinem mineralogiſchen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geiſterhafte Erſcheinung allmählich entſchwand.

718.

1818, Anfang Juni.

Mit v. Knebel u. a.

Knebel iſt ganz der alte wieder. Ich [Johanna Frommann] wollte, Du [Friedrich Johann Fr.] hätteſt gehört, wie er ſchalt, daß Goethe (der damals leidend

war), ſo viel arbeite und den Geiſt anſtrenge; Schillern hätte der Geiſt auch aufgefreſſen. Goethe ſagte wieder: „Dann arbeite ich am meiſten, wenn ich mich beſchäftigen darf, wie ich mag.“ — Man bedauerte ihn, daß er keine Geſellſchaft habe, aber die intruders wären ihm verhaßt.

719.

1818, Juni.

Mit Riemer.

„Der Menſch iſt wohl ein ſeltſames Weſen! Seitdem ich weiß, wie es mit dem Kaleidoſcop zugeht (das Dr. Seebeck uns erklärt hatte), intereſſirt mich's nicht mehr. Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit ſetzen, wenn er uns die Geheimniſſe der Natur ſämmtlich offenbarte: wir wüßten vor Untheilnahme und langer Weile nicht was wir anfangen ſollten.“

720.

1818, 7. Juli.

Mit Wilhelm Gerhard.

Es traf ſich nun glücklicherweiſe, daß Goethe der fürſtlichen Taufe wegen ſich eben hier [in Weimar] befand, und da ich durch Bertuch erfuhr, es ſei eben die Stunde (11 Uhr), wo er Freunde zu ſprechen pflege, ſo wollte ich nicht verſäumen, ihm meine Aufwartung zu machen.

Ich wurde sogleich vorgelassen und mit herablassender Freundlichkeit empfangen. Viele, die Goethe persönlich gesprochen haben, finden sich durch eine gewisse feierliche Würde und einen Anstrich von Hofetiquette verletzt, den sie Stolz nennen, der aber diesen ausgezeichneten Mann sehr gut kleidet, weil das Wahrhaftmenschliche auch durch diese Abgemessenheit leuchtet. Ich wenigstens habe nicht das Geringste in seinem Wesen gefunden, was nicht weit mehr zu ihm hingezogen, als von ihm abgestoßen hätte. Ich mußte ihm viel von der Absicht meiner Reise nach England, von dem Gange des britischen Handels, ihren Manufacturen, der Natur englischer und deutscher Wolle, dem Rückzoll auf Druckwaaren Erklärendes sagen, und alles schien ihm in naturhistorischer Hinsicht interessant. Er wünschte sogar bei meiner Rückkehr Muster meines Einkaufs zu sehen. Wir kamen dann auf die Dichtkunst zu sprechen. Er sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Maskenzüge und gestand die Schwierigkeiten ein, die es mir in Leipzig machen müsse, solche Feste zu arrangiren, da es dort nicht wie in Weimar den Adel und einen Fürsten gibt, dem zu Ehren sich jener beeifere, allegorische Darstellungen zu arrangiren. Ich kam auf orientalische Literatur und Joseph v. Hammer zu sprechen; er gestand mir ein, daß er den „Divan" des Hafis bearbeite und schien es gern zu hören, daß die persische Dichtkunst durch ihre Bilder von Edelsteinen und Blumen mir lieb und ich der Meinung sei,

ein neuer Stern aus dem Morgenlande würde künftigen Geschlechtern durch die noch lange nicht genug zu Tage geförderten Schätze indischer und persischer Poesie glänzend aufgehen. Wegen einer beabsichtigten Bearbeitung der „Sakontala“ für die Bühne war er ganz meiner Ansicht, den indischen Himmel des siebenten Actes zu streichen und einen andern Schluß dafür zu machen; und weil ich den Einwurf, man könne mich deshalb verketzern, äußerte, tröstete er mich mit der Bemerkung: ein Dichter habe völlige Freiheit, das umzumodeln, was nicht für seine Zeit passe.

721.

1818, 13. Juli.

Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein.

Goethe schilderte uns sehr lange Amerika und die dortige Colonisirung, so daß Julie v. Egloffstein nicht übel Lust verspürte, dahin auszuwandern.

722.

1818, 18. Juli.

Mit v. Müller und Julie v. Egloffstein.

Ich [v. Müller] war zu Goethe gegangen, um mich von ihm zu verabschieden, da er am nächsten Tage nach Carlsbad reiste. Julie v. Egloffstein brachte Goethes Gesundheit aus, was diesmal geduldet wurde, obwohl er es nicht leiden mag.

723.

1818, 6. August.

In Gesellschaft bei Fürst Joseph Schwarzenberg.

Soeben war eine recht interessante Scene beim Fürsten Joseph Schwarzenberg, wo wir in zahlreicher Gesellschaft zu Mittag gegessen hatten. Die Gräfin B[ombelles] sang außerordentlich schön und entzückte uns alle, als die Thüre sich öffnete und die Catalani hereintrat. Die Gräfin wollte nun durchaus nicht weitersingen; die Catalani bestand darauf mit recht liebenswürdiger Manier. Es ging also vorwärts; die schöne Gräfin gewann ihre Zuhörer immer mehr und mehr. Unter andern war Goethe gegenwärtig und ganz hingerissen. Er sagte das erste hübsche Wort seitdem er in Karlsbad ist: „Wir sind diesen Tönen näher verwandt; es ist das deutsche Herz, das uns entgegenklingt.“ Die Gräfin, selbst gerührt durch den Eindruck, den sie machte, sang nun bezaubernd und stimmte endlich, von ihrem Manne auf dem Clavier begleitet, „Kennst du das Land — —“ an. Die ganze Gesellschaft wurde lebhaft ergriffen. Goethe hatte Thränen in den Augen. Jetzt begann die Catalani sich unheimlich zu fühlen; sie wurde blaß und behauptete, es werde ihr übel .... Auf einmal lenkte sich nun das Interesse auf ihre Seite, obgleich eine unverkennbare Anwandlung von Eifersucht der Grund ihres Leidens war. Die Gräfin, von allen Herren

und Damen unterstützt (nur der Feldmarschall, Goethe und ich blieben neutral) bestimmte sie, ihre Stimme zu erheben. Sie sang eine italienische Romanze, aber schwach, fast nüchtern und höchst bewegt.

724.

1818, Ende (?).

Über „Die Welt als Wille und Vorstellung" von Arthur Schopenhauer.

Nun laß uns von Deinem Werke reden! . . . . Goethe empfing es mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Theile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir [Adele Schopenhauer] beiliegenden Zettel*) und ließ sie sagen: Er danke Dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei. Weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt. Darum sende er die Nummern, daß Du nachsehen könnest, was er meine. Bald gedenkt er Dir selber weitläufiger seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin solle ich Dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie: der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes

*) Er enthält die Notiz: „pag. 320, 321, 440, 441. Goethe." (3. Aufl. S. 261 f. und 360 f.)

Jahr habe er nun eine Freude; denn nun leſe er es von Anfang zu Ende und denke wohl ſoviel Zeit dazu zu bedürfen. Dann ſprach er mit mir und meinte: es ſei ihm eine große Freude, daß Du noch an ihm hingeſt, da Ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem Dein Weg von dem ſeinen abginge. In dieſem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darſtellung und der Schreibart, obſchon Deine Sprache von der der andern abweiche und man ſich erſt gewöhnen müſſe, die Dinge ſo zu nennen, wie Du es verlangſt; habe man aber einmal dieſen Vortheil erlangt und wiſſe, daß Pferd nicht Pferd, ſondern cavallo, und Gott etwa dio oder anders heiße, dann leſe man bequem und leicht. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl, nur ließ ihm das ungraziöſe Format keine Ruh, und er bildete ſich glücklich ein, das Werk beſtehe in zwei Theilen.

Quellen.

519. (Aus Brief v. F. Rochlitz an K. A. Böttiger v. 14. Nov. 1812 nach der Handschrift auf der k. Bibliothek zu Dresden. — **520.** Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. I. Band. Stuttgart, 1860. S. 562. (Aus Brief an die Erbprinzeß von Mecklenburg-Schwerin v. 22. Jan. 1811.)

521. Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 715. — **522.** Ebenda S. 622. — **523.** Ebenda S. 715. — **524.** Wie 520. S. 578 f. (Aus Brief an die Erbprinz. v. Mecklenburg-Schw. ohne Datum.) — **525.** Sulpiz Boisserée. I. Band. S. 111 f. (Aus Brief an Melchior Boisserée v. 3. Mai 1811.) — **526.** Ebenda S. 113 ff. (Aus Brief an denselben v. 6. Mai 1811.) — **527.** Ebenda S. 115. (Ebendaher.) — **528.** Ebenda S. 117. (Aus Brief an Bertram v. 10. Mai 1811.) — **529.** a) Ebenda S. 117 f. (Ebendaher). — b) Ebenda S. 118 f. (Aus Boisserée's Tagebuch.) — **530.** Ebenda S. 119 f. (Aus Brief an Bertram v. 10. Mai 1811.)

531. Wie 525. S. 120. (Aus Brief an Bertram v. 10. Mai 1811.) — **532.** Ebenda S. 121 ff. (Aus Brief an Melchior B. v. 15. Mai 1811.) — **533.** Ebenda S. 124. (Ebendaher.) — **534.** Wie 521. S. 716. — **535.** Ebenda. — **536.** Ebenda. — **537.** Briefe von und an Goethe ꝛc. Hrsgg. von F. W. Riemer. Leipzig 1846. S. 340. — **538.** Ebenda S. 341 f. — **539.** Ebenda S. 341. — **540.** Ebenda S. 342.

541. Wie 537. S. 341 f. — **542.** Wie 520. S. 589 ff. (Aus Brief an die Erbprinzeß von Mecklenburg-Schw. v. 18. Jul. 1811.) — **543.** Wie 537. S. 342. — **544.** Ebenda. — **545.** Wie 521. S. 716. — **546.** Wie 520. S. 591. (Aus Brief an die Erbprinzeß v. Mecklenburg-Schw. v. 30. Jul. 1811.) — **547.** Wie 537. S. 343. — **548.** Aus Schelling's Leben. II. Band. Leipzig 1870. S. 264. (Aus Brief von Pauline Gotter v. 7. Sept. 1811.) — **549.** Wie 537. S. 343. — **550.** Ebenda.

551. Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. Stuttgart und Tübingen, 1850. S. 113 f. (Aus Reinhard's Brief v. 7. Spt. 1811, worin Stelle aus Brief Lefebure's an Reinhard.) — **552.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. I. Band. Breslau, 1841. S. 264 f. — **553.** Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. IV. Band. Berlin, 1840. S. 163 ff. — **554.** Aus K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hrsgg. von H. Düntzer. Jena 1858. S. 576 f. (Aus Knebel's Brief v. 31. October 1811.) — **555.** Wie 537. S. 344. — **556.** Ebenda. — **557.** Ebenda S. 344 f. — **558.** Wie 521. S. 717. — **559.** Wie 537. S. 345. — **560.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. Leipzig 1862. I. Theil. 7. Capitel.

561. Archiv für Litteraturgeschichte hrsgg. von F. Schnorr v. Carolsfeld. IV. Band. Leipzig, 1875. S. 462 f. (Aus F. Schubart's Erinnerungen an Goethe.) — **562.** Wie 520. S. 618 f. (Aus Brief an die Erbprinzeß v. Mecklenburg-Schw. v. 5. Fbr. 1812. — **563.** Ebenda S. 623. Aus Brief an dieselbe v. 12. dess. Mon.) — **564.** Wie 548. S. 309. (Aus Brief von Pauline Gotter v. 16. Apr. 1812.) — **565.** Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche ꝛc. dargestellt von J. Janssen. Freiburg i. B. 1877. S. 216. (Aus Brief Friedrichs an seinen Bruder Christian v. 12. Aug. 1812.) — **566.** Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von H. Luden. Jena, 1847. S. 108—113. —

567. Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. v. C. A. H. Burkhardt. Stuttgart, 1870. S. 4 f. — **568.** Wie 537. S. 345. — **569.** Wie 554. S. 635 f. (Aus Knebels Brief v. 26. Nov. 1812. — **570.** Wie 537. S. 346.

571. Wie 567. S. 6 ff. — **572.** Wie 537. S. 346 f. — **573.** Goethe aus näherm persönlichen Umgang dargestellt von J. Falk. Leipzig, 1832. a) S. 151—163. b) 50—64. — **574.** Wie 537. S. 347. — **575.** Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, von H. Uhde. 2. umgearb. Aufl. Berlin 1875. S. 87 f. — **576.** Erinnerungen aus dem äußern Leben von E. M. Arndt. Leipzig 1840. S. 195 f. — **577.** Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen v. Ense. I. Band. Mannheim 1837. S. 482. — **578.** Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). 3. Aufl. Berlin 1871. S. 139 ff. — **579.** Ebenda. S. 143. — **580.** Wie 537. S. 347 f.

581. Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. Von Franz v. Schwanenfeld. Breslau 1862. S. 4—11. — **582.** Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Gesammelt und hrsgg. v. H. Döring. Leipzig 1852. S. 148 ff. — **583.** Wie 537. S. 348. — **584.** Goethe und Einer seiner Bewunderer, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1840. S. 19—24. — **585.** Wie 537. S. 348. — **586.** Ebenda. — **587.** Ebenda S. 348 f. — **588.** Wie 575. S. 98 f. — **589.** Wie 537. S. 349. — **590.** Wie 567. S. 113—123.

591. Wie 585. S. 24 f. — **592.** Wie 575. S. 98 f. — **593.** Wie 584. S. 25—31. — **594.** Ebenda S. 32 f. — **595.** a) Goethes Briefwechsel mit F. Rochlitz. Herausgeber W. Frh. v. Biedermann. Leipzig 1887. S. 453 f. b) Jahrbücher der Literatur. Sechzigster Band. 1832, October, November, December. Wien. S. 231. — **596.** Wie 537. S. 349. — **597.** Wie 560. I. Theil. 9. Capitel. — **598.** Schopenhauer's Leben von W. Gwinner. 2. umgearbeitete und vielfach ver-

mehrte Aufl. Leipzig 1878. S. 140. 143. — **599.** Wie 537. S. 349 f. — **600.** Ebenda S. 350.

601. Wie 537. S. 351 f. — **602.** Ebenda S. 353 f. — **603.** Ebenda S. 352. — **604.** Wie 521. S. 717 f. — **605.** Ebenda S. 718. — **606.** Wie 537. S. 354. — **607.** Ebenda. — **608.** Wie 521. S. 718 f. — **609.** Wie 537. S. 354 f. — **610.** Wie 567. S. 8 f.

611. Wie 567. S. 9 ff. — **612.** Weimarer Sonntagsblatt. II. Jahrg. Weimar 1856. S. 226 f. (Aus: Erinnerungen eines Weimarischen Musikers von K. Eberwein.) — **613.** Wie 567. S. 11. — **614.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. I. Band. Berlin 1841. S. 265 ff. — **615.** Wie 537. S. 355. — **616.** Didaskalia. Belletristisches Beiblatt des Frankfurter Journals. Nr. 201. Freitag, den 22. Juli 1870. — **617.** Zur Biographie Pestalozzi's, von H. Morf. IV. Theil. Winterthur 1889. — **618.** Ebenda. — **619.** Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Alterthumskunde. Hrsgg. von R. Pick. I. Jahrg. 1875. S. 287. (Aus: Persönliche Erinnerungen an Goethes Aufenthalt in Wiesbaden, von D. St. geb. Cramer.) — **620.** a) Wie 525. S. 233 f. (Aus Brief an Schmitz v. 24. Oct. 1814.) — b) Morgenblatt zur Bayerischen Zeitung Nr. 195, Sonnabend, 18. Juli 1863. Nr. 196 u. 197, Montag d. 20. Juli 1863. (Aus Bertram's Unterhaltungen.) — c) Morgenblatt der Bayerischen Zeitung. Nr. 17 u. 18. Montag, 18. Januar 1864. (Aus Bertram's Unterhaltungen.) — d) Briefe von Heinrich Voß an Christian v. Truchseß. Hrsgg. von A. Voß. Heidelberg 1834 S. 60 ff. (Aus Brief v. 30. Oct. 1814.)

621. Wie 525. S. 226. (Aus Brief an Melchior Boisserée v. 10. Oct. 1814. — **622.** Aus unserer Zeit in meinem Leben. Von K. C. v. Leonhard. I. Band. Stuttgart 1844. S. 443—450. — **623.** Wie 560. 12. Capitel. — **624.** Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des Theaters und der Musik. Hrsgg. von J. Lewinsky. II. Band. Berlin

1882. S. 155 f. (Aus G. Moltke's Beitrag: Goethe-Reminiscenzen.) — **625.** Wie 560. 13. Capitel. — **626.** Weimarer Sonntagsblatt. III. Jahrg. Weimar 1857. S. 462. — **627.** Wie 567. S. 12 ff. — **628.** Ebenda S. 15 f. — **629.** Auguſt von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenoſſen und der Gegenwart. Zuſammengeſtellt von W. v. Kotzebue. Dresden 1881. S. 71. — **630.** Goethes Beziehungen zu Köln von H. Düntzer. Leipzig 1885. S. 108 f.

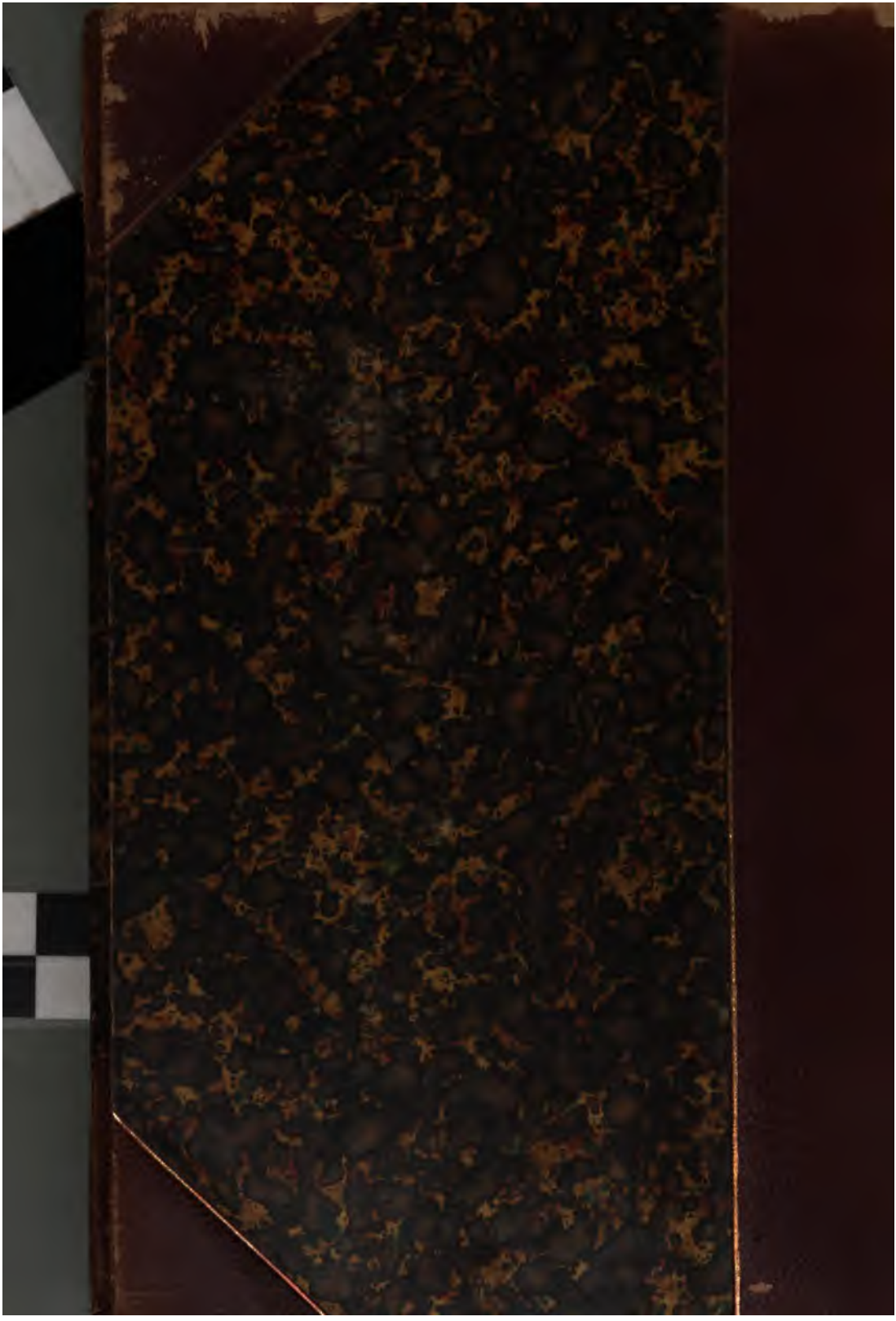
631. Wie 525. S. 249—252. (Aus Boiſſerée's Tagebuch.) — **632.** Ebenda S. 253 bis 256. — **633.** Ebenda S. 256 ff. — **634.** Ebenda S. 258 ff. — **635.** Ebenda S. 261. — **636.** Ebenda S. 261 ff. — **637.** Ebenda S. 263 ff. — **638.** Ebenda S. 266 ff. — **639.** Ebenda S. 268 f. — **640.** Ebenda S. 269.

641. Wie 525. S. 270. (Aus Boiſſerée's Tagebuch.) — **642.** Ebenda S. 270 f. — **643.** Ebenda S. 271 f. — **644.** Ebenda S. 273. — **645.** Nach der Handſchrift des Tagebuchs von Auguſt Keſtner, gütigſt mitgetheilt von Herrn Georg Keſtner. (Im Auszug in: Die Gegenwart. Band XIII. Nr. 26. Berlin, den 29. Juni 1878.) — **646.** Wie 525. S. 274 f. (Aus Boiſſerées Tagebuch.) — **647.** Ebenda S. 275. — **648.** Ebenda S. 275 f. — **649.** Ebenda S. 276 f. — **650.** Ebenda S. 277.

651. Wie 525. S. 277 ff. — **652.** Ebenda S. 279. — **653.** Ebenda S. 280. — **654.** Ebenda S. 280 f. — **655.** Ebenda S. 281. — **656.** Ebenda S. 281 f. — **657.** Ebenda S. 282 f. — **658.** Ebenda S. 283 f. — **659.** Ebenda S. 284. — **660.** Morgenblatt der Bayeriſchen Morgenzeitung 1863. Nr. 196 u. 197. S. 681. (Aus Bertram's Unterhaltungen.)

661. Jugenderinnerungen von G. Parthey. Handſchrift für Freunde, II. Theil. S. 362 f. — **662.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. I. Band. Frankfurt a. M. 1880. S. 339. (Aus Brief Jakob Grimm's an ſeinen Bruder Wilhelm v. 14. Oct. 1815.) — **663.** Ebenda S. 340. (Aus Brief v. 20. Nov. 1815. —

664. Wie 525. S. 284. — **665.** Ebenda. — **666.** Ebenda S. 284—288. — **667.** Ebenda S. 288. — **668.** Ebenda S. 288 f. — **669.** Ebenda S. 289. — **670.** Ebenda S. 289 f.

671. Wie 525. S. 290 f. — **672.** Wie 537. S. 355. — **673.** K. L. v. Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Hrsgg. von K. A. Varnhagen v. Enſe und Th. Mundt. III. Band. Leipzig 1840. S. 70. (Aus Brief an Böttiger v. 10. Mai 1820.) — **674.** Wie 560. I. Theil. 12. Capitel. — **675.** Morgenblatt für gebildete Leſer. 1858. Nr. 22. S. 521. (Später in: Aus Goethes Freundeskreiſe. Von H. Düntzer. Braunſchweig 1868. S. 535.) — **676.** Wie 560. I. Theil, 15. Capitel. — **677.** Wie 662. S. 341. (Aus Schadow's Brief an Böttiger v. 28. Apr. 1816. — **678.** Kunſt-Werke und Kunſt-Anſichten von J. G. Schadow. Berlin 1849. S. 150. — **679.** Wie 560. I. Theil, 14. Capitel. — **680.** Goethe in Tennſtädt und mit Krug v. Nidda. Theilnehmenden . . . zugeſtellt von W. Frh. v. Biedermann. Dresden 1873. (Später in: Goethe-Forſchungen von W. Frh. v. Biedermann. Frankfurt a. M. 1879. S. 289—293.)

681. Wie 521. S. 719. — **682.** Vor den Couliſſen. Hrsgg. von J. Lewinsky. Berlin 1881. S. 277 f. (Aus H. Franke's Beitrag: Aus der Goethezeit.) — **683.** Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Hrsgg. von H. Düntzer. Leipzig 1856. S. 310. (Aus Brief v. 9. Oct. 1816.) — **684.** Life, Letters and Journals of G. Ticknor. Vol. I. Boston 1876. (Aus Tagebuch unterm 25. Oct. 1816.) — **685.** Wie 567. S. 16 f. — **686.** Ebenda S. 17. — **687.** Wie 682. S. 279. f. (Ebendaraus) — **688.** Mittheilungen über Goethe und ſeinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Gräflich Egloffſtein'ſchen Familien-Archivs zu Arklitten. Hrsgg. von J. Dembowski. Lyck 1889. S. 6. (Aus Brief von Gräfin Julie Egloffſtein an Freifrau v. Beaulieu. v. 4. Fbr. 1817.) — **689.** Wie 682. S. 281. (Ebendaraus.) — **690.** Wie 521. S. 719, ingleichen wie 537. S. 356.